
Freiherr Marschalk von Ostheim.

Aus dem Leben einer Künstlerin.



Agnese Schebest.

Aus dem

Leben einer Künstlerin

von

Agnese Schebest.

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.
1857.



Aus dem

Leben einer Künstlerin

von

Agnese Schebest.

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.
1857.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Meinen geliebten Kindern

Georgine und Fritz Strauß

herzlichst gewidmet.

Vorwort.

Die wiederholt freundlichen Anregungen meines Herrn Verlegers und mehrseitig ausgesprochene Wünsche meiner Freunde veranlaßten mich zu dieser Arbeit, der sich Anfangs — zu meiner Entschuldigung möcht' ich es bemerken, da ich nicht die Fähigkeit in mir fühle, als Schriftstellerin aufzutreten — mein ganzes Wesen widersträubte. Wie Viele werden auch an dieser meiner kleinen Bescheerung wahrhafte Freude und warmes Interesse haben!

Indessen ermuthigte mich der Gedanke, daß Einige vielleicht doch nicht so ganz theilnahmlos eine Epoche von einem Menschenleben in seinem Ringen und Streben an sich vorübergehen lassen werden.

Mir aber wird hierbei die Freude, mit meinem Danke gegen Gott auch jenen edlen Menschen, die eine arme Waise wie Schutzgeister in Menschengestalt segnend geleitet haben, für alle empfangenen Wohlthaten meinen Dank aussprechen

zu dürfen. Und wenn, neben den freundlichen Erscheinungen reiner Geister, bisweilen auch der Erdenstaub unreiner vor dem Auge des Lesers aufwirbelt, so möge dieser dabei freundliche Nachsicht üben und bedenken, daß dem Künstler Mancherlei entgegentritt, — nicht immer Gestalten von klassischer Bedeutung, wie sie freilich im Audienzsaal und vor dem Throne eines gebildeten Publikums allein erscheinen sollten.

Doch verweilt ja auch nicht Jeder gerne nur in einem Audienzsaal oder auf einem Throne.

Am 15. Februar 1813 wurde ich zu Wien geboren. Mein Vater war ein Böhme, gebürtig aus Sazawa, eines wohlhabenden Müllers Sohn; die Mutter eine Deutsche aus Proßmik bei Leitmeritz. Ihre Eltern waren dort begüterte Bürgersleute; doch mußten die Kinder die Feld- und Gartenwirthschaft selbst bestellen, und die Mutter erzählte uns oft, wie sie mit dem halbblinden Gaul ins Feld geritten sei, was mir als Kind unbeschreiblich schön vorkam, und ich wünschte mir, in meinem Leben nie mehr zu besitzen, als so ein halbblindes Pferd, das nie durchgeht und einen doch bisweilen leichter über die Erde hinträgt. Freilich wünschte ich dazu auch einige Aeckerle und ein kleines Häuschen.

Mein Vater, der nicht zwei deutsche Worte sprechen konnte, kam als Minenführer in die Festung Theresienstadt unweit Leitmeritz und meiner Mutter Wohnort. Er kam einmal, um die Mutter zu sehen, mit unserem nachmaligen Onkel, dem Hauptmann Merl (später Vorsteher einer topographischen Lehranstalt in Grätz, wo noch jetzt einige seiner Söhne als Offiziere in Garnison sind), in ihr elterliches Haus; sie aber lief bei seinen ersten Besuchen auf und davon. „Ich kann das Soldatenvolk nicht schmecken", und: „was hätt' ich auch mit dem böhmischen Zoback (zu deutsch — was denn?) reden können"! pflegte sie zu sagen. Der Vater aber kam getreulich immer und immer wieder, und da er nichts mit ihr reden konnte, weil sie kein Wort böhmisch sprach, so mußte der Onkel den Dollmetscher machen, und er

begnügte sich mit dem Anschauen und Zuhören. Der Vater wurde hierauf nach Wien versetzt, soll aber dort aus Sehnsucht nach der Mutter so gemüthskrank geworden sein, daß man über seinen bedauerungswürdigen Zustand dem kommandirenden General der Festung Theresienstadt Mittheilung machte. Dieser ließ der Mutter eines Tages durch seinen Adjutanten ankündigen, daß, wenn sie nicht augenblicklich nach Wien gehe und den Schebesta heirathe, er sie dazu zwingen werde. Das ganze Dorf kam darüber in nicht geringes Erstaunen, und Jedermann sah Ulrichs Rosel darum an, daß man in Wien ihrer so gar nöthig habe. Der arme Mann wurde von der Mutter recht innig bedauert, und obgleich sie in der letzten Zeit nicht wie anfangs seinen Besuchen aus dem Wege gelaufen sein mochte, da er ein bildhübscher Mann gewesen, und immer vornehmer ausgesehen haben soll als die Anderen, ja sogar vornehmer als der Herr General, so wollte es ihr dennoch nicht in den Kopf, so urplötzlich auf und davon zu reisen, ihre alte Mutter und ihre Heimath zu verlassen und in eine so weit entfernte, große und fremde Stadt zu ziehen. Die Großmutter ging deßhalb zum Commandanten der Festung und stellte ihm vor, daß die Reise nach Wien doch gar sehr viel kosten würde und daß die Leute vorerst ja nicht einmal mit einander reden, wie viel weniger einander heirathen könnten. „Nun, so soll sie auf Regimentskosten oder auf meine eigenen hingeschafft werden", erhielt sie zur Antwort. Ob der Vater, das Regiment oder der General die Reisekosten bezahlt hat, weiß ich nicht; aber Letzterer hat das Geld dazu wirklich vorgestreckt. Und so reiste denn meine gute Mutter auf — Commando — nach Wien ab. Der Vater sah sie und wurde wieder gesund; geheirathet wurde aber noch nicht sogleich; sie wollte erst etwas Rechtes erlernen und er indessen deutsch. Nach Verlauf von einem Jahre waren sie Mann und Frau. Sie lebten sehr glücklich mit einander, und ihre Ehe ward durch Kinder gesegnet. Nach mir kam ein Knabe

zur Welt, der aber bald darauf starb; dann meine zwei Jahre jüngere Schwester. Der Vater, obgleich noch jung und immer noch unfähig, sich im Deutschen mit Leichtigkeit verständlich machen zu können, wurde dennoch als Oberminenführer mit dem Mineurcorps nach Alessandria commandirt. Dort sollten seltene Produktionen von Felsensprengungen vor sich gehen, auch eine Festung sollte in die Luft gesprengt werden. Dem Vater wurde dabei die Leitung des Baues mehrerer Sprengbrunnen, sowie die Ladung derselben übertragen. Wie es aber dabei dem armen Vater erging, schildert nachstehender Brief meiner unglücklichen Mutter, den sie an den früher genannten Schwager: Hauptmann Merl in Grätz nach ihrer Zurückreise aus Italien von Hainburg aus geschrieben hat.

Hainburg den 27. April 1816.

Schätzbarester Herr Schwager und liebe Schwester!

Eine Reihe von Jahren lebte ich in dem Stande der Ehe sehr glücklich und zufrieden, aber du allmächtiger Gott! nur zu schnell verflogen die so glücklich durchlebten Jahre. — Der 15. August 1815 war der unglücklichste Tag, den man sich nur denken kann, und an welchen ich noch auf meinem Todtenbette mit grausem Schrecken denken werde. — Den 1. Juni 1815 wurde die Compagnie, bei welcher mein Mann ist, nach Alessandria in Piemont commandirt, um diese Festung zu demoliren, und mein Mann nahm mich mit unsern zwei Kindern ganz getrost mit.

Die Arbeit wurde gleich nach dem Eintreffen der Compagnie mit größter Geschwindigkeit und größter Zufriedenheit betrieben. Den 13. August 1815 wurden einige Experimentbrunnen angelegt, über welche mein Mann angestellt war und folglich für die Arbeit und das Laden verantwortlich sein mußte. Nach verrichteter Arbeit wurden die Brunnen abgesprengt, was Alles sehr gut gegangen ist, nur beim letzten

ging es leider nicht mit dem besten Erfolg. Mein Mann, den ich nur immer wegen seiner großen Geschicklichkeit in der praktischen Minenarbeit loben gehört hatte, kam ganz tiefsinnig zu Hause und sagte die wenigen Worte: es müsse bei den Mineurs Etwas vorgegangen sein und er werde sich morgen hievon überzeugen, um seinem General sodann Rede stehen zu können.

Ich, als Weib, unwissend in seinem Vorfall, konnte in dieser Sache gar keinen Rath geben. Der das Unglück nicht ahnende Mann ging den andern Tag zu seiner Arbeit, und nachdem Alles angestellt war, verfügte er sich mit zwei Infanteriehandlangern zu dem den Tag vorher abgesprengten Brunnen, stellte sich auf eine Latter (Leiter) und die Handlanger mußten ihn herunterlassen. Sie mochten ihn einige Klafter herabgelassen haben, als er durch den Pulverdampf, welcher noch immer unten war, bewußtlos hinabstürzte. Durch den Lärm der Handlanger kamen gleich mehrere Mineurs herbei, aber sie hatten eben das Loos, wie mein Mann, und stürzten Einer nach dem Andern sinnenlos auf denselben. Durch die Anstalten der in dem Augenblick herbeigeeilten Offiziere wurde doch Einer nach dem Andern herausgebracht, wobei besonders gescheide verfahren wurde, doch war mein Mann der Letzte, den man herauf brachte und folglich zum längsten unten. Man brachte meinen Mann, weil er selber sehr schwer war, wie auch durch den tödtlichen Pulverdampf, den er so lang in sich gezogen hat, ganz bewußtlos zu Hause. Den Schrecken, den ich bei Erblickung meines so schwer verunglückten Mannes empfand, ist keine Feder vermögend zu schildern. Drei Tage hindurch rang ich selber mit Tod und Leben, doch hatte man so noch einige Hoffnung von seinem Aufkommen. Aber, o Trauerpost! die ich in derselben Stunde erfuhr, die Worte tönen noch immer in meinen Ohren: er wird zwar aufkommen, aber seinen Verstand wird er schwerlich mehr erhalten. O, es war nur zu wahr, er war durch die ganze Zeit im Spital, aber leider

ohne Hoffnung in Hinsicht seines Verstandes. Er genaß zwar und nahm an Kräften zu, war aber noch immer ganz betäubt. Mich und die Kinder liebte er vorzüglich und weinte immer, wenn er uns sah, sonst aber sprach er Alles durch einander und wußte sich an Nichts zu erinnern. Und so ist er noch bis zur Stunde, und mein Elend unaussprechlich, Gott erhöre uns und lindre unser Schicksal!

Den 12. Januar 1816 sind wir wieder aus Italien heraus, und mit Ende März zu Hainburg in Oestreich eingetroffen, wo sonach die Veranstaltung geschah, daß mein Mann in's Spital nach Wien kam. Ich befinde mich einstweilen hier in Hainburg.

Derselbe ist jetzt 3 Wochen zu Wien im Spital; man gibt aber gar keine Hoffnung von seiner Wiedergenesung, folglich ist keine andere Hoffnung, als sie werden selben in's Invalidenhaus geben. Dieses, Vielgeliebte! ist mein ganzes unglückliches und so trauriges Schicksal.

O, ich bitte recht sehr, mir gütigst mit Rath beizustehen; ich bitte nochmals, schreiben Sie mir, denn ein Brief von Ihnen wird schon ein Trost für mich sein.

Einen Handkuß von meinen armen Kindern. Leben Sie wohl, Theuerste.

Ihre unglückliche Schwägerin

Rosalia Schebestin.

Es kam anders, der arme Vater wurde nach Prag in's Krankenhaus gebracht und die Mutter bekam in der kleinen Festung von Theresienstadt freie Wohnung und eine kleine Pension. So war sie doch wenigstens ihrer Heimath ganz nahe. Sie lief meist den Weg von 10 Stunden nach Prag zu Fuß zum kranken Vater; sie lief in der Nacht oft mutterseel allein dahin, damit sie nur am andern Abend wieder bei uns war. Oft hütete uns die Großmutter, zuweilen waren wir auch allein, nur unter Aufsicht

der Nachbarin. Den 12. November starb mein armer Vater im Krankenhause der k. Neustadt Prag an der Auszehrung. Die Mutter weinte bitterlich, so oft sie von ihm redete.

Sein gewissenhafter redlicher Sinn, durch den er sich allgemeine Achtung erwarb, hatte ihn auch in das Unglück geführt. Es stellte sich später heraus, daß einige der Mineurs, welche bei'm letzten Brunnen beschäftigt waren, von dem durch den Vater an sie vertheilten Pulver heimlich verkauft hatten; folglich war die Ladung zu schwach gewesen, und es hatte keine gehörige Explosion entstehen können.

Mit welchen Empfindungen die arme Mutter nun zwischen Vergangenheit und Zukunft stand, wird Jeder sich vorstellen können, der sich in ihre Lage hinein zu denken fähig ist. Der Schmerz und Jammer um den unglücklichen Gatten, die Sorge für ihre armen Kinder, dann der Verlust eines großen Theils ihres Vermögens durch die Bankozettel, die fortwährenden Opfer, die sie zu bringen hatte, alles Das wäre ja schon hinreichend gewesen, um die arme Frau gänzlich niederzudrücken. Dazu kam nun auch noch der Kummer um ihre alte Mutter, die, so lange sie zu geben hatte, sehr hoch geschätzt wurde von ihrer ganzen Familie; als sie aber, nach Vertheilung ihrer sämmtlichen Habseligkeiten an ihre 6 bis 8 Kinder, nichts mehr für sich behielt als nur die Hoffnung, daß ihr ein Wittwenstübchen in ihrem gewohnten Eigenthum, Unterhalt und Pflege bis an ihr Ende bei ihren Kindern werden möchte, da machten sie ihr das Gnadenbrod so sauer, daß sie sich endlich noch zu unserer Mutter flüchtete, zu ihrer ärmsten Tochter, wo sie allein noch innige Liebe und Pflege bis in ihr letztes 85. Lebensjahr fand. Woher bei all' diesem Jammer dennoch Frieden und Segen zu uns kam? — das hat nicht wohl ein Anderes so recht in tiefster Seele zu erkennen Gelegenheit gehabt als wir. Hätte meine demüthige, gottvertrauende Mutter nicht wie eine fromme Dulderin alles

Das ertragen, bei Tag und Nacht mit allen Kräften gerungen, und sich abgemüht für die Ihrigen, — wie wäre es uns Allen ergangen? — Woher kam aber diese unerschütterliche Kraft und Ausdauer? Nur von jenem ewigen Geiste, zu dem das liebende Weib mit ganzer Seele vertrauend empor blickte, der allein nur Kraft zu großen und edlen Thaten gibt. —

Außer einer einzigen ferne wohnenden Schwester der Mutter hatten wir anfangs Niemand, der sich um uns sonderlich bekümmert hätte. Jener General, der damals gleichsam scherzweise, vielleicht aber auch aus wohlwollenden Absichten die arme Mutter nach Wien drängte, war inzwischen gestorben. Er hätte vielleicht durch Rath und That ihr Schicksal erleichtern helfen. Es war nun ein Generalfeldzeugmeister an dessen Stelle gekommen, ein Franzose, dessen Name mir entfallen ist. Er sprach kein deutsches Wort und sah immer sehr böse aus nicht sowohl von Herzens wegen, sondern weil er eine Kugel im Leibe hatte, die ihm solche Schmerzen verursachte, daß man ihn auf seinen Spaziergängen oft jämmerlich wimmern hörte. Ich hatte anfangs eine solche Angst vor ihm, daß ich ihm schon von Weitem aus dem Wege lief, wenn er auf seinen Krücken sich durch die Allee aus der großen in die kleine Festung mühselig daher schleppte, denn er soll nicht selten ausgeschlagen haben mit einer seiner Krücken, wenn man mitleidsvoll vor ihm stehen blieb. Er hatte außer den Besuchen einer Verwandten, Gräfin von St. Julien — die im Herbste mit ihrer Tochter zu ihm kam und im Frühjahr wieder auf ihr Gut reiste — von weiblichen Wesen nur eine Haushälterin um sich. Diese hatte nicht wenig durchzumachen, da sie ihm alle paar Stunden die Wunde frisch verbinden mußte und nicht selten einige Schläge dabei empfing. Eines Tages brachte sie einen Pack alter Leinwand zu uns und sagte: Ich bringe Arbeit für die Kinderle; wenn ihr mir alle Samstage recht viel Charpie bringen werdet, so will ich euch auch einmal etwas recht

Schönes dafür schenken. Welche Freude! das war ein Geschäft, welches wir kleine Leute und unsere alte Großmutter ja recht leicht bestreiten konnten. Samstags trugen wir, meine Schwester und ich, die Charpie in die große Festung hinein, wohin wir eine halbe Stunde zu gehen hatten, und — ich bekam ein Töpfchen Schmalz, das zwar hauptsächlich nur abgeschöpfte Fette vom Fleisch war, aber womit doch mehrere Wochen lang unser Essen geschmälzt werden konnte. Meine Schwester bekam ein Säckchen voll Mehl. Ich vergesse nie die Freude, die wir für die erste Belohnung unserer Arbeit hatten.

Die Mutter gab sich alle Mühe, das Wenige, das sie noch hatte, zum Vortheil umzutreiben. Unsere Wohnung war hübsch und geräumig, daß wir Vieles für den Winter einheimsen konnten. Wir hatten einen schönen großen Stall und einen großen Grasplatz vor dem Hause. Die Mutter mästete deßhalb auch Geflügel. Auch ein paar Schweinchen hielten wir und eine Ziege; so hatten wir nicht Noth; immer, wie sie zu sagen pflegte, „a Bröckerl Fleisch". Und was über das Bröckerl hinaus langte, schickte sie auf den Markt zum Verkauf. Auf des Generals Feldern durften wir nach der Ernte eine Aehren- und Kartoffelnachlese halten. Gras gab es für unser Vieh überall genug, wir durften nur zusammenlesen, und so waren wir bei aller Armuth dennoch so reich, glücklich und vergnügt, wie ich es nach dem kaum mehr geworden bin. — Was war das für eine Freude, wenn so ein Thierchen Junge bekam oder Eier legte, oder wenn wir Samstag Abend Blumen für unsere Heiligenbildchen suchen gehen durften; und wie festlich war es am Sonntag bei uns! Zuerst wurde, wie alle Tage, gebetet, dann, wie nicht alle Tage, Kaffee getrunken, dann wurde Stube und Kammer in Ordnung gebracht, dann brachen wir grüne Zweige vom Gebüsch hinter unserem Hause und holten die Blumensträußchen, die über Nacht im frischen Wasser vor dem Fenster standen, herbei, und unsern

Heiligenbildern wurde damit ein Altar gebaut. Das sah gar festlich aus und wir dachten, so schön wie bei uns kanns nirgends mehr sein! Nun wurden wir schön säuberlich und sonntäglich angezogen und obgleich wir weder Köchin noch Kammerjungfer hatten, hielt uns die Mutter von außen und innen doch so rein und nett, daß wir durch unsere Reinlichkeit den Leuten ordentlich aufgefallen sind. Ehe wir aufwachten, hatte die gute sorgsame Mutter schon ihre Thierchen versorgt. Nun kam auch die Großmutter herbei mit ihrer Orgelpfeifenjacke und ihrer schönen Haube von schwarzer breiter Spitze, mit einem goldgestickten Käppchen über dem Wirbel und hinten hinab eine lange Schleife von schwarzen, breiten Bändern, dazu einen schönen, schwarzen, feinen Tuchrock, der wohl in hundert gequetschten Falten sie umschloß. Dann gingen wir allesammt in die Kirche.

Ich habe noch heute ein Gebetbüchlein, das ich zum Geschenk von ihr bekam, das in geschriebenen Lettern gedruckt ist und den Titel hat: Kurz und gut katholisches Meßbüchlein. — Die fromme Einfalt darin und der stammelnde Ausdruck der Gefühle kann mich aber heute noch so erbauen wie 1822, wo ich es empfing. Nach der Kirche eilte die Mutter nach Hause um zu kochen und wir spazierten langsam mit der Großmutter nach. Es versteht sich, daß das Mütterlein etwas extra Gutes für das Tischchen gerichtet hatte, wornach uns schon auf dem ganzen Nachhauseweg der Mund wässerte. Suppe und eine Mehlspeise erwartete uns meist. Nach Tisch liefen wir zwei ein wenig vor und hinter dem Haus umher, oder es kamen Kinder zu uns oder auch große Leute zum Besuch, wo dann die Großmutter zu erzählen anfing von der Libussa oder dem König Wenzel, oder vom Huß, oder auch von dem, was sie schon alles durch die fortwährenden Kriegszeiten erlebt habe und daß ihr Mann gerade in der härtesten Zeit ihr wegstarb. Wir hörten ihr sehr gerne zu, denn sie wußte viel, nur wenn sie gar bis weit hinten hin, zu den

Türken kam und zu erzählen begann, wie viele Kriege die Kaiserin Catharina mit ihnen hatte (was sie ohne Zweifel vom Großvater selig her so genau wußte), da liefen wir davon. Waren wir aber mit ihr allein, so erzählte sie uns, wie sie, trotz allem Verbot der Geistlichen, dennoch recht fleißig die Bibel gelesen habe, ja, daß sie sogar, um dieselbe verbergen zu können, ein geheimes Fach in dem Fußboden hatte, und fast alle Sonntagsnachmittage mehrere Bauern- und Bürgersfrauen bei verschlossenen Thüren um sich versammelte, ihnen daraus vorzulesen. Endlich habe man dieselbe ihr geradezu hinweggenommen und gedroht, sie als Ketzerin aus der katholischen Kirche zu verstoßen, wenn sie fernerhin dieses Treiben nicht aufgeben werde. „Was hab ich machen wollen? sagte sie, ich hab mich geduckt, weil ich ein Weib bin, hab aber deßwegen doch von der Bibel gedacht, was ich gewollt hab.“

Es kam nun die Zeit, daß ich in die Schule gehen mußte und nebenher auch nähen lernen sollte, das war keine Kleinigkeit.

Am sauersten wurde mir das Schreiben und wenn es meinem Talent nachgegangen wäre, so würde ich am liebsten stets ohne große Buchstaben geschrieben haben, und ich sehe auch heute noch nicht ein, warum man sich der großen Buchstaben wegen so viel Kopfzerbrechens macht. Daß man den Anfang jedes Satzes sowie die Titel und Eigennamen damit beginnt, leuchtete mir immer ein und das konnt ich mir auch leicht merken, die weitere Buchstabendiftelei ist aber eine sündliche Quälerei und macht mir das Leben heut noch bei meiner Schriftstellerei sauer genug. Was man damals in einer deutsch-böhmischen Schule lehrte, war klein bei einander. Unser Lehrer schrieb ganz gemüthlich anstatt Vater „Vatter“, anstatt himmlisch „hümmlisch“, und selbst in meinem Gebetbuch, das doch für den Druck bestimmt wurde, steht ganz harmlos: „Laß ab mein Herz vergeblich dich zu quällen, oder:

„O Herr, Gott meines Heils, des Tags hab ich zu Dir geruffen und des Nachts vor Dir. Laß mein Gebet vor Dein Angesicht kommen, — Neige Deine Ohren zu meiner Bitt, — Denn meine Seele ist mit Uebeln erfüllt, — Und mein Leben ist der Gruben zugenahet." Außer dem ABC-Büchlein, den Evangelien und dem Katechismus, dazu ein wenig Rechnen, weiß ich nicht, daß uns noch ein anderes Buch und Geschäft aufgeladen worden wäre. Nachmittags wurden auch hie und da Lieder gesungen, aber ohne sich erst viel mit Notenlesen abzumühen. Der Lehrer geigte uns das Lied vor und wir sangen es nach; wer es am leichtesten nachsingen konnte, der durfte sich sogar der Hoffnung hingeben, auch einmal allein in der Kirche singen zu dürfen. Ich dachte nie daran, daß auch ich einmal zu solcher Ehre kommen werde, denn ich wußte, daß ich ein armes Kind war und daß den reicheren und vornehmeren immer der Vorzug gebühre. Indeß lernte ich bei der Frau Schullehrerin das Weißnähen, das ich gerne trieb.

Ich mochte etwa zwei Jahre lang tagtäglich zweimal den halbstündigen Weg in die Festung gelaufen sein, als mir in der Allee ein großer, wunderschöner Herr mit feingeprägtem Kopf, dunklen Augen und dunklem Bart begegnete, der nur einen Arm hatte, den halbleeren Aermel aber vorne hingeknüpft trug und von 4—6 andern Herrn begleitet war, die mich alle nach und nach umringten, von dem ich aber keine Sylbe verstand.

Ein Dolmetscher war dabei, der mich fragte: wohin ich gehe? „Nach Hause zum Essen". Der schöne Herr hatte inzwischen seine Hand auf meinen Kopf gelegt, und ich getraute mir kaum, vor lauter Respekt, unter dieser Hand zu reden. Da fragte mich der Dolmetscher wieder, woher ich komme? „Aus der Schule." Wo ich wohne? „In der klanen Festung, im klanen Pavillon" gab ich zur Antwort. Er fragte mich: was ich Alles lerne? „Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und

Nähen.“ Kannst Du auch schön singen? „Das waiß i nit; wann i's könnt, nach dürft i a mal in de Kirchen singen.“

Die Herren sprachen dazwischen immer wieder mit einander und der Dolmetscher sagte: Wenn Du einmal singen wirst, dann wollen wir alle Dir zuhören kommen. Ich wurde ganz roth vor Freude und lief nach Hause, als hätte mich der Wind hingeblasen, und erzählte alles Das, und die Mutter erzählte mir diese Worte wohl hundertmal wieder, darum blieben sie auch fest mir im Gedächtniß. Auch der Schullehrerin erzählte ich's, und diese machte große Augen und erzählte es ihrem Mann, und der machte auch große Augen und sagte: „da werd ich dich bald einmal singen lassen, denn das ist gar ein vornehmer Herr, ein griechischer Fürst Namens Ypsilanty, der hier als Gefangener lebt. Es war die Zeit gegen Weihnachten, und mir wurde vom Schullehrer 6 Wochen vorher die feierliche Ankündigung gemacht, daß ich am Christabend singen dürfe, daß ich es doch aber auch dem Fürsten sagen werde, wie gerne der Herr Schulmeister Langer seinen Wink als Befehl annehme.

Ich begegnete der Gesellschaft oft, die dann nicht selten mit mir die ganze Allee hinausging; der Fürst führte mich dann wohl auch stückweise an der Hand und gab mir hie und da etwas für meine Sparkasse und ließ mich fragen, ob ich auch schon recht nähen könne? J konn schon bald e Hemed ganz allani machen,“ gab ich zur Antwort. Darauf wurde einmal ein Ballen Leinwand an die Lehrerin geschickt, woraus Hemden und Sacktücher für den Fürsten gefertigt werden sollten; es wurde dabei bemerkt, daß mir recht viel daran zu thun gegeben werden solle. Wer war froher als ich, für den schönen und noblen Fürsten gar das Allernothwendigste machen zu dürfen? —

Ich mochte etwa neun Jahre alt gewesen sein. Mit unbeschreiblichem Eifer nähte ich oft bis spät in die Nacht hinein. Ein Dutzend Sacktücher durfte ich ganz allein machen, auch die

Hemden und Aermel zusammennähen; nur die Krägen, Manschetten und Achselstücke setzte die Schullehrerin auf. Zeichnen durfte ich die Wäsche auch und war nicht wenig froh über meine schöne Arbeit. Natürlich waren die Steppereien der Frau Schullehrerin musterhaft und meine Stichelchen waren eben keine Hexerei. Der Fürst gab ihr soviel sie dafür verlangte, und mir gab sie davon 6 fl. Scheingeld. Das war unerhört viel, und ich war fast außer mir vor Freude, denn ich konnte und durfte für mich und meine kleine Schwester ein Kleid dafür kaufen. Den Tag konnten wir gar nicht erwarten, wo der große Einkauf statt finden sollte. Was suchte ich aber auch für Wunderdinge heraus? Das ganze Firmament hatten wir um uns herum, und man hätte Astronomie an uns studiren können! Man stelle sich vor, einen himmelblauen Zeug, darauf hingesät hochrothe Sonnen mit gelben Strahlen, weiße Sterne und grauliche Monde. Eines Sonntages begegnete uns der Fürst in dieser Pracht und Herrlichkeit; er legte die Hand abwechslungsweise auf unsere Köpfe und sah uns in die Gesichter, es fiel ihm aber gar nicht ein, unsere Himmelsglorie lange näher zu betrachten; da sagte ich's dem Dolmetscher, daß ich mich für die schöne Wäsche bedanken lasse, die ich nähen helfen durfte, und auch für das Andere, und bemerkte, daß wir nun so glücklich seien wegen der zwei schönen Kleider, die wir uns dafür anschaffen gedurft. Aber die Griechen schienen gar kein sonderliches Interesse für Astronomie zu haben, denn sie sahen uns immer wieder in's Gesicht, daran doch wenig Andres gesehen werden konnte, als daß wir, wie stets, sauber gewaschen und gekämmt waren.

Der Weihnachtsabend war inzwischen vor der Thür, und ich hatte keine kleine Freude und die Mutter keine kleine Angst, daß ich vor aller Welt in der Kirche singen sollte. Wenn ich stecken geblieben wäre, so hätte sie sich zu Tode geschämt, sagte sie mir hintendrein. Acht Tage vorher bekam ich alle Abende ein

Ei mit zerstoßenem Zuckerkanntel. Ich habe das Lied kaum so oft gesungen, als ich Eier essen mußte, denn auch des Mittags kamen meist Eierspeisen.

Endlich kam der Tag, und richtig, die Griechen waren mit der Gräfin von St. Julien und ihrer Comtesse Tochter in dem Kirchlein. Ich hatte ein Liedchen zu singen, wozu der Schulmeister auf der Geige die zweite Stimme spielte; es fing an: „Seht, ich verkünd'ge Euch große Freude rc." Es war mir ganz eigen um's Herz, als ich vom Chor herab die beleuchtete Krippe vorne am Altar sahe und nun mein Liedlein ertönen lassen sollte. Im ersten Augenblick hatte ich einen Schreck über die vielen Leute. Als es anfing, blieb mir der Athem fast aus. Der Lehrer hatte sein Solo schon fast ausgegeigt, und nun sollte die Singstimme eintreten. Waren nun die vielen Eier, oder die Furcht vor dem Lehrer und der Mutter, oder die Pietät vor der Krippe und dem geweihten Ort die Veranlassung, daß die Stimme, wenn auch im Anfang etwas schüchtern, dennoch hell und immer heller ertönte, ich weiß es nicht; es war aber so still rings herum, als wären des Schulmeisters Geige und ich allein auf der Welt, und die Mutter, nach der ich zuerst Verlangen hatte, als ich glücklich zu Ende war, sah, als ich sie fragend anblickte, wie es wohl geklungen habe, gerührt aus ihren lieben Augen herüber auf mich, denn sie stand bisher voll Bangigkeit in einem Winkel des Chors. Aus diesen Augen empfing ich auch späterhin am liebsten Urtheil, Theilnahme und Belohnung. Am Christfest Morgens, bevor wir angekleidet waren, kam ein Bote, daß wir zwei Kinder mit der Mutter noch vor der Kirche zur Gräfin v. St. Julien kommen sollten. Wir waren in größter Erwartung der Dinge, die unserer harreten. Als wir die breite Treppe in's Commandantenhaus hinaufgingen, zitterte uns allen das Herz. Die Haushälterin kam, nachdem wir eine Weile still gewartet hatten, denn anzuklopfen getrauten wir uns nicht, den

langen Gang hergelaufen und lachte, und zog uns in ein schönes Zimmer, wo wir zwei Kinder nur zu schauen hatten und uns kaum getrauten aufzutreten. Nach einem Weilchen wurden wir in das Toilettenzimmer der Gräfin geführt, wo mir die kleine Comtesse ein zimmtbraunes Mäntelchen, in dem ich sie vorher oft gesehen hatte, umhing, das mit blauem Seidenzeug gefüttert war, dazu ein ganz neues Häubchen mit vielen blauen Schleifen. Meine Schwester bekam ein wattirtes Ueberröckchen von schwarzem Seidenzeug und ein Käppchen mit Schwanpelz ringsum besetzt. Im Leben vergeß ich diese Freude nicht; die Mutter sank schier in die Knie vor Freudenschreck. Ja, könnten sich nur alle Leute darüber freuen, wenn so ein Paar arme Würmchen auch einmal an Lichtblicken des Glückes sich erwärmen dürfen. Wir hatten bald mehr Neider als Freunde. Der gute Lehrer jedoch, der zwar nicht ganz orthographisch schreiben konnte, aber ein treues Herz hatte, blieb frei von allem Neid; er redete seiner Frau zu, an ihren Bruder, den vielgerühmten Singmeister und Kammersänger Johannes Micksch meinethalb zu schreiben, denn er habe gehört, daß der fürstliche Dolmetscher geäußert hätte, sein Herr habe gesagt: „das Kind sollte zur Sängerin ausgebildet werden.“ Die Lehrerin schrieb darauf auch baldigst an ihren Bruder nach Dresden und er antwortete ihr, sie solle das Kind einmal zu ihm bringen. Das war ihr denn auch mehr als recht; sie wußte ja, daß es bei einem solchen Besuch nicht ganz leer ablaufen werde, ein Wunsch, der einer Schulmeisterin in Böhmen und besonders einer Mutter von 12 Kindern nicht allzusehr zu verargen war. Micksch hatte freilich noch viele arme Verwandte, die alle keine geringen Gaben von ihm empfingen und die, weil sie einmal gehört hatten, daß er einen Dukaten für die Stunde bekomme, nicht ganz selten kamen, um bei seinem Mitleid anzuklopfen. Da sie keine kleine Summe von Einkünften zusammenbrachten, wenn sie berechneten, daß man recht leicht täglich

12 Stunden geben könne; und wenn er gar noch die Nächte dazu verwendete, mußte der Mann, der nebenher auch noch einen bedeutenden Gehalt hatte, mit Dukaten gar nicht wissen, wo hinaus!

Es wurde also der Reise wegen großer Rath gehalten. Meine Mutter, die in allem, was kam, eine höhere Bestimmung ahnte und sich in diesem Glauben neigte oder aufrichtete, blickte mit unbeschreiblichem Vertrauen in die Zukunft. Sie war in Wien oft im Theater gewesen und hatte da gesehen, wie die Sänger und Schauspieler geehrt und geliebt wurden und daß es Menschen sind, wie andere Leute auch. Sie sagte: „es wäre ganz schön in der Welt, wenn alle Leute so gut wären wie der Schikaneder" (der Dichter des Textes zur Zauberflöte), von dem sie oft den Papageno spielen sah. Die gute Großmutter dagegen hatte an dem Gedanken keine sonderliche Freude, denn sie hatte außer Seiltänzer- und Taschenspieler-Künsten noch nie etwas gesehen, das ihre Gedanken vom Alltäglichen abgeleitet und über das Menschenmögliche nachzugrübeln bewogen hätte. Ihr kam es vor, als könnten alle solche Kunststücke nur dann vollbracht werden, wenn man vorher seine Seele dem Bösen verschrieben habe. Lange halfen alle Vernunftgründe und Vorstellungen, die ihr von der guten Mutter gemacht wurden, rein zu gar nichts, als daß sie ihr altes zitteriges Köpfchen nur immer tiefer vor sich niederhängen ließ, die Augen von uns abkehrte und mehrere Tage fast gar nicht mit der Mutter sprach; bis endlich die gute Schulmeisterin zu uns kam und sie fragte, ob sie wohl glaube, ihr Bruder sei des Teufels Faktor, der die Seelen armer Kinder in die Hölle liefern wolle? Derselbe sei nicht nur Singlehrer in Dresden, auch königl. Kammersänger und Chordirektor, der nicht nur junge Leute für's Theater, sondern auch die Knaben für die Kirche und die vornehmsten Herrschaften im Gesang auszubilden habe und selbst alle Sonn- und Festtage in der Kirche

singen müsse und obendrein ein gottesfürchtigerer Mann sei als wir allesammt, da er selbst schon viele Messen geschrieben habe, auch sogar dem frommen König August seine Kirchenmusiken durchsehen und von Fehlern (wenn sich je manche vorfänden) reinigen dürfe. Diese Zornepistel der Frau Schullehrerin brachte die Großmutter auf ebenen Boden und sie fing an darüber nachzusinnen, ob ein Mann, dem der Gottesdienst heilig ist, wirklich im Stande sein könnte, die Seele ihrer Enkelin der Hölle zuzuführen. Das fromme Vertrauen, daß ich mit Hexereien, selbst wenn mir solche auch von Andern vorgemacht werden sollten, mich dennoch gar nicht abgeben würde, gab ihr, nebst dem Vertrauen zu dem gottesfürchtigen Bruder der Frau Schulmeisterin, endlich Frieden. Es wurde nun beschlossen, im Laufe des Sommers auf dem kleinen Handelsschiffchen, das alle Samstag von Leitmeritz nach Dresden abfuhr, zum Papa Miksch hinunterzufahren. Mir war's bei den Gedanken an die Zukunft ganz wirbelich geworden und sie flogen wie auf Schlittschuhen über alle Eisschollen der Gegenwart hinweg in eine mährchenhafte Zukunft. Zuerst dachte ich natürlich nur daran, wie wundervoll ich es den Meinigen einrichten werde. Das höchste von Pracht hatte ich in des General-Feldzeugmeisters Wohnung gesehen: mit Teppichen belegte Fußböden, goldene Spiegel, bemalte Tapeten, schöne Uhren und Vasen, sammtene und seidene Möbel und, schöner als Alles, die wundervollen Blumen mitten im Winter! Nur ein einziges Zimmerchen wünschte ich so zu haben, nicht etwa um darin zu wohnen, sondern nur um bisweilen hineinschauen zu dürfen. Die Mutter hatte uns oft erzählt, wie viele Tausende so eine Sängerin jährlich eingenommen habe. Gott, wenn ich einmal so viel einnehmen dürfte, da würde ich gleich ein Häuschen kaufen, das aber nicht in einer winkeligen Gasse zwischen andern Häusern liegen sollte, auch keine Kanonenkugeln dürften davor liegen, wie vor dem Commandantenhause; draußen im

Freien sollt' es stehen, in einem schönen blumenreichen Garten oder auf einem Berge, von wo aus man weit in die Welt hineinsehen und einen recht großen Himmel über sich haben könnte; dazu eine Wiese, einige Felder, auch ein großer Stall voll Thierchen. All diese Herrlichkeiten hatte ich schon von den vielen Einkünften, die ich haben würde, in Gedanken eingekauft und uns alle mit den glücklichsten Gesichtern darin arbeiten sehen. Nur der Großmutter wünschte ich Ruhe im Sonnenschein, der Mutter und uns aber keine, weil ich wußte, wie wenig ihr am Nichtsthun und Hinsitzen gelegen war und wie auch wir vor langer Weile hätten sterben müssen, wenn uns die Tauben gebraten in den Mund geflogen wären. Die Mutter sah ich schon Sonntags so schön gekleidet, wie die Gräfin St. Julien einherschreiten, meine Schwester sollte dann wie die Comtesse gekleidet gehen. Meine alte Großmutter aber, die sollte vor ihrem Ende noch im allerschönsten Aufzug, wie ihn außer unserer Nachbarin kein Mensch trug, einherwandeln: in einem purpurrothen Contusch von Damast mit grauem Pelz besetzt, dazu im gepuderten Toupet mit goldenen Zitternadeln und einer feingekerbten Spitzenhaube. Es war mir unbegreiflich, wie sich außer meiner guten Schwester Niemand mit mir so recht von Herzen freuen wollte auf die glänzende Zukunft. Die Großmutter sagte: „du willst mich gewiß noch für die Gagen (die Elstern, die den glänzenden Dingen nachfliegen) herausputzen?" die Mutter aber sagte: „bleib du nur ein armes, aber rechtschaffenes Kind, das wird meine höchste Freude sein.

Obgleich nach jenem Christabend ich mich schon recht arg darauf gefreut hatte, einen freundlichen Gruß von dem Fürsten Ypsilanti zu bekommen und von seinem Dolmetscher zu hören, wie sein gnädiger Herr mit mir zufrieden gewesen sei, so sah ich ihn doch lange nicht auf unserer Allee: Er ist krank gewesen und hat nachdem hie und da beim General zu Mittag gespeist; dort

hat er auch jene Aeußerung gemacht, die durch den Dolmetscher dem Lehrer Langer und durch des Generals Haushälterin uns zu Ohren gekommen ist. Da ich wußte, daß er als Gefangener in unserer Festung war, so dachte ich nicht anders, als daß man ihn mit sammt seinen Begleitern nun am Ende gar in einen finstern Kerker geworfen habe, und es war mir schmerzlich leid um den braven und hohen Herrn, der doch sogar gegen ein armes Kind so freundlich sein konnte. Einige Zeit vor unserer Abreise nach Dresden aber begegnete er uns, mir und der Mutter; weil ich aber sah, daß der General mit seinen Krücken, und noch viele Herren außer dem gewöhnlichen Gefolge der Griechen bei ihm waren, so hab' ich die Mutter hinter ein Schanzenthor gezogen, wo wir dann ihren Blicken durch einen Wall verborgen blieben. An ihm vorüber zu gehen, ohne ihn zu grüßen, hätte uns beiden zu wehe gethan; und ihn zu grüßen, getrauten wir uns nicht, da er von so vielen Leuten umgeben war. Den andern Tag aber begegneten mir und meiner Schwester die Griechen wieder, und der Fürst schenkte mir ein goldnes Knöpfchen mit einem wundervoll geschnittenen Stein, den ich heut noch besitze, und ließ mir durch den Dolmetscher sagen, daß er ihn für mich schon lange bei sich getragen habe. Ich küßte ihm dafür die Hand, sagte ihm, daß ich nun Sängerin werde und in der nächsten Zeit schon nach Dresden reisen solle, um geprüft zu werden. Da kam der General angefahren auf kleinem offenem Wagen, und wir Kinder liefen auf und davon. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich den edlen Fürsten noch einmal im Leben gesehen habe oder nicht; denn die Mutter hat uns alles das später wohl hundertmal erzählt und dadurch die schönen Eindrücke unauslöschlich in unser Gedächtniß eingeprägt.

Am andern Morgen ging die gute Mutter nach Leitmeritz, um einige Einkäufe zu machen. Sie trug mir auf, doch ja das Feuer zur rechten Zeit anzuzünden und die von ihr angefüllten

Töpfchen daran zu setzen. Die Schwester half mir Hobelspäne herbeiholen; ich schlug indessen das Feuer an. Damals bediente man sich noch des Zunders und eines Steins, auf den man mit einem Stahl schlug, bis es Funken gab; auf die glimmenden Theilchen des Zunders wurde alsdann ein Schwefelhölzchen oder Faden gehalten, der sich daran entzündete. Gott weiß, wie es kam, — waren die jüngstvergangenen oder die bevorstehenden Dinge Schuld, daß mir der Kopf nicht ruhig war, oder hatte die Freude meine Hände in's Zappeln gebracht, daß ich vielleicht einen brennenden Hobelspan an mir hinabgeschusselt habe? kurz, in einem Nu ging mein Röckchen in Flammen auf. Die Schwester erschrack so sehr, daß sie anfangs nicht gleich schreien konnte. Die Großmutter war fort; ich rannte in meiner Todesangst etwa 100 Schritte vor an die Thorwache; aber je mehr ich lief, desto ärger schlug die Flamme an mir empor. Der wachehabende Soldat, der mich von weitem kommen sah, war schnell gefaßt und riß eiligst seinen Rock herunter, warf ihn über mich hin und mich auf den Erdboden, bis jedes Fünkchen an mir erstickte. Er ließ mich hierauf durch einen andern Soldaten zu unserer Nachbarin tragen, die im ersten Schreck die Tinte der ganzen Nachbarschaft zusammenholen ließ, denn das sei das allerbeste Mittel gegen Brandflecken, behauptete sie. Ich hatte zum Glück ein wollenes Unterröckchen an, das nicht so leicht Feuer fing als das Oberkleidchen. Die Nachbarin kleidete mich aus und bestrich mich vom Wirbel bis zu den Zehen mit Tinte, auch da, wo ich nicht verbrannt war; hilft's nichts, so schadet's doch nichts, dachte sie. Die Leute, die zum Thor herein kamen, als ich gerade in Flammen hinlief und das Löschmanöver mit angesehen hatten, gingen, nachdem alles glücklich vorüber war, ihres Weges weiter; in der Allee begegneten sie der Mutter und erzählten ihr den Vorgang. Die gute Frau wußte nicht, sollte sie die Last behalten, die sie trug, oder abwerfen, um schneller

nach Hause zu kommen; so sehr sie eilte, so langsam kam sie von der Stelle, als hätte der Schreck sie gelähmt. Endlich stand sie bleich und zitternd vor ihrem — kohlschwarzen Kinde. — Meine sonst so starke Mutter sah fast erstarrt auf mich nieder. „Es ist jo nur a Tintu, Frau Schebestin," rief die Nachbarin ihr zu. Sie stürzte vor mir fast ohnmächtig zusammen und eine Thränenfluth machte dem gepreßten Herzen Luft. Kaum getraute sie sich, mich zu befühlen, noch weniger, mich abzuwaschen, um doch ja nicht das Heilmittel in seiner Wirkung zu stören. „Ueba und üba hob i di Neßi (Agnes) mit Tinten a' g'strichen, weil dei' guat is' vor'n Brand." Die ganze Nacht hatte die Mutter keine Ruhe und strich mir die wenigen Stellen, wo ich Schmerzen fühlte, nochmals mit Tinte. Am andern Morgen brachte sie warmes Wasser und fing an, jene Stellen von der Tinte zu reinigen, wo ich keine Schmerzen hatte. Wie froh und glücklich wurde sie, als das ganze Kind fast unverletzt herauskam. Die wenigen Fleckchen, die ich hatte, waren auch bald wieder heil, und so hatte ich die erste Feuerprobe in meinem Leben glücklich überstanden.

Es kam nun endlich der ersehnte Tag herbei, wo es nach Dresden gehen sollte. Die Mutter hätte zu gerne die Reise mit mir gemacht, und doch wollte und konnte sie aus ihren kleinen Mitteln nicht nur so leichthin derartige Spazierfahrten unternehmen. Von der armen Lehrerin war es auch nicht zu verlangen, daß sie auf eigene Kosten, nur mir zu liebe, in den Tag hinein fahren und Geldopfer bringen sollte. Die Mutter entschloß sich daher, eine kleine Schiffsladung Getreide, Obst, Geschirr u. s. w. zusammen zu kaufen, um durch den Gewinn davon unsere Reisekosten zu decken; denn sie pflegte zu sagen: „es ist besser, ehrlich sich gewehrt und genährt, als vornehm gebettelt und herum schmarotzt." Es wurde den Tag vor unserer Abreise nicht wenig geweint, denn, was hätte die Großmutter mit meiner kleinen

Schwester anfangen sollen, wenn das Schiff untergegangen wäre? Es wurde darum zur Beruhigung unserer aller Herzen noch eine fromme Andacht gehalten, Blumen und Zweige herbeigeholt, alle Heiligen und Schutzpatroninen zusammen und übereinander gestellt, und gebetet und geweint davor. Nach beendigtem Gebet aber standen wir alle gestärkt auf, mit innigem Vertrauen auf den lieben Gott, die heilige Mutter Gottes und unsern Schutzengel. Nun ging es muthig den andern Morgen, noch vor Tagesanbruch, nach Leitmeritz, von wo das Schiff bei Zeiten abfahren sollte. Wer zum erstenmal auf dem Wasser fährt, und nicht herzhafter ist, als ich es war, wird meine Zustände begreiflich finden. Obgleich die Elbe bei Leitmeritz lange nicht so breit ist wie bei Dresden oder wie der Rhein bei Köln, und noch viel weniger etwa der Zusammenströmung des blauen und weißen Flusses bei Chartum zu vergleichen wäre, so kam mir doch das Wasser unübersehbar vor, und es tauchten allerlei Meerungeheuer vor mir auf, wenn auch nicht in bestimmten Gestalten, denn von Delphinen und Nilpferden hatte ich damals noch keinen sonderlichen Begriff. Wenn das Schiffchen schaukelte, so wurde mir's schwindelnd vor Angst. Die Mutter und die Lehrerin erzählte mir, was sie nur jemals von Seefahrern und Weltumseglern wußten und die Schiffer, die hin und her liefen und lange Zeit mein Seelen- und Magenweh mit angesehen hatten, fragten mich endlich: „No Klane (Kleine) wie g'fallt dir's auf'm Wasser?" „Guat, schlecht", hab' ich kleinmüthig geantwortet. Es ging auch nach und nach besser mit meinem Befinden und meinem Muth. Wenn ich aber eine verlockende Beschreibung von dem Reize der Naturschönheiten der sächsischen Schweiz und von meinen Entzückungen zwischen drinn geben sollte, so müßte ich mich in eine Gemüthsstimmung hinein phantasiren, deren ich mich wahrlich nicht entsinne. Vielmehr glich ich bei all den Eindrücken nur einem Schweben zwischen Schrecken und Staunen. Höch-

stens, daß ich die Hände vor Bewunderung in einander schlug und die Mutter an mich preßte, oder vor Angst sie umklammerte; in Freude und Grauen aber nichts weiter wußte als: „Ach Gott!“ — Je ausdrucksvoller und steiler die Gebirgsketten um uns her sich erhuben, desto mehr strudelte und wirbelte das Wasser, und unser Schiffchen stieg bald hoch aufwärts, bald fuhr es steil hinab, so daß das Wasser nicht selten über uns zusammenspritzte. Oft war es, als öffne sich der dunkle Wassermund nur, um uns sofort in sich zu schlingen. Aber das ließ unser Schutzengel nicht zu, und wir kamen endlich glücklich und wohlbehalten durch die schöne Gebirgswelt hin nach —

Dresden.

Es mag wohl nicht leicht eine deutsche Stadt geben, deren Anblick einen so mächtigen und zauberhaften Eindruck macht wie das alte, reiche und liebliche Dresden. Es war mir, als tauchte ein Feenbild vor mir auf. Die Anhöhen des rechten Ufers von Pillnitz aus mit Weinreben, herumgestreuten Landhäuschen und Dörfern, links die Ebene mit üppigen Fluren bedeckt. Leise wie ein Schwan zog unser Schiffchen beim goldnen Sonnenschein immer näher und näher der neuen Heimath zu.

Nun lag die ersehnte Stadt vor uns mit ihrer schönen Elbbrücke, der herrlichen Kirche, der erhabenen Brühl'schen Terrasse ꝛc. Ich konnte nicht genug schauen. Als unser Schiff angefahren war, fanden sich auch bald Leute ein, die sich die Fracht zum Ausverkauf anzueignen bemüht waren. Ich sollte indeß mit der Frau Lehrerin zum Papa Miksch gehen, während die Mutter ihre Gerste, das gedörrte und grüne Obst, das Geschirr, das Geflügel und die Eier auf dem Schiff verwerthete. Sie hatte vorgeschlagen, uns in einem nahegelegenen Gasthaus an der Elbe zu erwarten, oder mich bei Herrn Miksch abzuholen. Wir gingen durch das große Thor die lange Schloßgasse hinauf,

und wendeten uns links über den Markt hin, Mikschens Wohnung zu. Mir klopfte das Herz so sehr, daß ich kaum Athem hatte, als wir in dem hohen Hause, über zwei Treppen hinauf, endlich vor seiner Thüre standen. Die Schullehrerin klingelte und eine reinliche Magd öffnete. Sie sah uns befremdet an; da aber die Frau Langer gleich fragte, ob ihr Bruder zu Hause sei, so geleitete sie uns mit freundlichen Worten, die sie meist in der lieben, mir unvergeßlichen sächsischen Singweise heraus scandirte, als: „Ach Herr je?! ne?! die Frau Schwester? woll'n Se nich in die Stube gähn? Der Herr Chordirekter ist gerade aus der Probe häm (heim) gekommen und kleidet sich nor um.“ — Dieß pflegte er immer gleich nach seiner Ankunft zu thun, um die Straßenkleider im Haus nicht abzunutzen. Ich getraute mir kaum, der Frau Schulmeisterin zu folgen, der indessen von der Dienerin das Zimmer geöffnet wurde. Ich blieb an der Thüre zaghaft stehen, und sah mir nur ganz still die schöne blaue Stube an, mit dem großen Flügel, den schwarzen Roßhaarmöbeln, dem großen, mit grünem Tuch ausgeschlagenen Schreibtisch, der frei an der Seite eines Fensters stand, und an dessen beiden Seiten viele Schubládchen mit goldnen Ringen herabliefen; den großen Spiegel am Zwischenpfeiler der Fenster, darunter ein weißmarmorner Pfeilertisch und die Noten- und Bücherkästen. Endlich ging eine Seitenthüre auf, und herein trat der etwa 60jährige Miksch. Seine Gestalt war, was man untersetzt nennt, die er aber noch ganz rüstig aufrecht trug. Er hatte einen edlen und charaktervollen Kopf, in dessen Mienen ein unaussprechlich rührender und ehrwürdiger Ausdruck lag. Es war mir später immer, wenn ich in sein Gesicht sah, als tönten höhere, erhabene Harmonieen mir daraus entgegen. Bruder und Schwester begrüßten sich zuerst, und ich schien für sie gar nicht gegenwärtig zu sein. Es dauerte aber nicht gar lange, so setzte sich der alte Meister an den Flügel, rief mich zu sich hin und fragte mich:

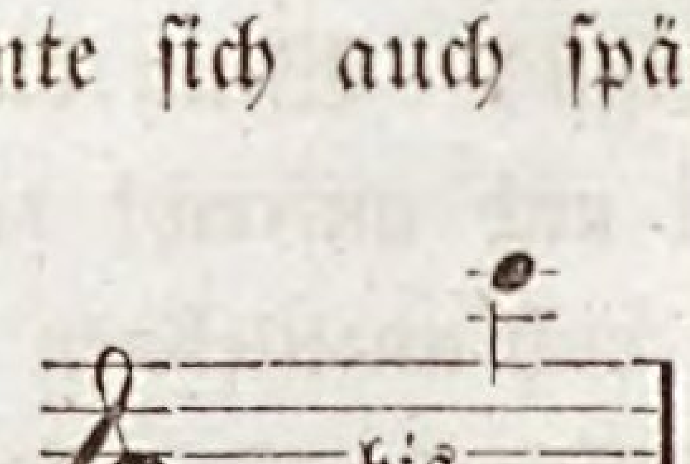
„wie alt bist du?“ Ich gehe in's elfte Jahr. „Wie heißest du?“ Schebestin. „Den böhmischen Anhängsel, der dort den Frauennamen beigefügt wird, mußt du hier weglassen und dich nur Schebest nennen.“ Es fiel mir nun gar nicht ein, daß mein Vater Schebesta hieß, was viel schöner geklungen hätte. Er sah mir eine Weile ernst, aber doch mild in's Gesicht und fragte mich noch Mehreres, dann sagte er: „stelle dich da vor mich hin und singe mir die Scala vor.“ Ich besann mich, was das wohl sein könnte, die Scala. „Weißt du nicht, was die Scala ist, kennst du auch keine Noten?“ Nein. „Nun so singe mit der Sylbe „a“ die Töne mir nach, die ich dir vorsingen werde.“ Das ist keine Hexerei, dachte ich, das kann ich leicht nachmachen. Nachdem ich mit ihm die Scala von c bis etwa f auf- und abgesungen hatte, ließ er mich die Tonleiter allein singen. „Du mußt den Mund aufmachen, sonst kann ich's nicht hören, ob du eine Stimme hast; bedenke nur immer, daß wenn's in einer Stube hell werden soll, so mußt du die Fensterladen nicht zu-, sondern aufmachen.“ Ich wiederholte die Scala, wobei er mir immer mit großer Aufmerksamkeit in's Gesicht sah, dann sagte er lächelnd: „Es scheint mir, daß du dich zu einem böhmischen Gnadenbild ausbilden willst, weil du den Kopf so andächtig auf der einen Seite herabneigst? Wenn du eine Sängerin werden willst, mußt du ihn frei und aufrecht halten; so, — und nun stelle dich dorthin, ohne dich anzulehnen und zu halten, du wirst deßhalb nicht gleich umfallen.“ Die Arme mußte ich hinunterhängen lassen. Nirgends einen Anhalt, und dazu auch noch singen sollen, jammerte ich in mich hinein, das ist doch auch gar zu schwer. Ich hielt mich endlich an meinen Rockfalten fest, aber mit den Augen wußte ich kaum wohin. Endlich blieben sie an den Schnörkeln und Füßen des Marmortisches hängen. Als nun die äußeren Theile glücklich untergebracht waren, ging es auch mit dem Singen leichter. Er ließ mich die Scale noch

mehreremal in verschiedenen Vokalen singen, weil man dabei oft am leichtesten die Mängel und Schwächen des Stimmorgans erkennen lernt. Als er nun gar aufstand und mir in den Mund sah, da kam ich in keine geringe Verlegenheit. Am liebsten hätte ich die Augen dießmal nach innen gekehrt, wenn es nur möglich zu machen gewesen wäre, erstens, um meine Verlegenheit zu verbergen, zweitens, um meinen Hals mit auszugucken. Das hätte ich nimmer geglaubt, daß man so Vieles mitbringen müsse, um ein Sänger werden zu können. Einen gesunden kräftigen Hals, eine breite gewölbte Brust, eine nicht zu lange und dicke Zunge, keine zu langen Gaumensegel, keine zu dicken Tonsillen, einen schön gewölbten Gaumen, keine mißgestalteten wulstigen Lippen und vollständige Zähne ꝛc.

Er schien mit meiner Ausstattung so ziemlich zufrieden zu sein; nur damit nicht, daß mir bei einigen Tönen das Gesicht zuckte und die Zunge immer unruhig war, wenn ich diese anschlagen sollte. Es waren die Registerübergänge in der untern wie in der obern Oktave.



Was zwischen, über und unter jenen Tönen lag, wurde mir leicht, darum konnte sich auch später der Umfang meiner Stimme von



erstrecken.

Er holte einen silbernen Löffel herbei, mit dessen Stiel er mir die Zunge ruhig niederhielt; sie sträubte sich zwar dagegen, so leise ich auch singen und diese gefährlichen Klippen anfangs überschreiten mußte. Aber da Mikschens Geduld immer noch größer war als diese meine Schwächen, so überwand er sie auch

dergestalt, daß ich späterhin die feindlichen Töne anschlagen konnte, wie ich nur wollte, die unteren Uebergangstöne entweder mit Brust- oder Mittelstimme, die oberen mit Mittel- oder Kopfstimme nehmen durfte, sanft oder auch energisch. Daß diese Töne nie die Frische und Fülle der übrigen erreichen konnten, und daß späterhin Kritiker, die besonders darauf aus sind, bei den Schwächen Anderer ihren glänzenden Scharfsinn leuchten zu lassen, jeweils zu so hohen Anstrengungen und Bemühungen veranlaßt wurden, that mir ernstlich leid, doch schadete mir das Alles nicht viel; im Gegentheil nahmen wieder hundert Andere Partei für die größere Zahl meiner gesunden Töne und vielleicht noch mehr für das, was über den Tönen schwebt, wofür ich aber eben so wenig konnte als für meine Registertöne.

Miksch ließ mich nun mehrere Tonfiguren singen, um mein Gehör zu prüfen; diese nachzumachen wurde mir nicht schwer. Er fragte mich, ob ich schon viel Musik gehört habe und ihm auch etwas vorsingen könne? „O ja! die türkische Musik auf dem Paradeplatze, die immer so spielt, daß man dazu tanzen oder marschiren kann, die hörte ich oft; dann spielt uns der Herr Lehrer viele Lieder auf der Geige vor; dann kann ich auch zwei böhmische Liedchen und die Lieder vom Papageno singen, die uns die Mutter gelernt hat.“ Ich sollte ihm am Klavier das erste Liedchen vom Vogelfänger vorsingen, und es ging recht gut im Takt; nur von den Zwischenpausen wußte ich noch nichts, und an's Abwarten nicht gewöhnt, wollte ich das Liedchen nacheinander absingen. Es dauerte indeß nicht zu lange, so hatte ich das Pausiren inne, was auch bei dem Musikstudium nicht gerade das Schwerste ist.

Er fragte mich, ob ich schon bei der Firmung gewesen sei? Da ich aber mit „Nein“ antworten mußte, so rieth er mir, nach Hause zurück zu kehren und im nächsten Frühjahr nach der Firmung zu ihm zu kommen, er wolle mir dann unentgeldlich Unter-

richt ertheilen. — Ich fand gar keine Worte, um meinen Dank ausdrücken zu können, die hellen Thränen liefen mir herunter. Hätt' ich nur die Mutter herbei zaubern können! Er sagte aber, daß wenn es der Mutter möglich sei, so soll sie ihn auch besuchen, damit er über das Weitere mit ihr sprechen könne. Nun wurden wieder Familienangelegenheiten abgehandelt, mit der Schwester, die er aufforderte, gastweise bei ihm zu wohnen, die Magd aber mußte mich der Mutter zurückbringen. Ich wollte ihm die Hände küssen, was er aber nicht litt; und so ging ich mit Thränen in den Augen und jubelndem Herzen weiter. Der Neumarkt schien um mich herum zu tanzen, und ich wäre am liebsten über den Boden hingeflogen. Die Mutter war voll banger Erwartung, und ich winkte ihr schon von Weitem mit der Hand zu. Alles, von A bis Z, mußte ich ihr vorerzählen, und als sie ihre sieben Sachen los hatte, gingen wir in ein kleines Wirthshäuschen und aßen, aber ach! — gekochten Peterling als Gemüse mit Eierkuchen. Die Eierkuchen schmeckten wohl vortrefflich, ganz abscheulich aber ist so ein Peterlinggemüse. Wir tranken, weil wir keine Suppe bekamen, einen Kaffee und gingen darauf bald zu Bette, obwohl wir Beide kaum in's Schlafen kommen konnten. Am andern Morgen ging die Mutter mit mir zum Papa Miksch. Er befragte sie, ob es ihr auch möglich sein werde, daß sie mich in Dresden später verköstigen könne? Sie versprach Alles aufzubieten, und wenn sie Tag und Nacht darnach ringen müsse. Da sagte er, daß ihm ein Freund eingefallen sei, wo ich, wenn er mich in sein Haus nähme, sehr gut aufgehoben sein würde. Es war das der edelherzige Bildhauer und Professor Pettrich. Er versprach, mit ihm deßhalb Rücksprache zu nehmen und uns von dem Erfolg durch seine Schwester Nachricht zu geben. Wenn das doch auch in Erfüllung ginge! wünschten wir Beide, und die Mutter bat ihn recht inständig, das doch ja nicht zu vergessen. Wir gingen mit dankbarem

Herzen und neuen Hoffnungen von dem edlen Mann, und fuhren Mittags mit unserem Schiffchen der alten Heimath zu. Die Schullehrerin blieb noch acht Tage lang bei ihrem Bruder und kam alsdann, wie es schien, sehr befriedigt nach Hause zurück. Wir konnten ihr Eintreffen kaum erwarten und gingen noch an selbigem Tage in die Festung, um ihren Bescheid wegen der Wohnungsangelegenheiten zu holen. Dieser lautete: daß ihr Bruder wohl mit dem Professor geredet habe, und dieser mich auch gerne in sein Haus aufnehmen würde, wenn die Mamsell Julie, seine Haushälterin, nur nichts dagegen hätte; das wisse er aber vorher, daß diese sonst Niemand außer ihm, seiner Tochter und seiner alten Katze, neben sich dulden werde, und diese sind ihr oft viel zu viel. Es sei aber eine arme Wittwe da, die oben in seinem Hause zwei Mansardenstübchen bewohne; die würde mich recht gerne zu sich nehmen, für Kost und Wohnung müsse ich aber monatlich 4 Thaler bezahlen, dürfe dann aber, so oft ich wolle, in seine Werkstatt hinunter kommen, wo ich dann seine Tochter Gustchen und seine Katze finden werde. Auch habe er einen Garten am Hause, in welchen ich oft mit der Arbeit hineinsitzen könne; alles Das habe er seinem Freunde Miksch zu Liebe versprochen.

Der kommende Winter verflog, ich weiß nicht wie. Ein schmerzlicher Verlust traf uns; denn unsere liebe gute Großmutter mußten wir zur ewigen Ruhe geleiten, die sie längst sich gewünscht hatte, um — keinem Menschen zur Last fallen zu müssen. Das war ein harter Verlust; wir liebten sie, und ich freute mich so sehr darauf, ihr das Leben noch recht leicht und froh machen zu können. Ihren Spinnrocken hab' ich noch viele Jahre mit uns in der Welt herum reisen lassen, bis auch er den Weg alles Irdischen gegangen ist.

Das Frühjahr kam heran, und ich empfing die Firmung. Nun ging es in Gottes Namen für immer nach Dresden.

Aber so sehr ich mich auch darauf freute, so fiel mir der Abschied von der geliebten Mutter und Schwester und von allen meinen kleinen Freuden doch recht schmerzlich schwer. Nur der einzige Gedanke, für die Meinigen in Zukunft sorgen zu dürfen, stärkte und ermuthigte mich; und so ging ich denn auch, mit innigem Vertrauen auf den Schutz unseres himmlischen Vaters, als arme Waise in die neue Welt hinein. Meine Wohlthäter aber habe ich nie und nimmer vergessen. — Mein Schwesterchen blieb bei der Nachbarin, als die gute Mutter mein Nestchen in Dresden einzurichten bemüht war. Vater Miksch begleitete uns in Professor Pettrichs Haus, und der alte dicke Herr reichte mir die Hand. Es war ein stiller, eher ernster als heiterer Mann, der so in sich hinein, und meist in seiner Werkstatt, lebte, da er sonst nicht viel Erquickliches um sich her hatte. Sein Sohn war in Rom, und dessen Briefe waren sein ganzes Labsal. Seine Haushälterin war eine von jenen gewissenhaften Erscheinungen, die sich und Andern um der lieben Reinlichkeit willen das Leben unbeschreiblich erschweren. Nur die Gutherzigkeit des Professors und die lange Gewohnheit konnte ihn zu dieser Duldsamkeit erzogen haben. Sein geräumiger Hof war mit großen Steinplatten belegt. Man konnte selbst bei'm schmutzigsten Wetter nicht wohl unsaubere Schuhe in die Wohnung tragen, und doch sah ich oft, wie der alte Herr, nur des lieben Friedens wegen, seine Schuhe vor der Hausthüre wechselte, bevor er in das Heiligthum eintrat. Der Hausöhrn, ausgetäfelt mit polirten Steinplatten und von glänzender Reinlichkeit, war auch noch mit Tüchern belegt; auch die Stuben hatten einen Kreuzgang mit Tüchern, sogar die Stühle und der Sopha waren nicht selten mit allen möglichen Tüchern überdeckt, so daß, wenn ein Besuch kam, die Mamsell Julie — die ich, mit Ausnahme des Sonntags in der Kirche, nie ohne eine schneeweiße Nachthaube und eine Art Bettjacke gesehen habe — zur einen Thüre mit den

Bodentüchern hinaus, Mamsell Gustchen ebenso beladen durch die andere Thüre abfliegen sah. Ich bemerkte oft, wie ärgerlich der gute Professor über all' den Unsinn wurde. War aber der Besuch wieder fort, so war er auch schon längst wieder ausgesöhnt und Alles war vergessen und vergeben. Sie hatte auch neben dem auffallenden Reinlichkeitssinn wirklich so vortreffliche Eigenschaften, daß sie die größte Achtung verdiente.

Mamsell Julie und Gustchen kamen auch bei unserem Erscheinen sogleich herbei, und so wurde auf dem Hofe große Begrüßung gehalten. Ob Miksch nach dem noch so glücklich sein durfte, in das Innerste des Heiligthums einzutreten, oder ob der liebe gute Professor ihn in sein Atelier, neben dem kleinen Löwenbändiger, den drei Grazien, Amor und Psyche, oder neben dem farnesischen Herkules, zum Niedersitzen einlud, weiß ich nicht. Seine Tochter aber und die zwar grimmige Feindin alles Staubes, aber dennoch gutmüthige Mamsell Julie, führten uns hinauf zu der fast immer kränkelnden armen Wittwe. Frau Gerhard empfing uns in ihrem kleinen, sonnig gelegenen Zimmerchen sehr freundlich; sie zeigte mir mein Bett, das ziemlich nahe bei dem ihrigen stand, und mein Komödlein; auch durfte ich meine Kleider in ihren Kasten hängen. Unsere Garderobe war beiderseits nicht so reichhaltig, daß sie neben einander keinen Platz gefunden hätte. Die Frau versprach, Mutterstelle an mir vertreten zu wollen, und hatt' ich auch kein Mutterherz, an das ich mich mehr schmiegen konnte, so war sie doch eine streng rechtliche und ordnungsliebende brave Frau.

Ich suchte, ihr zur Erleichterung behülflich zu sein, so gut ich's nur konnte. Morgens holte ich ihr die Wecken, machte ihr das Kaffeeholz klein und brachte die Stube in Ordnung; denn die arme Frau war krank an der Gicht, und saß oft halbe Nächte lang aufrecht in ihrem Bett, um den leidenden Fuß zu streichen. Anfangs wußte ich kaum, wo ich nur ein Plätzchen finden würde,

um meine Singübungen machen zu dürfen; ich lief mehrere Monate hinaus in's Feld und übte da, wo ich keine Leute sah. Das ging aber nicht immer so leicht. Wenn das Wetter schlecht war, mußte ich, wollte ich allein sein, auf dem Boden meine Stimmübungen machen.

Papa Miksch lehrte mich die Noten und auch die Tasten des Klaviers kennen; aber ich hatte ja keines zum üben! Da erbarmte sich der gute Professor und gab mir sein „Spinettel", wie er es nannte, hinauf. Dieses Spinettel hatte kaum einen stärkeren Ton als ein Puppenklavierchen, aber es war doch ein Klavier, und ich konnte mir doch nun bald die Töne, die ich zu singen hatte, der Reihe nach angeben.

Zwei Jahre lang hatte sich nun schon der gute Vater Miksch mit mir abgemüht, anfangs wöchentlich in 2 Stunden, wobei er sehr schonend mit mir verfuhr, weil ich noch jung und schnell in die Höhe gewachsen war.

Er machte neben der Tonbildung nicht nur die Anfangsgründe der Musik von a an auf das Gründlichste mit mir durch; auch die Gefühlsthätigkeit machte er empfänglich für die Unterschiede in der Tonwesenheit, durch Beispiele und kritisch technische Erklärungen. Und so wie späterhin ein klassisches altes Lehrbuch mir den Sinn für Mimik und Plastik allein recht innig erschlossen hat, so lauschte ich schon jetzt dem tiefen Verständniß der innern Klangwelt, mit dem Miksch den Tonsinn seiner Schülerin zu veredeln bemüht war. Ich hätte in all' den schönen Lehren Beider nur noch 10 Jahre lang mich sonnen und darin vor Allem ein völlig klares Bewußtsein mir langsam erwerben mögen; aber ich war in allen Stücken eben leider gar zu weit zurück, und glich nach und nach der Raupe, die auf einem Blatt in halb wachem, halb schlafenden Zustande langsam sich fortbewegt. Nur erst dann, als mich das Schicksal in die freie See hinaus warf, mußten Vorstellungskraft und Gefühl lebendiger ringen in mir;

und wenn ich nicht unterging, oder auf Irrlichter merkte, so war nur die Lehre jener Männer Schuld daran, denen ich folgte, wie der junge Pilot seinem Compaß.

Um mich im Notenlesen einzuschulen, ließ er mich oft mit den Chorknaben Messen und mit dem Theaterchor Opern singen. Da er aber sah, daß ich nicht eben zu jenen beherzten Mädchen gehörte, die da mit keckem Selbstvertrauen vor Welt und Menschen hintreten, in der Einbildung, ein Genie ersten Ranges zu sein, so brachte er mich in den Singchor, wo ich meine Zaghaftigkeit ablegen sollte. Hiemit war denn auch eine Gage von 8 Thlr. 8 Grosch. monatlich verbunden und dadurch der armen Mutter eine Last entnommen; die auch mich stets beunruhigt hatte. Der Dresdener Singchor gehörte, wenigstens damals unter Mikschen's Leitung, zu einer der ehrenwerthesten Anstalten. Aus diesem Singchor rang sich manches Talent empor; auch H. L. Mannstein, der nachmals so gerühmte Verfasser der klassischen Gesangschule des großen Bernachi von Bologna. Er hatte gleichfalls bei Miksch Gesangunterricht; und daß auch er dessen Lehren sich mit Treue gemerkt und in seiner Gesangschule angewendet hat, konnte ihm nur zur Ehre gereichen. Miksch wußte sich stets über jedes der Chormitglieder, dessen Handeln und Wandeln, gründliche Auskunft zu verschaffen; wenn er aber irgend etwas Uebles von seinen Leuten hörte, so wurden sie ohne Erbarmen augenblicklich fortgejagt.

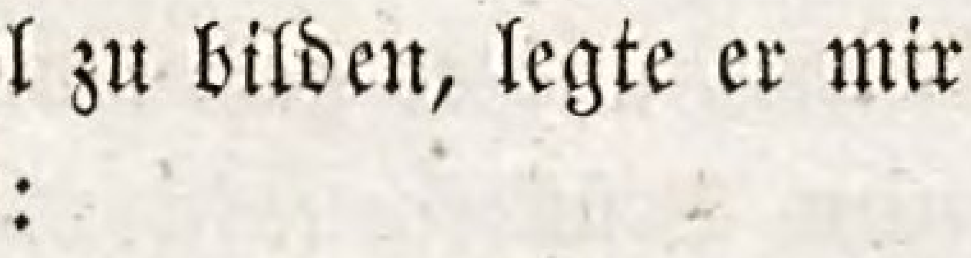
Solange ich noch keine Oper auswendig konnte, mußte ich aus der Singstimme den Chor hinter der Coulisse mitsingen; wurde aber eine neue Oper einstudirt, so durft' ich auch mit hinausgehen, wo ich aber, zum Aergerniß der ersten und zuverlässigsten Choristin, Mamsell Billig, mich stets viel zu weit im Hintergrund aufhielt. Sie hatte, weil ich bei ihr in Gnaden stand, mich stets unter ihren Augen, wie eine zärtliche Henne ihr Küchlein. Trotz aller Protektion blieb ich aber doch am liebsten

im Hintergrunde zurück, aus Furcht, wenn ich meinen Arm ausstreckte, so würde es mir gewiß Jedermann gleich ansehen, daß ich die Ungeschickteste von Allen war. Auch konnt' ich mich durchaus nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, weßhalb man den einen Arm um den andern nur so blindlings in den Tag hinaus recken sollte! Ich dachte mir oft, wenn die Sänger so gar lange in solcher Position stunden; ob es nicht viel belehrender und ergötzlicher für die Zuschauer sein würde, wenn einmal auf dem Arm selbst das Warum mit deutlicher Schrift zu lesen wäre; oft hielten sie ihn wie die Wegweiser, und man hätte getrost, so dacht' ich, darauf schreiben können, etwa: „Dieser Weg führt auf die bretterne Saloppe" (eine Landparthie bei Dresden). Unsere gute Billig, die der weibliche Chor stets als seinen Leitstern betrachtete, stand dabei meist im Vordergrund; blitzte aber mit ihren Augen nicht selten nach mir herüber.

Am besten gefielen mir stets solche Opern und Stücke, welche mit einer Hochzeit endigten. Kam zum Schlusse Mord und Todtschlag vor, so ging ich lieber gar nicht hinein. Was soll man sich auch den ganzen Abend mit abhärmen, wenn zuletzt doch nichts aus der Heirath wird. — Der Freischütz war die erste Oper, die ich hörte, und zwar in einer kleinen Gitterloge am Proscenium. Der Eindruck war aber so gewaltig, daß ich immer stiller wurde, aus Vergnügen, Staunen und Furcht. Ich dachte ernstlich darüber nach, ob man bei'm Theater nicht doch am Ende vom Bösen geholt wird; denn die Wolfschlucht, und der unheimliche Blick des Kaspar, und die Eulen, die ihre Feueraugen stets nach innen hinein kehrten; die Feuerräder und das wilde Heer, alles Das betäubte mich so sehr, daß ich an jenem Abend mein Nachtgebetlein nur noch inniger gebetet habe als sonst. Freilich kamen mir nach und nach, als ich hinter der Coulisse die Dinge genauer betrachtete, all' die Wunder ganz natürlich vor.

Miksch hatte mich nun auch zuweilen ein kleines Solo aus irgend einer Messe in seiner Stube singen lassen, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß durch das Solfeggiren und Scalasingen meine Stimme an Kraft, Umfang, Biegsamkeit und Geläufigkeit so weit gediehen war, daß ich mich an dergleichen Aufgaben wagen durfte. Im Chor hat er mir nie eine Anstrengung auferlegt; auch hielt er nicht viel auf die sogenannte Notenfresserei. Er pflegte zu sagen: „Du sollst die Notenköpfe nicht nur von außen betrachten, sondern ihnen auch tiefer ins Gesicht sehen lernen, wozu du jedenfalls Zeit nöthig haben wirst.“ Dann durfte ich die Arien des Gabriel in Haydn's Schöpfung und das Duett der Eva einstudiren. Diese Parthien mußte ich einmal in der Kirche singen; eine Zeitschrift brachte mir danach ein schönes Gedicht, was dem alten Vater Miksch und mir keine geringe Freude machte.

Mit welcher Klarheit des Bewußtseins dieser Mann jeden Charakter der verschiedenen Musiken, die mannigfaltigsten Schattirungen des Tones, den Sinn der Dichtung und den angemessenen Ausdruck, bis auf das kleinste Wort hinaus zu entwickeln verstand, das war schon unbeschreiblich schön. Sein Recitativ, sein Adagio, sein Allegro war stets so charakteristisch, so aus dem innersten Kern der Aufgabe heraus gebildet, daß es die höchste Lust gewährte, mit ihm im Reich der Töne zu leben und den eigenen Stoff nach höheren Gesetzen zu formen. Um meine Phantasie und das Gefühl zu bilden, legte er mir z. B. einfachste Aufgaben vor, wie diese:



„Hier siehst du, sagte er, ein paar simple Noten; singe mir nun darauf das Wort Liebe, — erst wie ein frommes Kind im Gebet, — dann wie eine hohe strenge Priesterin, — dann wie ein feuriger Held, der das Wort, sein Vaterland zu retten, einem

Heere zuruft, — dann wie ein naives, schelmisches Mädchen, das mit dem Worte nur tändelt und anlocken will, — zuletzt aber, weils ihr doch so wenig ernst mit der Bedeutung desselben ist, wie ein Schmetterling, der davon fliegt.“ Wie verschiedene Tonfärbung hiebei angewendet werden, wie das Vocal-Colorit, die Beobachtung der Zeichen < > < ^ beim Anschlag des Tones, alle die Schattirungen im Portamento di voce mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet werden mußten, wird jeder begreifen, der nur ein klein wenig darüber nachgedacht hat, daß „Liebe“ nicht wie „Diebe“ gesungen werden darf. Solche freilich, die in dem Wahne leben, der Künstler müsse erst durch **Erlebnisse** herangereift werden, um diesem schönen Worte und der ganzen Skala von Leidenschaften und Seelenstimmungen den richtigen, vollen Ausdruck geben zu können; solche wissen wohl kaum, auf wie gar zu bescheidener Stufe ihre Begriffe von der Aufgabe des Künstlers, stehen. So lange nicht eine höhere Idee, durch edle Grundsätze geläutert, sein Schaffen und Walten durchdringt und belebt, so lange der alles verklärende Schimmer der Poesie seine Gebilde nicht vergeistigt, so lange könnte sein Auge leicht wohl nur trüber werden durch den Eindruck wirklicher Erlebnisse.

Auf die richtige Behandlung und Anwendung des Portamento di voce legte Mitsch ein großes Gewicht; er sagte, daß es ihm vorkomme, als höre man auf der kleinen luftigen Brücke |⁀|, welche die Tonstufen an einander bindet, die Geister der Musik mit uns flüstern, und es galt ihm durchaus nicht gleichbedeutend, ob auf jenem Brücklein rascher, ätherischer Tonstrahl oder melodischer Schmelz einherglitt. Viele Natursänger halten nun zwar **das auch** für melodischen Schmelz und rührenden Gefühlsausdruck, wenn sie in einem Qualm von überflüssiger Athemausströmung ihre Töne gemüthlich auf- und ab miaunzen, wobei nicht selten auch noch ein Anhängsel von Nasen- oder Kropfklang mit einherspaziert, — eine Vortragsweise, die ihre

Liebhaber finden mag, dem Künstler indeß kein sehr nachahmungswürdiges Muster gewährt. Fermaten, Schnörkel, Triller und dergleichen durften bei Mitsch auch nur dann angewendet werden, wenn sie als Schmuck von charakteristischer Bedeutung sich geltend machen sollten. Ihm war es nie in den Sinn gekommen, — wie ich dies später von Rubini und vielen andern Sängern ersten Ranges in Paris und in Italien hörte, — die Schlußfermate eines ernsten oder gar wehmüthigen Adagio's, mit einem Brillantfeuer von Coloraturen, Trillern und sonstigen Seiltänzersprüngen auszuschmücken. Er wendete sich mit Abscheu von solcher Effekthascherei ab, und nannte jede Sängerin, welche darauf ausging, und wäre es auch eine seiner beliebtesten Schülerinnen gewesen, eine gemeine Coquette, die läppischen Zuhörern, schnödem Beifall zu Liebe, Sand in die Augen streut. Ebenso würde er nie geduldet haben, daß die Schlußfermate bei gröberen Leidenschaften, wie beim Haß, Zorn &c. mit einer „Coloratura alla sapone“ abgegähnt werden durfte. Nicht etwa, als ob er ein Feind aller Verzierungen gewesen wäre; nein, er verstand alle diese Hexereien so gut wie Monsieur Bordogni in Paris, und wie jeder andere „primo maestro del canto“ in Italien. Nur sollte der Schmuck nicht als hirnlose Phrase angewendet werden.

Mitsch nahm endlich auch eine Opernpartie mit mir durch. Bei dem Vortrag der verschiedenen Stücke pflegte er dann oft zu sagen: „Denke nur immer daran, — wer bin ich und was will ich? Es gibt Sänger und Sängerinnen, die nur besorgt sind, daß ihre Garderobe den rechten Schnitt habe und aus ihnen etwas Rechtes mache; im Uebrigen bleiben der Herr X und das Fräulein Y sich aber vom Wirbel bis zur Zehe so ganz getreu, daß man diesem Helden und dieser Griechin gleich an der Nase absehen kann, ob sie von der Plauenschen oder von der Pirnaischen Gasse oder wo sie sonst her sind. Es war der Benjamin im „Joseph und seine Brüder“, den ich einstudirte, ich habe nicht

selten vor Rührung dabei die hellen Thränen geweint. Es ist doch ein gar zu gutes Kind, dachte ich und war von solcher Pietät für meinen Bruder Joseph und für den alten Jakob durchdrungen, daß es mir zuletzt ganz gleich gewesen wäre, ob Jakob und Joseph in Gestalt eines Ofens vor mir gestanden wäre oder vielleicht auch gar nicht, — ich hätte sie doch mit dem ganzen Herzen angesungen. Mit dem Singen ging es, nun mußte ich die Rolle aber auch noch sprechen und darstellen lernen, und Miksch besann sich, wem er seine Schülerin wohl am besten anvertrauen könne. Da fiel ihm die so sehr geliebte und allgemein geehrte Madame Werdy ein, die noch in der Weimar'schen Glanzperiode, als frühere Madame Voß, ein Liebling der Weimaraner und Göthe's gewesen ist. Ihr Mann war der Schauspieler Werdy, dem die Frau Rath (Göthe's Mutter) im Frankfurter Theater, als er in einem Göthe'schen Stück spielte, zur Loge herunter gerufen hat: „Recht schön, Herr Werdy, ich werde das meinem Sohne schreiben." Diese Frau nun übernahm es freundlichst, mich im Vortrag des Dialogs und in der Repräsentation meiner Rollen einzuschulen. Ihr milder, ächt weiblicher Charakter gab ihr auch noch in ihrem hohen Alter eine, wenn ich so sagen darf, fast jungfräuliche Anmuth.

Madame Werdy war dabei aber auch eine musterhafte Hausfrau, daß sie aller Orten ihres Gleichen nicht gar leicht gefunden hätte. Hausfrauen und Künstlerinnen haben verschiedene Wege zu gehen: was mich betrifft, mir wäre es nie wohl geworden in der Nähe jener Genie's, die wüste Wirthschaft um sich her zu dulden. Niemals mag eine Frau, und wäre sie eine prima donna assolutissima, wahre Achtung einflößen, wenn ihr ästhetischer Sinn nicht zu allererst die kleine Welt, die sie umgibt, lichtend und ordnend durchdringt. Da wäre mir der Vogel, der sein Nestchen zierlich baut, mit frohem Gesang die Lüfte durchkreist und für seine Jungen Nahrung sucht, ein edleres

Vorbild zur Uebung menschlicher und künstlerischer Weisheit gewesen.

Dem Vogel gleich, kam auch alle 3 Wochen mein Mütterchen und brachte irgend welche Mehlwürmer und Hanfkörnlein für ihr Junges. Wir gingen dann oft miteinander in die Kirche.

Wer in der katholischen Kirche zu Dresden jemals einer Messe beiwohnte, bei welcher der Sopran-Castrat Signor Sassaroli sang, der wird sich erinnern, daß man durch ihn nicht selten aus aller Andacht und allem Beten gebracht wurde, und statt vorwärts zum Altar, rückwärts nach dem Chor emporblickte, wo er, zu aller Staunen, oft in einem Athem über 30 Sekunden lang mit jenem berühmten „Formare, fermare, finire" — Bilden, Halten, Endigen — wunderbare Cadenzen auf einzelne Töne bildete; oder auch mit einer Reihe von aneinanderhängenden Kettentrillern und chromatischen Läufen, die Kirche dergestalt erfüllte, daß dem Zuhörer der Athem stockte. Oft, wenn man meinte, er müsse nun gleich dem Ersticken nahe sein, weil er schon so Vieles in einem Athemzug hervorgezaubert hatte, begann er zuletzt noch einen Triller, den er mit Stimmaushall ganz ruhig vollendete. Ich habe außer ihm und Rubini in Paris nie wieder Künstler gehört, welche mit so geringem Athemaufwand zu singen fähig gewesen wären; obschon alle besseren Italiener und auch die besseren deutschen Sänger die alte goldene Regel fest halten: ihre Töne nicht in all zu vielem Athem zu ersäufen. Wer die physische Kraft des Athems kunstgerecht zu behandeln sich übt, der wird leicht, wenn es noth thut, ohne sonderliche Anstrengung ein ganzes Orchester übertönen, während der bloße Naturalist da, wo er um alles in der Welt gewaltige und große Töne hervorbringen sollte, sich stümperhaft durchquälen muß, weil er durch überflüssiges Herausströmenlassen von Athem, keine reintönende Luftsäule zu bilden im Stande war. Sassaroli's Stimmumfang war groß an Quantität und Qualität; — aber — es

war etwas Hohltönendes, kein warmer, zum Herzen dringender, poetischer Lebenshauch darin. Ich hörte bisweilen Sängerinnen, deren Stimmencharakter außerordentlich viel Aehnlichkeit mit dem Klang eines Castratentones hatte, voll Klang, aber hohl. Dennoch wußte Signor Sassaroli durch vollendete Kunstfertigkeit seinen Vortrag so interessant zu beleben, daß er fortwährend in Staunen, Spannung und Bewunderung erhielt. Ob er durch seinen Tonschmuck dem Sinn des Textes oder mehr der vollendeten Technik seiner Kehle huldigte, weiß ich freilich nicht, da er lateinisch sang.

Eines Morgens gingen wir, die Mutter und ich, zur Beichte. Ich hatte den Abend vorher mich recht gewissenhaft vorbereitet, und alle meine Sünden auf ein Streifchen Papier recht hübsch nach einander aufgeschrieben, das ich dann in mein Gebetbuch legte. Der geistliche Herr, dem ich beichtete, pflegte, wie es überall geschieht, hinter einem zusammengelegten Tuch sein Gesicht zu verbergen, und nur das Ohr dem Beichtkinde hinzuhalten. Ich hatte mein Sündenregisterlein aus meinem Buche, ohne daß er's merken konnte, glücklich abgelesen und gewiß nichts vergessen; als er mich — obgleich er noch jung war — mit väterlichem Ernste fragte, ob ich auch keine Bekanntschaft habe? Ich sagte, ja! Da sah er mich fragend an. Ich dachte: vielleicht soll ich jetzt gleich sagen, wie viele Bekanntschaften ich habe. Ich schlug die Augen nieder, weil er mich mit fast strafendem Blick ansah, besann mich schnell, um ja keines von meinen lieben Leutchen zu vergessen, und sagte ganz vergnügt heraus, ich hätte schon 4 Bekanntschaften. Der geistliche Herr schlug voll Entsetzen die Hände zusammen und sah mich eine Weile mit durchbohrenden Blicken an, wobei ich immer verlegener wurde; denn ich wußte nicht, was ich wohl Ungeschicktes gesagt haben könnte. Auch war es mir gar nicht bewußt, daß ich mich meiner Bekanntschaften zu schämen hätte. Endlich brach er los mit Vor-

würfen über meinen Leichtsinn und die Kühnheit, mit der ich ihm das nur so in's Gesicht sage. Ich sah ihn anfangs verwundert, dann immer starrer an; weil er mir aber drohte, keine Absolution ertheilen zu wollen, wenn ich meinen Sinn nicht ändere, so liefen mir die Thränen herab und ich ging ohne Absolution aus dem Beichtstuhl, zog die Mutter zur Kirche hinaus und erzählte ihr, was vorgegangen sei. Da sie's aber gleich merkte, daß hier ein Mißverständniß vorwalten mußte, so sagte sie: „Warte nur hier vor der Kirche; so bald ich communicirt habe, geh ich mit dir zum Papa Miksch, der wird es dann schon dem Herrn Hof-Kaplan sagen. Nach deinen alten Freunden hat der geistliche Herr nicht fragen wollen, du hast ihn nicht verstanden und ihm eine verkehrte Antwort darauf gegeben.“ Sie eilte zurück, da man schon zum Abendmahl klingelte, und nach Vollendung des frommen Dienstes ging sie mit mir zu Miksch. Der lachte zuerst wohl über die Ereiferung des jungen Geistlichen, ärgerte sich aber auch hinterher. Er versprach, es dem Hofkaplan zu erzählen, den ich zuweilen mit großer Andacht bei Mikschen im Garten sah; weil ich's mir aber nicht, wie in Theresienstadt, getraut hätte, seine Hand oder den Saum seines Kleides zu küssen, — denn ich merkte längst, daß man mich in Dresden deßhalb ausgelacht hatte, — so blieb ich stets ehrfurchtsvoll im Hintergrund, doch wollte er sich wohl meiner erinnert haben, als Miksch von mir sprach.

Von jeher hatte ich den Glauben, alle Geistlichen und Gelehrten seien heilige Männer. Frau Gerhard aber, die aus Rudolstadt bei Jena gebürtig war, wußte mir von der Bravheit eines protestantischen Pfarrers nicht genug zu erzählen, der so ehrlich gewesen sei, daß er am Schlusse seiner Predigten stets gesagt haben soll: „Folget meinen Worten, aber nicht meinen Werken.“ Dadurch wäre ich nun wohl fast um meinen frommen Glauben an die Geistlichkeit gebracht worden; aber immer mußt

ich mir's wiederholen: wozu diente denn wohl alle Gelehrsamkeit, wenn man dadurch nicht schon auf Erden verklärt und selig werden könne? und immer wieder kam ich darauf zurück, daß die Geistlichen und die gelehrten Herrn eben doch nur wie heilige Männer denken könnten.

Der Hofkaplan war durch Mikschens Mittheilung sehr aufgebracht über den jungen Geistlichen. Am andern Morgen mußte ich wieder zu Gottes Tisch, und dießmal war ein alter Herr im Beichtstuhl, welcher nichts von meinen Bekanntschaften, worunter man in Böhmen: Befreundete versteht, wissen wollte.

Um meinen anderweitigen Pflichten nachzukommen, ging ich auch recht fleißig in's Theater und kümmerte mich nun nicht mehr so theilnehmend darum, ob sie am Schluß einander bekamen oder nicht. Besonders viele Freude machte mir die italienische Oper; nicht etwa, als hätt' ich verstanden, was sie gesungen haben, sondern vielmehr darum, weil der Signora Palazezi die Töne wie Goldperlen von den Lippen rollten; und obgleich sie klein und gar nicht schön war, doch eine gewisse Naivetät an ihr sehr anziehend wirkte. Es war ihr nun freilich ziemlich gleich, ob sie eine heitere oder tragische Rolle sang. Ihr Ton schmetterte immer wie Lerchengesang lustig durch die Räume, und ihre kleinen Händchen ließ sie, ohne sich dabei den Kopf zu zerbrechen, blindlings in den Tag hineinspielen. Die zweite Primadonna hatte ein feines Köpfchen, keine so goldreine Stimme wie S. P., aber sie gab sich mit dem dramatischen Ausdruck ihres Gesanges mehr Mühe. Auch sie war klein von Person; um indeß neben ihrer Geliebten ein wenig den Mann machen zu können, legte sie so hohe Absätze in ihre Stiefelchen, daß ihre Füßchen ganz rund wurden, und sie dabei nicht selten in's Schwanken gerieth, wodurch ihre Helden beim ersten Schritt in die Scene stets das Ansehen hatten, als ob sie weder schuß- noch stichfest stehen, vielweniger denn gar dreinschlagen dürften, was die Helden doch

von jeher thun mußten, um sich im Respekt zu erhalten. Von ihr bekam ich den ersten und einzigen Eindruck des Bellini'schen Romeo's, den ich zwar nicht verstand, weil er damals nur von der italienischen, nicht von der deutschen Operngesellschaft aufgeführt ward, den ich aber auch seines gar traurigen Endes wegen keineswegs je zu singen vermeinte. Bei den Italienern hatte man immer das Gefühl, daß sie dort stehen, um rein, schön und brillant zu singen; im Uebrigen waren es nur verkleidete Personen und keine Charaktergestalten. Der Primo Tenore z. B. pflegte sich gewöhnlich den römischen Mantel an das Tricot des Armes so fest annähen zu lassen, daß Jener, wenn es ihm einfiel, sein Joch abzuschütteln und etwa durch malerische Falten das Rennomé seiner edleren Physiognomie zu retten, stets mit dem Tricot, welches ja die pure Haut vorstellen soll, in ein qualvolles Zerren gerieth. Der Primo Tenore aber ließ, unbekümmert um Haut und Mantel, ihre Tragödie für sich allein abspielen, während seine Trillerkette mit großer Pünktlichkeit und unter stürmischem Beifall emporflatterte. In der deutschen Oper dagegen nahm ich viel zu viel Interesse an dem Gang der Handlung, als daß ich mir über die verschiedenen Auffassungs- und Darstellungsweisen Rechenschaft hätte geben können; auch war dazu mein geistiges Verständniß noch zu wenig entwickelt. Ich wußte nur, daß Madame Schröder-Devrient in allem, was sie that, schön aussah; warum sie aber dieses so und nicht anders ausdrückte, darüber nachzudenken, wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich meinte, wenn ich von andern die Parthie wieder in veränderter Ausführung sah, das liege vielleicht einmal so in den Menschen, daß einer dem andern nicht gleich sein könne. Mir hätte es darum auch niemals einfallen können, Anderen ihre Weisen nachzuahmen, und lieber hätte ich späterhin Tadel über mangelhafte Gesangs- und Darstellungsweise ertragen, als den Ruhm, nur der bloße Affe einer andern zu sein. So lange ich

geschult wurde, hörte ich allerdings mit größter Pietät auf meinen Lehrer, und ihn allein hab' ich auch verstanden; daß ich aber dennoch späterhin immer mit Mad. Schröder-Devrient Vergleiche aushalten mußte, kam wohl daher, weil sie, so lange ich denken kann, ihre Gesangspartien bei Mitsch einstudirte, und dieser mich einige von denselben Parthien, die ich später nennen werde, mit den gleichen Schattirungen singen ließ. Jedenfalls aber that man mir damit viel zu viel Ehre an, denn, abgesehen davon, daß Madame Schröder-Devrient eines der größten dramatischen Genie's war und bleiben wird, so war sie ja auch 10 bis 15 Jahre älter als ich. Sie war schon Mutter, als ich noch ein Kind war, und schon eine berühmte Sängerin, als ich erst noch die Notenköpfe kennen lernte. Rühmlich war übrigens die Ehrlichkeit, mit der sie unserem alten Mikfch dankte, als sie von London so hochgefeiert zurückkam, indem sie sagte: „Dort erst erkannte ich, was ich bei Ihnen gelernt habe!"

Ich war nun schon längst völlig vorbereitet in meiner Rolle, und die Oper durfte nur noch auf's Repertoire gesetzt werden. Ja, wenn das bei einem Hoftheater nur so etwas Leichtes wäre! Mikfch hatte Neider in Hülle und Fülle; erstens, weil ihm bei Hofe volles Vertrauen geschenkt ward, zweitens, weil er, wenn er über fremde Sänger zu Rathe gezogen wurde, seine Meinung unumwunden heraussagte, und drittens, weil er gute und sogar ausgezeichnete Schüler und Schülerinnen gebildet hatte. Alte Primadonnen, Schauspielerinnen und noch sonstige Leutchen liefen sich, ihrer Töchter und Schützlinge wegen, bei Pontius und Pilatus die Schuhe fast ab, machten böse Gesichter auf mich herunter und suchten zu intriguiren. Alle möglichen Leute stellten sich auf die Hinterfüße und sperrten und spreizten sich, um, wie es gewöhnlich einem armen Tröpflein zu gehen pflegt, mich herunter zu drücken. Aber das alte Sprichwort: je mehr Feinde, desto mehr Glück, hat sich mein Lebetag an mir bewährt. Es

kam endlich, trotz aller Hindernisse, dennoch zur Aufführung der Oper. Nachdem die ersten Klavierproben glücklich vorüber waren, ging es auf die Bühne, die ich mit unbeschreiblicher Angst betreten habe. Zuerst wurden mit Quartett, dann mit vollem Orchester, Proben gehalten; wobei aber die Mitglieder des Orchesters und jene der Bühne mich nach dem Schluß der Romanze „Ach mußte der Tod ihn uns nehmen“ — dergestalt mit Beifall ermunterten, daß ich aus lauter Freude im nächsten Gesangstücke einen Viertelston zu hoch einsetzte. Papa Miksch lief hinter den Coulissen unruhig hin und her, der Kapellmeister Reißiger klopfte mit dem Stöckchen, das Orchester hielt ein, und Papa Miksch, dem ich es ansah, daß ich eine Dummheit gemacht haben mußte, sagte: „du singst ja viel zu hoch!“ Ich erschrack nicht wenig und nahm mich, da ich ja eben Beifall geerntet hatte, nicht gering zusammen. Es ging nun auch glücklich bis an's Ende. Der Hoftheater-Intendant, Herr v. Lüttichau, war zufrieden und nur noch darüber besorgt, wie ich als Knabe mich ausnehmen würde. Der Oberinspektor wurde deßhalb zur Conferenz herbeigezogen und man rieth und berieth, was wohl meiner Garderobe und — sonstigen Verschönerung wegen gethan werden sollte. Da meinte der Oberinspektor, für so einen ausgehungerten Judenjungen würde ich ohne Zweifel reichlich genug von der lieben Natur ausstaffiret worden sein, und er wolle die 10 Thaler, die das kosten könnte, vorerst lieber für solche aufsparen, von deren bezaubernder Schönheit den ganzen Abend herunter deklamiret wird.

Der Abend kam endlich heran; und nachdem Papa Miksch, Madame Werdy und das Orchester auf der Probe mit mir zufrieden waren, so freute ich mich eher, als daß ich mich vor der Aufführung der Oper gefürchtet hätte. Ohne das bemerkte ich, wie die beiden alten Leutlein ja schon genug Angst für mich hatten. Der erste Auftritt war mir das Aergste. Das Röllchen

fängt aber glücklicherweise mit einem Dialog an; doch war ich so mit ganzem Herzen bei dem, was ich zu reden hatte, daß es mir auch wohl darin wurde. Schon im Dialog hat man mir applaudirt; da sah ich verstohlen in die Coulisse zu Madame Werdy und war nur froh, daß sie ihren Beifall schon weg hatte. Nun kam die Romanze, und auch dem Papa Miksch wurde rechtschaffen applaudirt; sogar die allerhöchsten Herrschaften sollen lauten Beifall gespendet haben. Nach glücklich beendigter Vorstellung ließ Herr v. Lüttichau den Papa Miksch in sein Stübchen neben der königl. Loge rufen und machte ihm die freudige Mittheilung, daß er allerhöchsten Orts beauftragt worden sei, für meine fernere Ausbildung Sorge zu tragen. Meine Gage wurde von 100 nun auf 200 Thlr. erhöht, auch ließ mir H. v. Lüttichau durch Madame Werdy einen sehr schönen dunkelblauen Tuchmantel, mit Pelz ausgefüttert, zum Geschenk besorgen. Papa Miksch wurde beauftragt, mir wöchentlich 3 Stunden zu geben, Madame Werdy studirte mir den Dialog und die Darstellung in sämmtlichen mir zugetheilten Rollen gratis ein. Auch italienische Stunden wurden mir von einem alten Italiener gegeben, der meist sein Mittagschläfchen während meiner Uebersetzung machte, wobei ich dann auch die Histörchen lieber in deutscher, als in italienischer Sprache still für mich ablas. Klavier- und Generalbaßstunden nahm ich auf eigene Rechnung. Später mußte ich sogar zu einer Oper von C. B. von Miltitz tanzen lernen, wäre indeß nie eine Taglioni geworden. Endlich mußte ich zu der Oper „Templer und Jüdin“ gar auch noch reiten lernen. Doch, obgleich man mich auf meinem Pferdchen stets mit stürmischem Beifall empfing und nach der glücklich abgesungenen Arie — die ich unter obligatem Trappeln und Stampfen meines Schimmels produciren mußte — noch einmal hervorrief, so hätte ich mich auf hohem Roß doch nie durch's Leben bringen mögen, so vielen Spaß es mir allerdings machte, ein so edles Thier bändigen zu können.

Es wurde mir nun überall zu eng bei meiner lieben Frau Gerhard; und obgleich sie mir die eine Stube fast ganz allein überließ, so konnte doch weder ihr noch mir, da ich mich immer belauscht wußte, das fortwährende Gesinge und Geklimper, das Lautlesen meiner Rollen ꝛc. angenehm sein; zudem war sie immer leidend. Ich sehnte mich daher recht arg nach einer höheren Gage, um auch meine liebe Mutter und Schwester zu mir nehmen zu können. Vom Papa Mikſch und seinen beiden Söhnen, von denen der Eine Hoftheatersekretär, der Andere Arzt in Dresden war, erhielt ich stets Bücher zum Lesen, immer belehrenden Inhalts. Die Weltgeschichte war mir wohl sehr interessant, doch glaubte ich noch lange nach meiner Ankunft in Dresden, daß von Alessandria an und von Prag aus die Welt ohne allen Zweifel aufhöre und von da an wohl nichts weiter als nur noch Wolken sein könnten. So kamen mir die Indianer, Gallier und alles fast bis zu den Preußen herab, stets nur wie Mondbewohner und Kobolde vor. Griechenland allein, wo der Fürst Ypsilanti her war, dachte ich mir gleich hinter Alessandria. Ich müßte ganz und gar unwahr sein, wenn ich sagen wollte, daß ich, außer an den Thaten jener edlen historischen Persönlichkeiten, auch für die verschiedenen Schlachten und die Datums, in welche die ersten punischen Kriege, die Schlacht bei Actium, die Zerstörung von Karthago ꝛc. fielen, ein sonderliches Vergnügen gehabt hätte; im Gegentheil hätte mich dieses Studium fast um mein Bischen Verstand gebracht. Ich warf deßhalb eines schönen Tages Helden, Weltweise, Haudegen und Friedensstörer bis auf Weiteres in das allerunterste Fach meiner Kommode und sah mich nach etwas Anderem um. Da spielte mir ein guter Geist, ich weiß nicht ob durch den milden und gutherzigen Professor Pettrich, oder durch Mikschens, die Mythologie in die Hand. Darin waren doch auch Bildlein zu sehen. Diese zogen mich gewaltig an, und ich glaubte steif und fest daran, daß alles, was darin erzählt ist,

historische Wahrheiten und keine Erfindungen sind. Natürlich wohnten all die Götter gleichfalls unweit Alessandria. Bisweilen las auch der gute Professor einen Brief von seinem Sohne vor und erzählte von Roms Herrlichkeiten, was mich immer unbeschreiblich fesselte. Ich stand nun auch bei Mamsell Julie schon so sehr in Gnaden, daß ich sogar recht oft zum Abendessen eingeladen wurde. Auch im Garten durfte ich mich oft genug einfinden; aber ich respektirte auch ihren Reinlichkeitssinn nicht wenig. Die Schuhe unterm Arm lief ich meist auf meinen Strümpfchen nur über die Hausflur und Stube hin und hätte um Alles von meinem Näh- oder Strickzeug nie ein Fädchen im Garten liegen lassen mögen.

Bei Darstellung meiner Rollen war mir der mimische und plastische Ausdruck, der mir zwar vorgemacht wurde, von dem ich mir aber keine Rechenschaft geben konnte, immer ein Kreuz. Ich erkundigte mich, ob es denn gar keine Bücher gäbe, worüber man darin Aufschluß erhielte? Es wurde mir Engels Mimik in die Hand gegeben, wobei ich aber nicht selten allzugroßer Gelehrsamkeit halber einschlief. Auch die Aphorismen von Schmidt, und später auch Schröders Leben bekam ich zu lesen. Was mir aus diesen Büchern interessant war, brachte ich auf's Papier, um es dem Gedächtnisse leichter einzuprägen. Ein aus dem Englischen von Christ. Friedr. Michaelis übersetztes Werk enthielt Das über Deklamation und Aktion, was mich am meisten anzog. Darin waren insbesondere Quintilians Aussprüche citirt, und ich gab mir Mühe, nun auch diesen alten Herrn zur Lektüre zu bekommen. Er belehrte mich am einfachsten und gründlichsten, wie das freilich die rechten Leute immer zu thun pflegen. Muß man dabei auch bedenken, daß er hauptsächlich für Redner seine Grundsätze aufgestellt hat, so kann man doch recht leicht das herausfühlen, was für die höheren Leidenschaften einer Tragödie, und das was für die bloße Conversation nöthig ist. Doch diesen bekam ich

erst kurz vor meiner Abreise aus Dresden in die Hände; ich spielte daher ohne inneres Verständniß der Gesticulation und Mimik bis dahin blindlings nach, wie man es mir vormachte.

Nach Verlauf eines Jahres wurde meine Gage wieder um 200 Thaler erhöht. Ich nahm nun ohne Weiteres meine Mutter und Schwester zu mir; und ging es auch anfangs recht knapp her, so haben wir doch mit einander gelebt und getragen. In Hofrath Meißners Palais auf der Seegasse, wo im ersten Stock eine englische Familie, im zweiten Hofrath Meißner mit seiner Familie und im dritten Stock ein großes Zimmer und zwei Mansardenstübchen waren, dort war es, wo wir uns einmietheten. Die Mutter, die mich immer beredete, mir doch um Gotteswillen nicht sogleich eine so große Last aufzuladen, da sie ja doch in Theresienstadt frei Logis und auch eine kleine Pension beziehe, mußte, ob sie wollte oder nicht, mir folgen. Von diesen 400 Thalern mußten wir nun zu drei leben, Hauszins bezahlen, Holz und Kleider kaufen und ein Clavier miethen; auch das Stundengeld und nach und nach die schwarzen Roßhaarmöbeln sollten davon abbezahlt werden, die mir ein Schreiner auf monatliche Abzahlung hin nicht eben sehr billig angerechnet hatte. Es ging aber doch, denn die Mutter hatte ja auch etwas mitgebracht, um beisteuern zu können; ich war nur glücklich, meine liebe Alte, wenn auch noch knapp, doch endlich ernähren zu können, auch mein gutes Schwesterchen bei mir zu haben, während beide mit allen Kräften nützlich zu wirken und zu schaffen suchten. Das Mütterchen kochte und spann, die Schwester räumte auf, nähte, flickte und strickte für uns. — Nach einem Jahr bekam ich abermals eine Gehaltszulage von 100 Thalern.

Indessen hatte ich die Irma im Maurer, die Oberpriesterin in der Vestalin, Agathe im Freischütz, Emeline in der Schweizerfamilie, Myrrha im Opferfest und noch viele andere kleinere Parthien gesungen. An Michaelis 1830 wurden mir abermals

100 Thaler zugelegt, und am 15. August 1831 erhielt ich vom Intendanten einen Brief folgenden Inhalts:

„Se. Majestät der König haben auf meinen Vortrag Ihnen vom 1. dieses Monats an bis Ablauf Ihres gegenwärtigen Contrakts eine Gehaltszulage von 400 Thalern allergnädigst bewilligt, so daß Sie nun 1000 Thaler Gehalt beziehen unter der Bedingung, daß Sie alle und jede Rolle, welche die General-Direktion Ihnen auch im Schauspiele zutheilen wird, spielen; folglich nicht allein für die Oper, sondern auch für das Schauspiel engagirt sind. Ich denke, recht bald den ersten Versuch im Schauspiel mit Ihnen vorzunehmen und bin im Voraus überzeugt von Ihrem Fleiß und der Nützlichkeit für die königliche Bühne, indem ich mich selbst freue, daß ich Ihnen diese Annehmlichkeit eines höheren Gehalts zu fernerer Aufmunterung habe bewirken können, bin ich mit aller Achtung

der Ihrige

15. Aug. 1831. **v. Lüttichau.**

Es war dieses allerdings eine große Ehre für ein achtzehnjähriges Mädchen, das nicht wie viele Andere von Kindesbeinen an Musik getrieben und sonstige Bildungsstufen durchgemacht hatte.

Es wurde mir nun die Dorothea in „Hermann und Dorothea" geschickt. Carl Devrient spielte den Hermann. Das Stück machte erfreuliche und ergreifende Wirkung, und ich konnte darin ja mit meiner lieben Mama Werdy und ihrem Gemahl, welche beide darin beschäftigt waren, spielen. Tiek sagte, es wäre Schade, daß ich nicht Schauspielerin geworden sei; Papa Mikſch dagegen erwiderte, daß es Schade wäre, wenn ich nicht Sängerin geworden sei; ins Schauspiel könne ich noch immer eintreten, wenn einmal die Stimme zum Singen nimmer tauge. Ich bekam nun noch eine zweite, dritte und vierte Rolle: Die Prinzessin im Prinzen von Homburg, die Thekla im Wallenstein und die Marie in: Welche ist die Braut? Emil Devrient sagte während der

Vorstellung hinter der Couliſſe zu mir: „Bleib bei uns, was willſt Du drüben bei den Auserwählten?“ Ich ſang aber doch ruhig weiter und dachte vielmehr daran, was Mikſch mir gerathen hatte. Auch gab es in den Opern Gelegenheit genug, mich im angemeſſenen Vortrag des Dialogs fortwährend einzuüben. Der Zufall wollte nun aber, daß Fräulein Gley, ſpätere Madame Rettich nach Wien und Madame Schröder-Devrient nach London zu Gaſtſpielen eingeladen waren und ich ſo viel zu thun hatte, daß es mir, die ich doch noch ſo jung war, bei aller Ehre, die mir dadurch angethan werden ſollte, doch allzu anſtrengend werden mußte. Der Intendanz, die ſo viel für mich gethan hatte, deßhalb Einwendungen zu machen, wenn ich beinahe alle Tage durch Proben oder Vorſtellungen in Athem gehalten wurde, hätte ich nicht gekonnt, aus Dankbarkeit, und weil ich es eben auch ſelbſt gerne that.

Nun ſollte ich aber auch noch in der italieniſchen Oper ſingen und ſogar Altparthien. Da konnt es wohl kommen, daß heute Tankred und über drei Tage Oberon gegeben werden ſollte; nicht etwa, um mich mit Gewalt zu ruiniren, ſondern etwa weil eine Primadonna ſich zur unrechten Zeit einfallen ließ, krank zu werden. Tankred liegt in den unteren, die Rezia im Oberon in den obern Regiſtern meiner Stimme. Ich hätte zwar immer ganz leicht beide Parthien ſingen können, nur nicht in ſo kurzen Zwiſchenräumen, was ich auch ſpäterhin umging, ſo oft ich es nur konnte.

Ich hatte alſo Arbeit und Ehre, ſo viel ich mir nur wünſchen konnte; aber da mir der Sinn ſtets voll Noten und Rollen ſteckte, ſo hatte ich meiner geliebten Mutter und Schweſter mich wenig widmen können. Sie hatten kaum mehr etwas von mir, außer daß ſie das eine- und anderemal mich mit inniger Theilnahme über die Bühne hin begleiteten. Viele Bekanntſchaften zu machen, hatte ich auch allzu wenig Zeit.

Doktor Rublaks, ein ehrwürdiges altes Ehepärchen, sein Schwiegersohn, Herr Heine, der, außerdem daß er ein vortrefflicher Comiker war, auch sämmtliche Costümezeichnungen für die Dresdner Hofbühne zu besorgen hatte, und dessen Frau, dann Professor Pettrichs, Mikschens und Werdys: das waren alle meine Bekannten und aufrichtigen Freunde. Darum blieb mein Leben auch so harmlos und von verderblichen Eindrücken unberührt. Kleine Ausflüge in Gottes freie Luft, zu denen die Mutter stets mich zwingen mußte, weil ich glaubte, Versäumnisse gegen meine Pflicht zu begehen, wenn ich nicht immer hinter dem Lernen saß, waren von nachhaltigem Eindruck und erquickender Einwirkung. Unbeschreiblich schön ist der große Garten mit seinen hohen Pappeln und wunderlichen Marmorgruppen, nicht minder Rackenitz, der Plauen'sche Grund, auf dessen Anhöhen einst berühmte Schlachten geliefert wurden, dann das reizende Tharand; und die wundervolle Parthie nach der sächsischen Schweiz. Diesmal ging es besser mit dem Eindruck dieser reizenden Gebirgswelt. Tief unten schlängelte sich die Elbe, auf der ich einst so seekrank war, wie ein Silberfädchen durch das Gebirge, und vor uns lagen der steile Lilienstein, der Königsstein und die beiden Bärensteine; dann die wundervolle Bastei, auf der mir's schwindelte, von welcher trotz allem Schwindel ich aber immer und immer wieder in die wilden Schluchten hinabsehen mußte; und gegenüber die Thäler, die im Sonnenschein wie Feenbilder auftauchten.

Alles was ich noch über den Eindruck dieser zauberhaften Gebirgswelt las, hätte mich nicht so innig erheben können, als es die Natur ohne Worte that. Der Künstler insbesondere sollte sich oft an solchen Naturschönheiten erquicken und sich dadurch dem Alltäglichen und den Kleinigkeitskrämereien entheben. An solchen Eindrücken konnten wir dann jahrelang mit einander noch in der Erinnerung fortleben.

Aber auch der kleineren Freuden, die das Gemüth anregten, haben wir nie vergessen! — War ich und meine Schwester Nina irgendwo bei unsern genannten Freunden eingeladen, so waren wir beide ganz still und hörten zu, wie Andere so gebildet redeten, die wir nicht halb so viel wußten, und waren oft recht innig gerührt von ihrer Freundschaft für uns. Unbeschreibliche Freude machte mir ein Geschäft, an dem ich Theil nehmen durfte. Miksch hatte sich nämlich zwei große Gärten an dem rechten Elbeufer, nahe dem schwarzen Thore gekauft, der untere blieb Obstgarten, der obere, in dem zwei Häuser stehen, sollte zum Blumengarten hergestellt werden. Dazu ließ Papa Miksch eine schöne hohe Grotte hineinbauen und darüber hin auf die Rückseite einen kleinen Weinberg auftragen. Ich durfte nun recht oft beim Anbau mithelfen und dachte nur immer, wie schön wäre das, wenn ich einmal meiner Mutter so etwas aufbauen dürfte. Aber die Mutter war herausgerissen aus ihrem gewohnten Wirken und unser armseliges Stadtleben konnte ihr nicht genügend sein, das fühlte ich wohl; doch war sie ja froh, wenn sie uns nur sah. Weil sie so allein und auf uns Kinder nur meist beschränkt war, so nahm ich, als wir mehr Einkünfte hatten, noch eine arme Cousine zu uns; diese aber lernte bald einen Mann nach ihres Herzens Wunsch kennen, und es währte nicht lange, so kam es zur Heirath. Es war der ehrenwerthe Bankier Bassenge in Dresden. So war das Mütterchen wieder nur zu uns hingewiesen.

Mein Contrakt lief im Frühjahr 1832 zu Ende. Ich hatte noch vorher einen Ausflug nach Berlin und Leipzig gemacht, wo ich mehrere Rollen sang, die sehr freundlich aufgenommen wurden. Alle, die mir nahe standen, riethen mir, ein neues Engagement in Dresden nicht anzunehmen, sondern in die Welt hinaus zu gehen; hier müßte ich mich, ginge es so fort, zu Grunde richten. Ich habe davon gerade nichts gespürt, so angestrengt

ich auch bisweilen beschäftigt war, vielmehr nur empfunden, daß mir die Arbeit wohl that. Dennoch erkannte ich, daß selbst, wenn ich auch noch so begabt gewesen wäre, ich doch eben nicht drei Herren, dem Schauspiel, der italienischen und der deutschen Oper, dienen konnte. Auch bewarb sich ein gewiß ehrenwerther und sehr geachteter Mann um meine Hand, der für eine lange Reihe von Jahren, so viel ich mich erinnere, mit 3000 Thaler per Jahr angestellt war; auch wußte man, daß er eine bedeutende Pension zu beziehen habe, wenn er dienstunfähig sein werde. Solche Versorgungspartien werden meist für ein großes Glück gehalten und man weiß oft nicht, was anziehender auf die Angehörigen und Nachbarn wirkt, ob der Mann, sein Rang oder sein Geld. Ich aber kam mir und den Meinigen zu jung vor für ihn; überhaupt aber wollte ich eben nicht schon eine Frau werden. Es wurde dadurch der Entschluß in mir nur noch mehr bestärkt, von Dresden fortzugehen. Wohin aber? Ich schrieb auf's Gerathewohl in die weite Welt hinein und sogar bis nach Pesth. Von dorther bekam ich auch eine Einladung auf sechs Gastrollen mit dem Bemerken, wenn ich gefiele, würde diese Zahl verdoppelt werden. Alle riethen mir, das Gastspiel anzunehmen; aber ich hatte ja kein Geld um mir Garderobe anzuschaffen. Für das, was ich im letzten Jahre erhielt, hatte ich genug zu thun, die Meinigen und mich mit den allernöthigsten Dingen auszustatten. Da bot mir, die bescheidenste von allen meinen Freundinnen, der ich meine Verlegenheit anvertraute, freiwillig ein Anlehen von 500 Thalern dar und bemerkte, daß ich es nur nach und nach von meinen Gastrollen abzahlen dürfe. Es war das jene Chorsängerin Mamsell Billig. Ich möchte wohl wissen, ob viele solche aufopfernde Leute unter der vornehmen Classe sich finden ließen, die mir damals ihre ganze Habe anvertraut hätten?

Aber ihr Vertrauen war fest, und ich war so glücklich, ihr meine Schuld schon in den nächsten Monaten zurückerstatten zu

können. Obgleich mir der Abschied von meinem verehrten Lehrer und meiner geliebten Meisterin und von all meinen Wohlthätern recht schmerzlich fiel, so mußt es nun doch einmal sein. Ein rührender Beweis von Wohlwollen wurde mir noch einige Tage vor meiner Abreise zu Theil. Die junge Gemahlin des Prinzen Max (Bruder Sr. Majestät), eine geborene Herzogin von Lucca, ließ mich zu sich rufen; sie lag krank zu Bette. Als ich vor ihr stand, sah sie mir mit ihren schönen italienischen Augen freundlich in's Gesicht und zog ein rothes Etui hervor, welches sie mir mit den Worten gab: „Tragen Sie das mir zum Andenken.“ Es waren darin ein Paar wundervolle Ohrringe nebst langen Gehängen und eine Broche dazu von feinster Gold-Email auf dunklem Grund, nebst großen Rubinen. Von allen Kostbarkeiten, welche ich später empfing, trage ich diese, wegen ihrer anspruchslosen Schönheit, am liebsten. Auch Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Amalie ließ mich auffordern, in einem ihrer Stücke, welches die allerhöchsten Herrschaften im Schloßtheater zu Pillnitz selbst aufführten, einige Lieder zu singen, wonach mir ein bedeutendes Geschenk gemacht wurde.

Es wurde nun Dresden mit bitterem Herzeleid verlassen, doch mit der Hoffnung, daß ich bald wieder einkehren werde, um die Mutter mir zu holen. Meine gute Schwester ging mit mir; außerdem aber begleitete mich der feste Glaube an Gottes Schutz und der entschiedene Vorsatz, in Pesth keine gefährlichen Herrenbesuche anzunehmen. Miksch und die Mutter sagten mir, dort gebe es gar schöne Leute, und da könne mein guter Ruf bald zu Grunde gehen. Mir war's nicht bange davor, und ich fuhr getrost von den Segenswünschen meiner Lieben begleitet, mit meiner zwei Jahre jüngeren Schwester nach

Pesth.

Die Reise von Dresden nach Pesth war mit keinen geringen Anstrengungen verbunden, da zu jener Zeit die Deutschen noch kein sonderliches Verlangen darnach hatten, auf Jupiters Flammensitz die Welt zu durchfliegen. Wir fuhren, obgleich im Eilwagen, immerhin noch langsam und gründlich genug Berg und Thal auf und ab, und konnten bei der hundert Meilen weiten Tour den Freuden des Spazierenfahrens auf Jahre hinaus Genüge geleistet haben. Dennoch ging es viel zu flüchtig durch unsere heimathlichen Berge bei Töplitz, und all die schönen Gegenden dort umher. Wie gerne wären wir, wenigstens auf eine Stunde nach Theresienstadt hinübergeeilt, hätten die Allee der kleinen Festung durchlaufen, und nur einen Blick in jene bescheidenen Räume gethan, wo wir als Kinder so schmerzliche und frohe Stunden durchlebt hatten, aber der Eilwagen nahm ebenso wenig Rücksicht auf die Herzenswünsche seiner Passagiere, als es die heutigen Dampfrosse thun. Den andern Morgen um 6 Uhr waren wir in jener Stadt, wo unser unglücklicher Vater begraben lag und wohin einst sein treues Weib sich unter dem Druck äußerer und innerer Noth so mühselig durchhelfen mußte. Hätten wir nicht gehofft, recht bald und auf längere Zeit und mit unserer geliebten Mutter hieher zurückzukehren, so würde uns keine Macht abgehalten haben, das Fleckchen Erde aufzusuchen, das des armen Vaters Asche barg. Zu den Erzählungen, denen wir als Kinder mit so großer Aufmerksamkeit lauschten, war uns ja nun so vieles Große und Herrliche überraschend vor das Auge gerückt, daß wir nicht genug schauen konnten.

Das uralte Castell des stolzen Wis'herad lag nun endlich vor uns, dessen Mauern senkrecht in die brausende Moldau herabsteigen, — auf dem einst die große Fürstin Libussa das Macht-

wort: „Es werde Prag" gesprochen haben soll! Nie hätten wir es uns so herrlich denken können. Die schönen Gartenterrassen zwischen dem Wis'herad und der Neustadt, die Bastionen des Hradschin, die im Hintergrund immer höher empor steigenden Berge; alles Das machte einen mächtigen Eindruck auf uns. So bezaubernd schön aber der Anblick war, so konnten wir doch nicht ohne inneren Schauer an den Hradschin, den weißen Berg und den stolzen Wis'herad hinauf sehen. Wir standen, meine Schwester und ich, just wie es das ehrliche deutsche Sprichwort sagt, — wie die „Einfalt vom Lande" in tiefes Schauen versunken, und es fehlte wenig, so hätten wir das Schmettern des Postillonshornes, unserer Reisekasse zum geringeren Vortheil, völlig überhört.

Die Reise von Prag nach Wien war unbeschreiblich lang und einförmig. Anfangs hie und da ein Kloster, wo es zur Hussitenzeit barbarisch hergegangen sein mag, dann eine lange Reihe von Dörfern und Städtchen, in denen nichts als Armuth und Bettelei zu sehen war. Wir dankten Gott, als wir endlich, nach einer Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten wieder eine große viel genannte Stadt vor uns hatten — diejenige, wo ich vor 19 Jahren das Licht der Welt erblicken durfte. Ich bildete mir fast etwas darauf ein, in einer so unübersehbaren Stadt zur Welt gekommen zu sein, aber — wenn i nur was d a v o n hätt! sagt der Staberl.

Da wir übrigens außer dem Stephansthurm und noch vielen Kirchen und anderweitigen Thürmen nichts als Häuser und Paläste vor uns sahen, so erging es uns wie bei'm Anblick großer Bücher, die man respektvoll liegen läßt, bis Zeit und Muße kommt, den Inhalt gründlicher kennen zu lernen.

Wir eilten, obgleich schon recht ermüdet, ohne großen Aufenthalt weiter, über Hainburg, wo wir schon als kleine Kinder nach der Rückreise von Alessandria waren, nach Pesth. Dort

endlich ruhten wir aus und erholten uns von dem schwindelnden Zustande, den uns die ununterbrochene Fahrt von fünf Tagen und vier Nächten gebracht hatte.

Am andern Morgen, schon in aller Frühe, war Hr. Direktor Grimm vor unserer Thür, uns zu besehen und im Namen seiner Frau zu Tische zu bitten. Beide waren einfache und würdige Leute, die mir Achtung und Vertrauen einflößten. Es wurde nun das Repertoire gemacht, und ich wählte zur ersten Gastdarstellung die Emeline in der Schweizerfamilie, doch unter der Bedingung, daß mir noch einige Tage Rast gegönnt werde. Wir machten nun einige Fußpartien in's Freie.

Pesth liegt auf einer sandigen Ebene; Ofen dagegen ist um so reizender gelegen. Die Festung auf einer Anhöhe dehnt sich nach der rechten Seite am Donauufer weithin aus, links der Blocksberg, an den schwäbische Auswanderer ein Dörfchen aufgebaut haben, das allgemein das Schwabendörferl genannt wird. Zwischen beiden Städten fließt die stattliche Donau. Das ehemalige Theater und der Gasthof, in dem wir wohnten, standen nahe am Strom. Wir hatten nur wenige Empfehlungen, aber an solide Familien. Herr Balbnigg, erster Tenorist am Königl. Hoftheater zu Dresden, war früher auch in Pesth erster Sänger und Mitdirektor der dortigen Bühne gewesen. Er stand noch in hoher Achtung als Künstler wie als Mensch, und seine Empfehlungen, so wie die seiner liebenswürdigen Gemahlin (einer ungarischen Gräfin) öffneten uns die Thüren und Herzen. Die Oper war auch zu meiner Zeit mit guten und sogar ausgezeichneten Kräften besetzt. Der bisher ersten Sängerin, welche meist die hohen und Coloratur-Parthien sang, wurde später eine ehrenvolle Stellung in München geboten. Der erste Tenorist, der zwar die in der Rolle vorgeschriebenen Umarmungen regelmäßig vergaß, war doch ein tüchtiger Musiker; er hatte viel schöne Lieder und zu Texten, welche ihm seine kleine zierliche Frau ge-

dichtet, mehrere sehr geschätzte Opern komponirt. Der Bassist hatte zwar eine allmächtige Stimme; er sah und sang freilich immer so finster drein, gleichsam wie ein Blitzableiter, welcher die Leidenschaften seiner Mitspielenden geduldig an sich abgleiten ließ; und doch wußte er auf die Zuhörer bisweilen die gewaltigsten Wirkungen hervorzubringen.

Es kam nun der längst erwartete Tag heran, und Alles war gespannt, die Dresdener Sängerin zu hören. Mein Schweizercostüme war nach der Zeichnung von Heine (unserem Dresdener Costümier) ganz ächt und einfach, mit simplen bunten Bändchen ausgenäht, nirgends Atlasbänder und Flitterzeug, mit dem man sich meist, nicht nur in Oesterreich, sondern auch auf anderen Bühnen, glänzend und möglichst theateralisch herausputzt. Hat mir nun dieser Flitter gefehlt, oder war ich für die sehnsüchtige Emeline nicht roth genug geschmückt, kurz, als das liebliche Riternell angefangen hatte, und ich mit halbgesenktem Blick, das herabhängende Hütchen über der Schulter, in Träumereien versunken, der Bank gegenüber der Hütte zuschritt, hörte ich in einer Prosceniumsloge ganz deutlich die Worte: „U je, wieder a'n' Alte!" — Es war gut, daß ich nie eitel war; sonst hätte mich dieser demüthigende Empfang leicht verwirrt machen können. Ich hatte zum Glück Freude auszudrücken und mußte, ob ich nun wollte oder nicht, Befangenheit und Altersschwäche (ich war ja doch schon 19 Jahre alt) zu überwinden suchen. Die Rolle ging glücklich zu Ende, und ich wurde wiederholt gerufen.

Der Direktor, der inzwischen herumgehorcht hatte, freute sich nur, daß der Oberon von Weber die nächste Oper sein durfte; dort hatte ich Gelegenheit, mich als Prinzessin schöner zu kleiden. Vor Prinzessinnen hat man immer Respekt, und die Leute hatten ihn auch vor mir; denn bei jedem Erscheinen wurde ich mit Applaus empfangen, was mir als arme Schweizerin nie passirte. Als man mir aber sogar die Ehre anthat, die große Arie der

Rezia: „Ozean du Ungeheuer“ da capo zu verlangen, bei der man schon nach der einmaligen Execution genug haben kann, da erhob sich ein alter vernünftiger Mann, der allgemein als ein Freund klassischer Musik bekannt war, und stets den wärmsten Antheil an all' meinen Leistungen genommen hat, und rief aus seinem Sperrsitz in die tobende Menge hinein: „Ihr Leut, seids doch kane Narr'n, ihr ruinirt sie ja!“ Die neben ihm Sitzenden glaubten, er sei ein Anti-Schebestianer, faßten ihn und trugen den alten Mann über die Köpfe der Andern hinweg, um ihn vor die Thüre zu setzen. Ich aber mußte wenigstens das Allegro der Arie noch einmal singen.

Mein Glück war nun gemacht, und ich sang dann noch von meinen größten Rollen, die mir durch meinen Lehrer und meine Lehrerin in Dresden einstudirt waren, den Tankred, die Agathe im Freischütz, die Eglantine in der Euryanthe, die Zerline im Fra Diavolo und die Oberpriesterin in der Vestalin. Das waren alle meine Parthieen, die ich mitgebracht hatte; die weit größeren und schwierigeren, die ich später auf meinen Reisen sang, habe ich mir ohne Anderer Einwirkung (obgleich scharfsinnige Rezensenten sich ermüßigt sahen, daran zu zweifeln) in dem von allen Vorbildern so fern gelegenen Pesth hübsch für mich allein eingeübt. Das machte mir auch unbeschreibliche Freude; denn darnach hatte ich schon längst Verlangen, selbst einmal etwas zu schaffen.

Der Direktor, der mir nach jenem glücklichen Erfolg nicht nur zwölf Gastrollen sogleich antrug, was für meine Kasse und für mich nur sehr schmeichelhaft sein konnte, unterhandelte nun auch mit mir über ein längeres Engagement. Das Höchste, was er geben konnte und was er noch nie gegeben hatte, waren 2000 fl. Conv.-Münze und die Einnahme von zwei Benefizvorstellungen für das Jahr, nebst Reiseurlaub. Das klingt schon ganz stattlich; aber wenn man sich Costume und Garderobe

dafür anzuschaffen hat, kann man von solcher Einnahme doch keine allzugroßen Schätze aufhäufen. Indeß hatte mir mein Gastspiel so viel eingebracht, daß ich nicht nur meine Schuld an die gute Billig abtragen, sondern auch die Reisekosten für die Mutter bestreiten konnte; denn nach ihr verlangte es uns am Allermeisten, und so waren wir denn bald wieder glücklich bei einander. Anfangs mußten wir noch im Gasthofe bleiben, wo der Wirth um denselben billigen Preis wie anderwärts uns die nöthigen Zimmer überließ. Die Kost war auch nicht zu theuer, und so konnten wir die Zeit ruhig abwarten, bis wir Mittel hatten, uns eine recht hübsche eigne Einrichtung anzukaufen.

Der Direktor suchte nun alle Opern hervor, in denen seine beiden Sängerinnen recht glänzend beschäftigt werden konnten, vornehmlich solche, in denen ich einen Mann machen durfte. Daß ihm dadurch sämmtliche Damen gesichert waren, weil diese eine förmliche Leidenschaft hatten, mich als zärtlichen Jüngling zu sehen, wußte er. Ich dankte nur meinem Schöpfer, daß ich kein wirklicher Mann war; alle Herrn hätten mit mir Händel angefangen und mich am Ende gar auf Pistolen gefordert. Der Direktor calculirte ganz richtig. Wo die Damen hingehen, werden auch die Herrn nicht ausbleiben; wobei er dann in der That stets die reichlichsten Einnahmen machte.

Arsace in Semiramis, Malkolm im Fräulein am See und noch viele andere derartige Helden wurden mir zugetheilt. Rossini hatte, so scheint es, mehr Freude daran, sich die Frauen als Männer zu denken, während umgekehrt die alten Griechen ihre Frauen durch Männer darstellen ließen. Wenn man sich freilich die Klytämnestra, Iphigenia und Elektra noch heutzutage von Männern und gar vielleicht auf Rossini'schen Passagen gesungen denkt, so würde man doch wohl ein wenig mehr davor erschrecken, als vor einem weiblichen Heldenjüngling.

Indeß mögen mir's Diejenigen, die so gar vornehm auf

Rossini herabblicken, immerhin glauben, daß seine zwar leichten und einschmeichelnden Melodien doch nicht so gar leicht in des Meisters genialem Sinne aufgefaßt und wiedergegeben sind. Erst bei eigener Execution seiner Musik ist es mir fühlbar geworden, was die Oesterreicher und Italiener darunter verstehen, wenn sie sagen: „Das ist eine lutherische Musik oder ein lutherischer Sänger". Damit wollen sie ohne allen Zweifel aussprechen, es töne zwar recht solid, ehrbar, und auch wohl recht erhaben, aber — kalt. Durch die halsbrechenden Fiorituren, Rouladen und Schnörkeln, womit die Mehrzahl seiner Musikstücke, selbst bis zur Uebersättigung, ausgeschmückt sind, würde er wohl keine so große Macht auf die Zuhörer ausgeübt haben, läge nicht doch etwas ganz Besonderes in seinen zum Gesang reizenden Melodieen. Es ist das vielleicht nicht allein der gaukelnde flatternde Leichtsinn, der alle Schöpfungen des lebenslustigen Mannes durchzieht, sondern auch das süße Schwelgen und Schmachten in den leidenschaftlicheren Momenten seiner poetischen Vorlagen. Mag uns Deutschen solches Schmachten oft auch gar zu süßlich vorkommen, immerhin sind seine Recitative und seine einfachen Cantilenen und auch wohl so manche seiner Chöre weit charakteristischer, als die lärmenden Musikstücke der neueren Componisten, die mit all' ihrer theoretischen und canonisch-contrapunktistischen Gelahrtheit in einem Zeitraum, wo Rossini sechsundzwanzig Opern schrieb, etwa nur eine, höchstens zwei, mühselig zusammenklügeln, und schwerlich eine, die den Opern Barbiere di Seviglia, L'italiana in Algier, Cenerentola, Semiramide, Siège de Corinth, Othello ꝛc. an die Seite gestellt werden könnte. Schon das war mir bei seinen Opern unbeschreiblich interessant, nicht nur durch eine ganze Skala von Empfindungen und einigen Tändeleien hin das warme Toncolorit in allen möglichen Schattirungen zu studiren, — auch seinen Schwächen, die bei jedem hervorragenden Geiste,

und darum auch bei ihm, mit den Vorzügen zusammenhängen, mußte ich dabei tiefer in's Gesicht sehen. Auf jene, vor dem Richterstuhl der Kritik mit Recht getadelte Ueberladung von Rouladen, in den Stücken ernsten Gehaltes, würde aber Rossini gewiß selbst gerne verzichtet und sie jedem geistreichen und geschickten tragischen Sänger zu willkürlicher Behandlung und Abänderung ohne große Gewissensbeschwerden stets frei überlassen haben. In der Darstellung heiterer Gemüthszustände sind dagegen seine Melodien durch unerschöpfliche Mannigfaltigkeit seiner reizenden Fiorituren nie ohne edleren Geschmack angemessen verziert.

Zuweilen mußte ich auch wohl eine Parthie über Hals und Kopf einüben, gewöhnlich dann, wenn ein berühmter Gast erwartet wurde. Mein geliebter Lehrer Miksch hatte über solche Excesse keinen kleinen Schreck; doch da ich mit dem bloß flüchtigen Einüben einer Parthie mich selbst nie hätte begnügen mögen und ich dann, wenn der Gast fort war, eine mir zusagende Rolle nach besten Kräften nur um so gründlicher durchzufeilen mich bemühte, so war seine Angst und Sorge, wie die Folge lehrte, ohne Noth, wenn mir auch seine innige Theilnahme unbeschreiblich rührend war. Ein Brief, der wahrhafte Freundesschmerzen athmet, mag hier selbst seine treue Sorgfalt aussprechen.

Dresden am 9. September 1833.

Meine liebe Freundin!

Du hast mir mit Deinem Briefe, welchen ich durch H. G. erhielt, sehr viel Freude gemacht, weil ich daraus ersehen, daß ich bei Dir immer noch in sehr gutem Ansehen stehe und der Beifall, welchen Du einerntest nicht Deinem Gedächtnisse und Herzen geschadet hat. Nimm für immer die Ueberzeugung von mir, daß alles, was Dich betrifft, mir sehr am Herzen liegt, und

wenn auch zuweilen ein Ausdruck in meinen Briefen stände, welcher Dich verwunden könnte, so denke, daß der Freund die Worte nicht wiegt, durch welche er Gutes stiften will. Herr G. hat mir erzählt, daß Du ihn durch dein Spiel und Gesang vorzüglich als Desdemona bezaubert hast und Jung und Alt von dir bezaubert ist. Denke Dir meine Freude! Ich blähte mich darob so auf, daß der Neumarkt, wo ich diese Nachricht erfuhr, für den alten Herrn zu klein wurde. Mittags trank ich mit meinen beiden Söhnen Deine Gesundheit, und ein Lebehoch wurde Dir gebracht, daß die Weinreben in meinem Garten davon zitterten. Du meldest mir in Deinem Briefe, daß Du in 10 Tagen die Desdemona im Othello und in 6 Tagen die Donna Elvira im Don Juan hast lernen müssen. — Diese Nachricht beunruhigt mich sehr, weil Anstrengungen dieser Art allemal nachtheilige Wirkungen nach sich ziehen. Bedenke daher, daß Du noch ein langes Leben vor Dir hast, und stürme nicht mit Gewalt auf Deine Gesundheit und Jugend. Gewaltsames Memoriren greift die Nerven und zu vieles Singen die Brust an. Mäßige Dich, und verzichte lieber auf Ruhm und Ehre, wo Du Gefahr läufst, nicht allein Deinen Ruf als Künstlerin, sondern auch Deine Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Uebernimm nicht alle Parthien, die man Dir zutheilt; die Erfahrung wird Dir schon gelehrt haben, daß der Mensch mit dem besten Willen nicht Alles kann, und die Universalgenies den Blumen gleichen, welche höchstens 24 Stunden blühen. Ich kenne die Direktionen; sie pressen der Zitrone den Saft bis auf den letzten Tropfen aus, und werfen die Schaale weg. Bedenke Dieß, und richte Dich darnach. Amen. Grüße Deine Mutter und Schwester von mir herzlich, und nimm für immer die Ueberzeugung, daß ich verbleiben werde Dein treuer, Dich aufrichtig liebender Freund

Johannes Miksch.

Rossini'sche Musik, in der ich mich bisher am meisten einzuüben hatte, putzt nur die Stimme gut aus, aber sie erzeugt weder physische noch psychische Nachwehen. Zudem waren meine Brust und Nerven von jeher so kräftiger Natur, daß mich weder dieser, noch 10 andere Componisten so leicht hätten umbringen können. Indeß hatte ich mich an den süßen Leckerbissen der italienischen Musik doch für einige Zeit hinlänglich gesättigt, und wünschte mir einmal ein recht klassisches Stück Arbeit. Ich fragte deßhalb den Direktor Grimm, ob er keine alte, längst nicht mehr gesehene und in Deutschland nicht mehr gegebene Oper wüßte, worin ich ein tüchtiges Stück Leidenschaft und eine gewaltige Musik zu verarbeiten hätte. Das ewige Schmachten, Girren und Seufzen sei mir nun schon zum Sterben langweilig. Er erwiderte, vorher müsse ich noch den Romeo einstudiren; diese Oper sei einmal Mode, und obgleich bisher alle Bellini'schen Opern vor seinem Publikum Fiasco gemacht hätten, so glaube er dennoch, daß wir zwei Sängerinnen etwas daraus machen würden. Ich wollte unter keiner Bedingung daran; dieser holde Liebesheld, sagte ich, komme mir am Schlusse noch viel langweiliger vor, als nur irgend einer des melodienreichen Rossini. Grimm ließ aber nicht nach; er habe die Partitur bereits für schweres Geld gekauft; ich werde ihn doch nicht darum bringen wollen. Er verspreche mir auch gerne, sobald Romeo zur Aufführung gebracht sei, mir die allerklassischste Musik unter seinen ältesten Opern hervorzusuchen. Schließlich erbot er sich, mir zum Trost einstweilen die Cherubini'sche Medea zu senden, an der ich, wie an dem starken Hefte des Dialogs, der einer starken, gewaltigen Gesangsparthie beigefügt sei, mein Gelüste nach großartigen Leidenschaften hinlänglich sättigen könne. Medea war mir gerade recht; von der hatte ich noch nie etwas gehört, und auch später auf meinen Reisen fand ich sie an keinem Orte auf dem Repertoire, außer da, wo man auf meine dringenden Bitten sie mir

zu Liebe einstudirte. Letzteres geschah aber nur in Stuttgart und in Breslau. An den übrigen Orten waren sie auf diese klassische Musik nicht sonderlich begierig; und wenn hie und da auch mit einigen längst einstudirten Opern immer und immer groß gethan wurde und die Herren Kunstkenner von den Schönheiten klassischer Musik viel Redens machten, so war doch kein erheblicher Ernst dahinter; mich dünkt, es müßte sonst ein klein wenig mehr dabei herausgekommen sein.

Mittlerweile hatte sich ein gewaltiger Auftritt mit einem vornehmen Manne ereignet. Dieser wußte, daß ich allen gefährlichen Herrn-Besuchen ein für allemal die Thür verschlossen hatte. Er dachte ohne Zweifel: Kann das Fräulein mit ihren Noten so artig und säuberlich umgehen, so könnte sie's noch viel eher mit einem K. K. Oberstlieutenant, der nicht nur ein schöner, sondern sogar ein berühmt schöner Mann ist, und dem darum vielleicht auch noch nie, oder doch selten unzart begegnet worden ist. Er ließ sich deßhalb als ein von Wien, mit angenehmen Aufträgen versehener Freund bei uns melden. Ich meinte nicht anders, als daß vielleicht gar der Kaiser meines verunglückten Vaters wegen irgend ein Zeichen seiner besonderen Gnade uns zugedacht habe, und wir konnten den Besuch dieses hohen Abgesandten kaum erwarten. Er kam, — rühmte alle möglichen Wiener Schönheitsmittel und die verschiedenen Operntheater und Künstler und brachte mir Grüße von einer Dame, deren ich mich ganz und gar nicht erinnern konnte. Unwahrheiten hatten mich immer tief erbittert, wir ließen daher den Herrn sehr kleinlaut ablaufen. Am folgenden Tag lauerte er mir auf der Treppe auf; da ich ihm aber kein Gehör gab, so ging er mir bis auf die Straße nach und rühmte alles Mögliche an mir, wofür ich doch gar nichts konnte, schilderte auch seine Verehrung in einer Weise, daß ich ihm davon und in ein Haus lief, wo ich mich so lange verbarg, bis ich dachte, daß er fort sein könnte. Zu Hause

angekommen, riefen Mutter und Schwester aus: „Was ist denn geschehen, du siehst ja todesbleich aus?“ Ich nahm Papier und Feder zur Hand, und schrieb ein kleines Zettelchen, das ich unversiegelt durch den Kellner an jenen Herrn absendete. Der Kellner hatte nichts Eifrigeres zu thun als den Zettel zu lesen und ihn sämmtlichen jungen Offizieren, welche im Gastzimmer anwesend waren, mitzutheilen. Endlich trat auch jener Herr ein. Die jungen Leute sahen mit verbissenem Lachen dem eitlen Manne in's Gesicht, der sich beim Lesen des Briefchens vor Grimm und Schaam entfärbte. Das Erste war, daß er mir drohen ließ, er werde mich einsperren lassen. Ich ging Abends nicht mehr aus, fürchtend, er könne mir ein Leid anthun. Die Folge war, daß ich zum Stadthauptmann gefordert wurde; ich schickte aber für mich den Direktor dahin, der meine Sache ausfechten sollte. Darnach wurde ich zum kommandirenden General vorgefordert; dorthin ging ich selbst. Es war ein alter Herr mit weißem Haar; der redete mich sehr ernst an und sagte: ob ich wohl wisse, daß ich einen der bedeutendsten Offiziere vor der ganzen Stadt lächerlich gemacht habe? „O ja, Herr General, das weiß ich; aber eben darum, weil er mir ein vornehmer Mann zu sein schien, hätte ich auch erwartet, daß er sich etwas nobler betragen hätte. Was geht's ihn an, ob ich so oder so aussehe? Er war zudringlich und unverschämt, und da ich keinen Vater mehr habe, so mußte ich selbst Vaterstelle bei mir vertreten und mein eigner Beschützer sein. Sie haben auch Töchter, Herr General, und ich möchte wohl wissen, was Sie gethan hätten, wenn irgend so ein vornehmer Herr ähnliche Wünsche gegen sie ausgesprochen hätte. Ich werde mich meiner Satisfaktion halber von keinem Menschen strafen lassen, und wenn ich deßhalb Schutz beim Kaiser suchen müßte.“ Damit ging ich ohne Weiteres nach Hause.

Nun hieß es, der Herr Oberstlieutenant werde mich auf der Bühne erschießen lassen. Ich trat deßhalb drei Wochen lang

nicht auf, und Grimm klagte auf Schadenersatz beim General-Kommando. Endlich wurde dem Herrn von Seiten des Generals angedeutet, so lange ich in Pesth sei, die Stadt zu verlassen. Nach Ablauf der drei Wochen trat ich voll Zittern als Eglantine in Webers Euryanthe auf, denn ich fürchtete mich freilich gar sehr vor dem Erschießen und auch vor dem Auspfeifen. Ich blieb deßhalb beim Heraustritt eine Weile voll banger Erwartung im Hintergrund der Bühne stehen. Aber die lieben, einzig lieben Pesther empfingen mich mit einem solchen Sturm von Beifall, daß ich in Thränen ausbrach und lange nicht zu Worten kommen konnte.

War ich nun schon vorher in guten Familien freundlich aufgenommen, so wurde ich jetzt in die höchsten Häuser mit wahrem Enthusiasmus eingeladen; doch hielt ich solche Ehren nie für mehr, als für einen freundlichen Sonnenblick des Glückes, dessen man sich nur im Spazierengehen erfreuen darf. Meine einzig näher befreundeten Familien waren die unsers guten Doktors Herr v. E., Stadtbaumeister v. P., eine gemüthvolle Madame B., deren Sohn als Schriftsteller sich nun einen bedeutenden Namen gemacht haben soll, dann die liebe Familie des Herrn Oberstlieutenant v. R., Herrn Oberfiskal v. B. und Herr v. M.; das waren all meine näher Befreundeten und heute noch mit redlicher Theilnahme treu bewährten Freunde. Es wurde nun auch eine freundliche, schöne Wohnung von drei Zimmern und einem Balkon am Donaustrom bezogen, mit der Aussicht nach Ofen. Nie hab ich wieder so schön und zierlich gewohnt, wie in Pesth; wenn auch später wohl etwas glänzender und in weitern Räumen.

Während des dreiwöchentlichen Hausarrestes — dem ich mich eigenwillig unterzog, um nicht erschossen oder, was doch noch ernstlicher zu befürchten war, um nicht eingesperrt zu werden, — hatte ich wenigstens den Vortheil, daß ich endlich einmal mit Muße über die Style der verschiedenen Klassen von Musik,

Deklamation und Gestikulation nachdenken konnte. Wohl war ich in guten Schulen gewesen, aber außer Mikschens gründlichem Lehrsystem, dem es nicht genügte, seine Schüler mit einigen Manieren herauszuputzen, der ihnen vielmehr eine umfassende Methode logisch beizubringen bemüht war, wußte ich von der Bedeutung der dramatischen Kunst doch nichts weiter, als daß ich nachmachte, was meine verehrte Meisterin mir etwa an Rollen vorgespielt hatte. Auch der Güte und Freundschaft von Madame Schröder-Devrient dankte ich die plastische Darstellung der Oberpriesterin in der Vestalin, die sie mir in ihrer erhabenen Weise einstudirte. Aber warum ich das so und nicht anders machen sollte, war mir nicht klar; es war eben nur ein blindes Ahnen, kein von innen herausgebildetes, mit Bewußtsein ausgeübtes Thun. Dieser Zustand war mir peinlich; ich las daher was ich je von Grundsätzen gesammelt und zusammengetragen hatte, wieder und wieder durch und baute mir schließlich mein eignes kleines System zusammen.

Ich gedachte dabei gerne auch der Lehren, die uns Göthe, Rousseau und andere Männer des Geistes hinterlassen haben. Göthe sagt z. B.: „die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche überbleibt.“ Rousseau schrieb: „Es ist nicht genug für einen Akteur der Oper, ein vortrefflicher Sänger zu seyn, wenn er auch nicht zugleich ein trefflicher Pantomimiker ist; nicht nur Dasjenige, was er selbst sagt, muß er für's Herz empfindbar machen, sondern auch Dasjenige, was er die Begleitung sagen läßt. Das Orchester darf keinen Gedanken vortragen, der nicht aus seiner Seele zu kommen scheint. Er muß, selbst wenn er schweigt, den Zuschauern interessant sein; und wenn er auch bei der schweren Rolle nur einen Augenblick unterläßt, die Person zu behaupten, die er

vorstellt, so daß man den Sänger gewahr wird, so ist er dann bloß Musiker auf dem Theater, aber kein Akteur mehr." Guter Rousseau, daß du — 1712 geboren — so vernünftig und so unbeachtet und vergebens solche Winke in die Welt hinein geben mußtest! Wärst du mit Rossini 1792 und mit Bellini 1802 auf Erden gewandelt, wie oft hättest du einer höchst tragischen Scene im Walzer oder Galopp mit Orchesterbegleitung nachhüpfen können! Und gar die Zwischenpausen, wie sie in den neueren Opern durch das Orchester ausgefüllt zu werden pflegen!

Rousseau hat wohl recht, wenn er den Sänger mahnt, auch die Pausen nicht außer Acht zu lassen. Es gibt Pausen, die oft weit schwieriger auszufüllen sind, als die Momente, die durch ausgesprochene Ideen vom Dichter und Componisten dem Sänger gegeben wurden. Es gibt Pausen, vor oder nach einer wichtigen Materie, wodurch diese mit um so stärkerer Wirkung hervortreten oder im Gedächtniß haften soll. Sie halten die Aufmerksamkeit auf und spannen, wenn der Gesang oder Dialog so auf unerwartete Weise unterbrochen wird. Sie hemmen den Fluß der Harmonie oder Rede und bringen plötzlich den Ton in's Schweigen. Oder es ist eine neue Sensation, welche sie durch die Abspannung einer vorigen Bewegung hervorbringen.

Es gibt keine Gemüthsbewegung, welche die Natur nicht durch Zeichen zu offenbaren sucht, durch Blicke, Geberden, Töne; es kann sich hierbei, selbst in den untergeordneten minder glänzenden Gesten, die Vollkommenheit des dramatischen Künstlers oft weit mehr zeigen, als durch die kühnsten Attitüden, die so oft doch nur erzwungen und kalt sind; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß in der richtigen Anwendung und vollen Wirkung bedeutsamer Gesten nicht eine der höchsten Zierden der dramatischen Kunst beruhte. Immer aber besteht der bei weitem größere Theil jener Gesten, welche zum Ausdruck der Gedanken und Empfindungen beitragen, oft nur in einem Blick, einer Wendung

der Hand, einer Pause oder Unterbrechung der Gestikulation, einer Veränderung in der Stellung der Füße u. s. w. Diese bescheidenen Aktionen theilen dem Sinn einer Rede bei weitem wärmeres und volleres Leben mit, als Ueberladung von bedeutsamen Geberden, die so oft ohne Einsicht und Geschmack angewendet werden und dann wieder mit jenen Gewohnheitsgesten abzuwechseln pflegen, welche wir alle Tage auf der Bühne zur Genüge vorgetragen sehen. Doch ich komme in's Theoretisiren, und wollte den geneigten Leser doch von meinen kleinen Erlebnissen unterhalten. Ich kehre zu jenen Aufgaben zurück, welche mir die Pesther Theater-Direktion anvertraute, — zum Romeo und zur Medea; zwei gewaltigen Extremen hinsichtlich ihrer musikalischen und psychischen Natur. —

Romeo.

Leider habe ich nicht jenes Liebeslied vor mir: mit seinen Nachtigallentönen, seinem düftehauchenden Frühlingsabend; so gerne ich auch mit meinen freundlichen Leserinnen in die volle Strömung der ahnungsreichen, sehnsüchtigen, schwelgenden und doch so wehmuthsvollen, sich hinopfernden Liebe eines Shakespeare'schen Romeo niedertauchen möchte. Dem Bellini'schen versagte zwar der Componist und italienische Dichter „das süße Spiel des Herzens, der Liebe überredendes Geschwätz" auch nicht, aber Shakespeare's Romeo schwätzt nicht nur — und der Bellinische muß sogar singen. Auch Bellini hat ja gewiß wie jeder ihm vorangegangene Componist und Dichter das Beste gewollt, und schwimmt er bisweilen auch nur auf der Oberfläche des dramatisch musikalischen Meeres, so hat er doch so viele schöne, wehmüthige, sehnsuchtsvolle, klagende, auch kühne und aufjubelnde Klänge heraufgeholt, daß der Sänger, wenn er nur einen langen Athem hat, ja nach Belieben tiefer hinuntertauchen kann, um das etwa noch Fehlende nachzuholen. Es ist ja das

eine Pflicht des Sängers und ausübenden Musikers, den etwaigen Flugsand musikalischer Gedanken in dieser wie in jeder anderen Musik mit eigner Poesie zu befruchten, zu pflügen und mit dem Blüthensamen eigner Phantasie zu besäen.

Das wäre mir auch eine Künstlerin, die nicht mit aller Liebe und Begeisterung einen Romeo auszumalen sich bemühen wollte! Es ist ja bei dieser Aufgabe weder Stein noch Holz zu überwinden, oder etwas noch nie Dagewesenes zu erschaffen; hinreichend genug, daß es Romeo ist, der ihr vor die Seele treten darf. Ob hie und da die Melodien (nach dem Ausspruche der Musikkenner) zu süß und schmachtend und in zu gedehnten Sätzen sich hinziehen, darüber muß sich der dramatische Sänger nicht abhärmen; steht es doch bei ihm, sie durch Mannigfaltigkeit des Ausdruckes zu beleben. Erheben diese Maaßen und Rhythmen, die bisweilen wie das rollende Rad der Zeit in Romeo's geheimste Empfindungen eingreifen, auch nicht gerade stets zur rechten Zeit ihre beschwingende Kraft, was thut's? —

Die Seele, von der die Gefühle durchdrungen sein sollen, kann sich ja auch durch den Ausdruck der Mimik, durch die Bewegung der Gestalt verrathen, das Entstehen der geheimsten Gemüthsbewegung von der leisesten Ahnung ihres Erwachens, bis zu ihrem lichtesten Ausdrucke hinauf dennoch versinnlichen, und sie dann, dem Versinken des Abendrothes gleich, auch wieder verglimmen lassen. Können nicht schon einzelne Töne zu Trägern eines leuchtenden durchsichtigen Bildes unserer geheimsten Empfindungen werden? — Bei solchen Musiken freilich, die einem guten Schwimmkissen gleichen, an dem auch mittelmäßige Sänger glücklich über die See gelangen können, ohne gerade untergehen zu müssen, bedarf es oft nur weniger Zuthaten, um schon eine recht schöne Wirkung hervorzubringen.

Wer aber bei Bellini's Romeo, da, wo die Beredsamkeit der Sehnsucht in zahllosen Nuancen sich bis zur Ueberströmung

des Gefühls fühlbar machen soll, nur darum bekümmert ist, seine Notenköpfe säuberlichst herauszuputzen, um sie dann — ohne tieferes Eingehen in die Leidenschaften hübsch wohlerzogen und anständig vom Stapel laufen zu lassen, und da, wo das Gefühl in trotzig aufbrausender Liebe stürmen sollte, altklug und bedachtsam mit der Stimmgabel im Kopfe nur darum besorgt ist, seine Töne in schulgerechter Ordnung zu halten, — der soll das Romeo sein bleiben lassen.

Ein richtiges Gefühl für Maaß und Ziel hat gewiß jedes Talent mit auf die Welt bekommen, man muß nur darüber nicht ungeduldig werden; wenn manche Talente — wie es meist den Leuten mit kurzen Haaren von der lieben Natur so sehr erleichtert worden ist — mit dem Zusammenbürsten nicht gleich fertig werden können.

Vorerst würde ich das Aeußere meines Liebeshelden mit denjenigen Herrlichkeiten nie ausgeschmückt haben, mit denen Romeo auf unterschiedlichen Bühnen erscheinen soll, mit dem steifen Helm, umnickt von den kindlichen Bewegungen eines Federbusches, mit der Chaussée von bunten Steinen über Brust und Magen hinab, und mit all dem bunten Trödel, den sonst die Bühnenhelden lieben.

Herr Heine in Dresden hatte die Güte, mir zu dieser Parthie die angemessensten Zeichnungen zu senden, hübsche und sinnig ausgedachte Gewänder, leicht, elegant, und costumegetreu.

Meinem inneren Auge erschien Romeo in edler Freiheit, voll Jugendfrische, muthig, stolz, mit etwas Schwärmerei im Antlitz und elastischem Ausdruck in Haltung und Geberde. Beim ersten Erscheinen schildert er die Freude, die ihn durchdringt, im Auftrag eines heiligen Amtes vor Capulet erscheinen zu dürfen. Er wird höhnisch abgewiesen. Aufgeschreckt, wie wenn der Frost alle Blüthen seiner Hoffnung plötzlich niederzuwerfen drohte,

steht er fast regungslos da. Voll Wehmuth blickt er noch einmal zu Capulet hin, aber dieser wendet sich beharrlich von ihm; er naht sich ihm nur ein wenig, mit zauderndem Schritte und gesenktem Blick, seine Bitte um Versöhnung anfangs mit gedämpfter, bewegter, bisweilen fast stockender Stimme in den Worten anhebend: „Wenn Romeo den Sohn dir erschlagen, so geschah's im Schlachtgetümmel ꝛc." Während des langen Gesanges können sich seine Bitten bis zum Flehen steigern, zu Hoffnungen umwandeln, sein Schmerz sich zum verklärenden Schimmer der Sehnsucht nach Versöhnung lichten. Romeo wird vom alten Capulet abermals abgewiesen, mit den Worten, daß er schon in Tybald einen Sohn gefunden und daß diesem seiner Tochter Hand werden soll. Der Anblick des verhaßten Nebenbuhlers, der Hohn seiner Feinde, bringt in Romeo eine gewaltsame Wandlung hervor; drängt alle seine Fiebern zu Aufruhr und Empörung. Wie der junge Löwe, den man der Beute beraubte, schreitet er hastig mit blitzenden Augen an ihnen vorüber, als wollt' er sie allesammt niederschmettern. Dann stellt er sich ihnen kühn entschlossen gegenüber. Die Melodie des Allegro's mit aller Schärfe und Bestimmtheit des Ausdruckes feurig durchschneidend. Mit diesen Tönen, die scharf geschliffenen Pfeilen gleichen sollten, schleudert er die Worte über sie hin: „Vor Romeo's Rächerarmen, soll kein Gott euch nun beschützen und von seines Schwertes Blitzen treffe euch der Todesstreich!" Es müssen, um Monotonie des Ausdruckes zu verhüten, auch hierbei sich im weiteren Verlauf des Gesanges diesem Zorn noch andere Gefühle anreihen: Erbitterung, Schmerz und Drohungen.

Das Duett mit Julia ist lang und bedarf reichlicher Ausschmückung durch Mannigfaltigkeit des Ausdruckes in Ton, Miene und Bewegung. Es versteht sich wohl von selbst, daß Romeo beim Eintritt zur Geliebten sich nicht erst nach einem

Plätzchen für seinen Mantel* und Baret umsehen, sondern beides abwerfen und niederfallen lassen wird. (Der Arzt wird wohl so ordnungsliebend sein und des jungen Herren Unpünktlichkeit im Vorübergehen verbessern, indem er beide Dinge auf einen Stuhl legt.) Die Umarmung des Romeo wird wohl ein wenig anders als die gewöhnlichen Theaterumarmungen sein müssen. Diese theilen zumeist das Schicksal der zum Schreiben (auf der Bühne) bestimmten Federn, welche bei Aufzeichnung der zärtlichsten und feurigsten Gefühle, gewöhnlich nur — in den Aether getaucht werden. Ich habe manche Julia dadurch erzürnt, daß ich gleich nach der ersten Umarmung gar nicht auf ihr schön vorgetragenes Recitativ zu hören schien, worin sie mir doch von ihrem Gram ihrer Todesblässe vorsang, sondern sie nur, wie in ihren Anblick versunken, freudig ansah, ihre Hand an mich preßte, ihr Köpfchen zwischen meine Hände nahm, sie sanft streichelte, küßte und dann wieder ihre ganze Gestalt lebhaft umschlang. Es hat übrigens keine so bleich ausgesehen, daß ich vor ihrem Gram hätte erschrecken müssen; und wäre sie auch verblaßt vor mir gestanden, so würde ich als Romeo das erst recht nicht haben sehen wollen, und sie vielmehr mit aller Zärtlichkeit zu beleben bemüht gewesen sein.

Von dem Augenblick an, wo Romeo in Hast sagt, daß er gekommen sei, sein Leben hier zu enden, oder mit ihr zu entfliehen, und ihr muthig und entschlossen die Hand zur Rettung entgegen bietet, beginnt freilich eine ganz andere Liebesscene, als sie Shakspeare auszusinnen wußte, und man darf gar nicht daran denken, was Bellini dafür thun hätte können; freilich nicht mit diesem Text, das ist mitunter eine so alberne Ziererei und Zerrerei,

* Um nicht sogleich von seinen Feinden erkannt zu werden, ließ ich Romeo — auch ohne irgend welche Vorschrift des Dichters, zu diesem Besuch einen dunklen, leichten Mantel überwerfen.

daß ich oft hätte aufstampfen mögen, wäre das meiner Geliebten gegenüber nicht gar zu unartig herausgekommen.

So mußte bei den folgenden Versen der einzigen Stelle, in der sich Unmuth und Sehnsucht, Schwärmerei und Hingebung mit Innigkeit ausdrücken konnte, — Alles wie in einen Brennpunkt zusammengedrängt werden, um die Zuhörer von der Wahrheit und Tiefe des Schmerzes zu überzeugen, den Romeo bei Juliens Abweisung, bei der Beharrlichkeit ihres Pflichtgefühls gegen die Ihrigen, bei der Zumuthung, ihr für dieses Leben zu entsagen, empfinden soll:

„Grausam ist der Erde Schimmer,
Kann er dich mir entreißen,
Ja selbst die Gesetze gleißen,
— Doch dein Herz erkennt sie nicht! —
O erhöre meine Bitten!
Willst du mir den Tod nicht geben,
Bleib doch treu für mich, mein Leben,
Höre nur was Liebe spricht!“

Wie sollte ich es anfangen, um in diesen Worten alle jene Empfindungen hier unterzubringen, verständlich und klar genug auszudrücken. Ich suchte schon im Riternell, das zum Thema dieses Satzes hinüber führt, in stummer Weise einen leisen Vorwurf zärtlichen Unmuthes gegen Julia auszudrücken, die erste Hälfte des Gesanges aber durch die Gefühle der Schwermuth und Sehnsucht, das folgende durch Schwärmerei und Hingebung zu versinnlichen. Gegen das Ende des Thema's steigerte ich Romeo zu jener Empfindung hin, wie sie eben die Blätter und Blüthenknospen im Frühlingshauche, unter dem erwärmenden Strahl der Sonne haben mögen, der sie sich hinneigen müssen, sollten sie auch unter ihrem Kuße erbleichen. Während dem Aushauch der hinsterbenden Töne am Schlusse des Gesanges breitete Romeo die Arme gegen Julia aus, umschloß mit beiden Händen ihr Köpfchen und im Niedergleiten zu ihren Füßen verstummte er

in einem Kuß an ihrem Herzen. Um dieser Cantilene einen ernsteren Charakter, den verschiedenen Gefühlen eine vollere breitere Strömung zu geben, nahm ich hiebei das Tempo viel langsamer als es vom Componisten vorgeschrieben ist; dagegen jenes spätere, welches die Worte trägt: „Theure! o bau' auf meine Treue, folge mir" 2c. nahm ich im Ausdruck immer drängender, nicht nur, um hiemit eine blos süßliche Sentimentalität zu umgehen, die beim langsamen Gang dieser Melodie entstehen mußte, sondern auch, weil mir eine leidenschaftlichere Bewegung nothwendig zu sein schien, um Julia zur Flucht zu drängen. Vor den Worten: „Ach nein, du liebst mich nicht!" durchriß ich den Fluß der Melodie geradezu, indem ich das Pizzicato des Orchesters durch eine kleine Pause unterbrach, der Geliebten fragend, erwartend und flehend in die Augen blickend — alsdann aber mit der Ueberzeugung getäuschter Hoffnungen, Julia heftig von mir weisend, eilte ich dem Ende dieser Scene entgegen.

Im Leben wie auf der Bühne gibt es Dinge, die man sehen und nicht sehen, hören und nicht hören muß, um nicht Ariadnens Faden und sich selbst zu verlieren. Und so durften wir auch die Galoppade am Schluß dieser Scene nicht hören, bildeten uns vielmehr ein, daß es bei italienischen Seelenkämpfen und Erbitterungen nun einmal so hergehen müsse.

Uebrigens weiß es jeder ausübende Musiker, wie viele Freiheiten man sich in gewissen Musiken erlauben darf, und die Erfahrung hat gelehrt, daß sie mir in dieser Parthie, die ich in den wenigen Jahren meines künstlerischen Wirkens mindestens 153 mal, unter so vorzüglichen Orchesterdirigenten, und vor so verschiedenartigen Zuhörern gesungen habe, nirgend verübelt worden sind.

Der dritte Akt enthält wiederum Leidenschaften und Momente, die eine bedeutende Wirkung nicht leicht verfehlen können; wie z. B. bei jenem heftigen Eindringen und Ringen nach Juliens

Besitz, jenen Triumphgesang der Liebe, da wie beide in seliger Vereinigung den Haß, die Feindschaft und das Schwertergeklirre der Partheien siegend überschweben. Dann im vierten Akt Romeo's Stolz und Verachtung gegen Tybald, darauf jenen überwältigenden Schmerz bei Juliens Trauerzug. — Das Liebste aber von der ganzen Aufgabe wurde mir nach und nach der letzte Akt. Nicht etwa, als ob ich von Natur aus für Schwärmerei an Gräbern und Leichen eine besondere Sympathie hätte: ich habe es ja schon bei der Schilderung meiner Jugendzeit in Dresden erzählt, daß, wenn es auf mich angekommen wäre, alle Stücke mit einer Verlobung hätten schließen müssen. Das Loos dieser Beiden aber, denen der Weg vom Schicksal nicht so rein geebnet wurde, um mit ihnen die kleine Zahl der Allerglücklichsten zu vermehren, war mir unbeschreiblich rührend. Diese Liebe, die einen ewigen Funken in sich trägt, die, dem ewigen Lichte gleich, Nebel niederzuwerfen, Wolken zu durchbrechen, ja selbst die Macht des Todes zu überwinden bereit ist, mußte mich bei dem tieferen Einblick in Romeo's Wesen wohl mit wahrhafter Begeisterung erfüllen. Beim ersten Anhören dieser Oper in Dresden hatte ich freilich keinen gewichtigen Eindruck von dem psychischen Gehalt eines Romeo bekommen; denn jene feine und zierliche Dame, die ihn in der italienischen Oper sang, war wohl mit ihrer eleganten Gesangsmanier in solchen Parthien, wo Anmuth und Grazie, Leichtigkeit des Salonanstandes vorherrschen sollten, eine höchst liebliche Erscheinung; allein Romeo läßt sich mehr träumen, als für einen Salon schon genügend wäre.

Es ging mir als Zuhörerin einer Oper immer eigen, so gerne ich Künstlern, wie jedem Dilettanten, stets zuhörte, so sahen mich die Sachen, wenn ich sie vor mir hatte und selbst wiedergeben sollte, doch wiederum so ganz anders an, daß mich jede Note, jedes Wort genirte, und auch heute noch wäre ich ganz und gar unfähig, das kleinste Liedchen nur so hukepack in mich

aufzunehmen, oder es zu Seiltänzerstücken zu verbrauchen. Es ist das ein Erbstück von Mikschens Gewissenhaftigkeit, der mich Rechenschaft abgeben lehrte von dem, was ich ausdrücken sollte. Bei ihm mußten sich die Töne wie ein antikes Gewand dem Sinn der Worte anschmiegen und den Gliederbau des Textes in Rhythmus und Bewegung hindurchschimmern lassen. Es ist diese Arbeit nun freilich gar nicht sehr bequem, und man erreicht auch nicht sehr schnell sein Ziel, noch weniger aber kommt man dabei auf den Einfall — ein Genie zu sein. Indessen, welchen Genuß auch schon in dem Suchen und Aussondern, in dem Prüfen und Wählen jener Mittel liegt, durch welche wir die Verwirklichung unserer Ideale zu erreichen wünschen, das zu beurtheilen, weiß jedes ernstlich strebende Talent. Mag Mancher auch einen anderen Weg gehen, anderer Mittel sich bedienen, um sein Ziel zu erreichen, und taugt auch nicht Alles für Jeden und Jeder für Alles, etwas findet er doch, das wie ein Echo in seiner Brust wiedertönt.

So erging es auch mir bei der Durchführung der letzten Scene. Romeo's ewige Liebesleuchte, die, wie uns Shakspeare zeigt, selbst das Grab der Geliebten zum lichten Feiersaal umwandelt, dieser Götterfunke, vor dem sich Alles, sein eigenes Selbst beugen und in den Staub versinken mußte, ist auch wohl eine Kraft, die uns das Herz durchflammen kann. Tragen wir doch alle, mehr oder minder auch ein Theilchen davon in unserer Brust. Es findet z. B. der wahrhaft Liebende schön, was ein Anderer ganz unschön finden würde; der Künstler ruht nicht, bis er den Stein, das Holz, die Töne u. s. w., ja sein eigen Selbst sogar überwunden und einem höheren Gedanken angefügt, ein ideales Leben in ihm erblickt. Solche Liebe veredelt Alles und erhebt es zu höherer Schönheit. So erscheint auch Romeo die Geliebte in göttlicher Verklärung, und seine Sehnsucht nach ewiger Vereinigung mit ihr zu stillen, zersprengt er männlich ent-

schlossen die irdische Hülle. Bei Shakspeare erscheint er mir so, — nicht ganz so bei dem Bellinischen Dichter dieser Scene. Dieser Held hat oft so großes Mitleid mit sich selbst, daß, wenn die Darstellerin auch noch ihr gutes Theilchen hinzufügt, hierbei im Weinen und Lamentiren jedenfalls etwas Erkleckliches geleistet werden kann. Einige berühmte Sängerinnen sollen sogar mit einem Taschentuch in der Hand zu diesem Akt erschienen sein. Dem Zuschauer durch diese tragische Wetterfahne die Schmerzen des Naturprozesses bei einer psychischen Entfesselung so gar deutlich versinnlichen zu müssen, schien mir eines Romeo nicht ganz würdig zu sein. Wenn er beim ersten Anblick der todtgeglaubten Geliebten, anstatt zu weinen, durch freudige Ueberraschung aufgeschreckt, leise, als getraue er sich kaum durch einen Ton, durch die Berührung ihrer Hand den schönen Wahn zu zerstören, mit innigem Verlangen über Julia sich hinneigt und sanft flehend beginnt: — „Wach, o erwache! bei meinen Klagetönen, dich rufet dein Romeo, wach, o erwache, du Theure!" — so darf am Schluß des Gesanges die Stimme sich wohl auch zu Klagelauten erheben und in Wehmuth hinschmelzen, was aber auch alles ohne Taschentuch glücklich vollbracht werden kann.

Er gebietet den Begleitern (doch ohne viel nach ihnen umzusehen), einen Augenblick sich zu entfernen. Als er sich nun allein mit der Geliebten weiß, blickt er hochaufathmend mit leuchtenden Blicken, als lichteten sich die Schwingen seiner Seele, nach ihr. Entzückt, als winke sie ihm zu ewiger Vereinigung, überwältigt es ihn, und, wie in ihren Anblick verloren, beugt er sich liebend über sie hin, — er berührt ihre Stirn, Wangen, Hände, und schaudert mit den Worten zurück: „Ach, eitles Hoffen, verschlossen für meinen Jammer ist das Ohr der Geliebten, wie steh ich einsam, ach, wie verlassen auf Erden." Anfangs liegt in dem Thema der kleinen Arie eine sanfte hinschmelzende Wehmuth, später lassen sich in dem erhöhten Tonwechsel herzzerschneidende

Wehelaute, verzweiflungsvolle Anklagen gegen das Schicksal ausdrücken. Zum Schluß hin aber in gebrochenen Tönen, als stockte in dem tiefen Riß seines Herzens die letzte Lebensfluth, sinken Ton und Gestalt, gleichsam den letzten Sturm eines irdischen Verlangens besiegend und wie von ihrem Geist besänftigt, an der Bahre nieder. Nach einer Pause richtet er sich langsam auf, den Blick der Erde zugewendet, nimmt er das Fläschchen, wendet sich zur Geliebten mit einem Ausdruck voll zärtlichster Hingebung, umschlingt ihr Haupt, küßt sie, trinkt den Todestrank und scheidet alsdann von ihr mit einem letzten langen Kuß.

Am furchtbarsten erschien mir späterhin der Abschied von der dem Scheintod entstandenen, in's Leben zurückgekehrten Geliebten. Es war hierbei, als fühlte ich in Romeo's Herz hinein die strafende Hand der Gerechtigkeit, die ihn nun auf immer von Julias Seite trennt und den Geistern der Finsterniß überläßt.

Einige Musikkenner in Pesth, die in Italien diese Oper gehört hatten, riethen mir, daß ich doch auch, wie es dort geschah, hier jene berühmte Arie: „Ombra adorata aspetto“ von Zingarelli einlegen möchte. — Ich konnte mich aber nie dazu verstehen, obgleich es mit dieser Arie dem Sänger leicht gemacht ist, eine schöne Wirkung hervorzubringen; lasse man jedem das seine, dacht ich, Zingarelli's Romeo seine sanft hin fließenden Gefühle und Melodieen, Bellini's Liebeshelden, seine Leidenschaften, seine abgerissenen Akkorde, die sanfthinschmelzenden Cantilenen am Sarge, in denen sich das Verglimmen und jeweilige Wiederaufflackern eines bald erlöschenden Menschenherzens fühlbar machen kann. Gab es ja auch in diesem Bellinischen Akt genug zu sinnen und zu thun, um dem Componisten und meinem Liebesideal nach bestem Wissen und Gewissen Genüge zu leisten. Wer sich indeß über Bellini nicht zufrieden geben will, doch aber der nähern Einsicht darüber nicht abgeneigt ist, wie selbst die gediegensten Mei-

ster für Grabesgedanken dennoch so ganz verschiedene Auffassungen haben können, der betrachte jene Gesänge, die auf den Text entstanden sind:

In questa tomba oscura,
Lasciami riposar;
Quando vivevo, ingrata,
Dovevi ame pensar.
Lascia che l'ombre ignude,
Godansi pace almen,
E non bagnar mie ceneri,
D'inutile velen.

Die Componisten, die diese Worte nicht nur ein-, bisweilen auch zweimal in Musik gesetzt haben, sind: Beethoven, Danzi, Eberl, Himmel, Hofmann, Kozeluck, Pär, Righini, Rößler, Salieri, Sterkel, Terziani, Weigel, Zeuner, Zingarelli. So verschieden wie die Componisten diesen Text aufgefaßt haben, so verschieden sind auch die Zuhörer in ihren Urtheilen, und noch weit verschiedener; jeder will dasjenige darin finden, was ihm das Richtigste zu sein scheint, und da jeder doch seinen eigenen Gedanken haben darf, so kann er auch seine Ansprüche darnach machen.

Ich glaubte aber nie, daß es Zuhörer geben könne, die fähig wären, einen Sänger so scharf auf den Dienst zu passen, bis ihnen die geheimsten Gedanken, die in ihm bilden und schaffen, durch Ton, Blick und Bewegung wie aus einem Spiegel klar und durchsichtig vor die Seele treten. Und dennoch gibt es solche.

Unter den vielen öffentlichen und schönen Beurtheilungen, welche späterhin, auf meinen Reisen, über meine Leistungen erschienen sind, möchte ich zum Beschlusse dieses Themas die Analysirung eines einzigen Gedankens aus einem der Artikel des Morgenblattes anführen und hierdurch — selbst auf die Gefahr hin, daß ich der Eitelkeit beschuldigt werde, — manches ernstlich strebende Talent ermuntern. Jenem vielgeehrten (†) Manne aber,

der sich als Dichter wie als Gelehrter der ehrenvollsten Anerkennung erfreute, möchte ich hiemit zugleich als feinfühlenden Kritiker meine Dankbarkeit bezeugen.

Der in das Specielle meiner Auffassungs- und Darstellungsweise tiefer eingehende Berichterstatter sagt in jenem Artikel des Morgenblattes unter Anderem: „Hier ist wieder als einer jener Momente, die man sich nie als möglich gedacht hat, die aber, sobald sie einmal vom Genius erschaffen sind, ewiges Leben in sich tragen, die Stelle heraus zu heben: „Wie steh ich einsam und verlassen auf der Erde!" Im Niederschreiten vom Sarge scheint Romeo bei diesem Gedanken, der ihm das Mark durchschauert, zermalmt in den Boden zu wurzeln. Welche Mannigfaltigkeit liegt hier im Ausdruck der Stimme! Wehmüthig klagend beginnt sie und stirbt auf dem Halte völlig dahin; nun erfolgt das krampfhafte Zucken, und bitter schneidend wälzt sich die jammervolle Klage, immer hohler rollend, in die Tiefe hinab, als wollte und müßte sie sich nach diesen Klängen in ewiges Schweigen begraben."

Diese Oper wurde damals zu Pesth in kurzen Zwischenräumen dreißig mal nach einander aufgeführt; ich war somit durch anderweitige Vorbereitungen nicht viel belästigt und wir durften uns auch wiederum des Lebens mit einander ein wenig erfreuen. Doch sah ich auch bisweilen, später aber immer eifriger, mich nach Frau Medea um.

Von meinem Balkon herab, bei Spaziergängen, im gesellschaftlichen Leben, in der Kirche gab es Mancherlei zu schauen, das unsere Aufmerksamkeit fesselte. Da war ein ungarischer Bauer, der mit seinem Wagen in der Nähe unseres Hauses zu halten und Wassermelonen zu verkaufen pflegte. Diese Melonen

werden im Sommer von aller Welt zur Erfrischung genossen. Sie sind viel größer als die Zuckermelonen und haben in der Regel ein röthliches Fleisch. Ihr Saft ist gesund und erfrischend, zur Stillung des Durstes sehr beliebt; nimmt man Wein und Zucker hinzu, — man höhlt dabei die Melone ein wenig aus und thut Beides hinein, — so schmeckt es wie das köstlichste Erdbeer- oder Ananas-Gefrorene. Es ist darum auch der größte Wagen voll solcher Melonen oft schon in einer Stunde von den Käufern ausgeleert. Mein Bauer also saß bei seinem leeren Wagen. Seine langen Haare hatte er mit Hülfe eines silbernen Kammes von der Stirn nach dem Hinterkopfe gestrichen. Eine weißleinene weite Hose, die unten an den Knöcheln statt des Saumes zwei Finger breit ausgefranzt war, was zugleich als Zierde gelten mochte, war außer seinem Hemd und seinen Schuhen, einer Art Sandalen, sein ganzer Anzug. Die weiten Aermel über die braunen Arme hinauf gestreift, hielt er ein kleines halbjähriges Kind auf seinen Knieen, während sein Weib in die Stadt gegangen war und ihm das Amt der Kindsmagd übertragen hatte. Er erfüllte seinen Liebesdienst mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Das braune Gesicht, weniger an's Lächeln gewöhnt, neigte sich immer und immer wieder über das Kind, dem er abwechselnd das Mäulchen, die Bäckchen, die Händchen, die Brust, die Füßchen küßte. Das Kind hatte an dem langen kratzigen Schnurrbart kein sonderliches Vergnügen; es sträubte sich dagegen mit Händen und Füßen. Aber je mehr es sich wehrte, um so mehr küßte der Vater; dann hielt er inne und lächelte es etwas von Weitem an, mit einem Ausdruck, den ich mehr als ein freudiges Weinen bezeichnen möchte. Allmählig war dem Kleinen die Furcht vor dem grimmigen Schnurrbart vergangen: es zupfte den Alten mit dem einen und mit dem andern Händchen daran, oder es fuhr mit unsicheren Bewegungen lustig hin und her, oder es stemmte gar sein Füßchen gerade unter des Vaters Nase. Dieser küßte die Fuß-

trittchen so innig und herzlich, wie, glaub' ich, vielleicht noch nie dem Nachfolger des heiligen Petrus der Pantoffel geküßt ward. Endlich kam auch die stattliche Frau des Bauern, einen Krug in der Hand, ein Brod im Arm und einen leeren Korb auf dem Rücken, des Weges gegangen. Der Mann hatte sich auf seine Bunda hingestreckt, den ungarischen Pelz, den die Bauern im Winter mit der rauhen, im Sommer mit der glatten Seite nach innen umhängen. Das Kind hatte das beste Plätzchen neben seinem Haupte erhalten; denn die Händchen thaten seinem Schnurrbart doch gar zu wohl, ebenso wie der Anblick des Gesichtchens seinem Herzen. Der Frau schien die Zärtlichkeit des Alten nichts Neues zu sein. Sie setzte sich auf ihren umgestürzten Korb, schnitt das Brod auseinander, holte aus einem Säckchen ein gutes Stück Speck, und reichte es dem Manne; dann nahm sie das Kind und tränkte es. Von den Strapazen bei des Vaters Liebkosungen ermüdet und erquickt an der Mutter Brust, schlief es auch bald ein und lag in voller Freiheit seines Wohlbehagens auf ihrem Schoos. Wir haben diesen Naturmenschen, denen die Cultur noch nichts angethan hatte, oft mit wahrer Herzensfreude zugesehen; ich wüßte nicht, daß ich je in einer civilisirten Familie so im Innersten meines Gemüthes berührt worden wäre. Was ist schöner als die Natur, wo sie sich noch rein vom Herzen weg ausspricht!

Zuweilen machten wir Fußpartieen auf einen ganzen Tag. Einmal geriethen wir in einen Wald, aus dem nicht ganz leicht wieder hinaus zu kommen war. Wir hatten Fleisch, Brod, Trauben und auch ein wenig Wein bei uns; somit waren wir wenigstens mit dem Allernothwendigsten versehen. Ermüdet von einem mehrstündigen Marsche machten wir Rast unter schattigen Bäumen. Da kamen Zigeuner ab und zu; erst betrachteten sie uns von Weitem; bald versammelten sie sich in stets wachsender Zahl um uns. Zu Anfange schickten sie die Kinder nach

uns aus. Diese sahen uns auf den Mund und zählten unsere Bissen; wir gaben ihnen aus unserem Körbchen, und sie verschlangen das Gebotene eiligst, ohne sich viel mit Beißen zu bemühen. Die Kinder — und es mochten zwölf- und vierzehnjährige darunter sein — liefen ohne weitere Bedeckung in ihrem Nationalcostüm, d. h. in ihrer dunkelbraunen Haut, einher. Sie fanden nichts Ungehöriges darin, und sahen uns mit ihren schwarzen Augen offen in's Gesicht; nur bisweilen, wenn wir sie freundlich anredeten, blickten sie mit plötzlich wilder Scheu auf. Als sie ihre Gaben verspeist hatten, zogen sie ab, mit allerlei unheimlichen Grimassen. Nach einer Weile kam eine junge Zigeunerin, mit zwei seidenen Sacktüchern bekleidet, welche über den Hüften an beiden Seiten zusammengeknüpft waren. Die Brust hatte sie mit langen Schnüren, rothen, weißen und goldenen Glasperlen geschmückt; aufwärts gestellte Straußenfedern hatte sie fast nach Indianerweise wie ein Diadem an der Stirne angebracht. Auch sie hatte eine dunkelbraune Haut; bei'm Lachen zeigte sie uns unvergleichlich schöne weiße Zähne. Ihr Lachen galt aber weniger uns als unsern Ohrenringen, die sie immer mit den Fingern betastete. Ueber Zigeuner zu lesen, mag recht ergötzlich sein; in einem entfernten Walde unter sie zu gerathen, ist weniger vergnüglich; zumal für drei wehrlose Frauenzimmer wie wir. Die Knaben schlugen der Reihe nach Räder um uns herum, was ganz abscheulich aussah. Die Weiber trommelten auf ihren Tambourins, andere tanzten mit krampfhaften Geberden und Gesichtsverzerrungen; die Männer sahen finster drein und unterhielten sich in einem Tone, der mehr einem convulsivischen Schreien als einem menschlichen Gespräche ähnlich war. Wir dachten nicht anders, als daß unser letztes Stündlein geschlagen hätte. Die Mutter nahm ihre Börse zur Hand und gab ihnen unsre ganze Baarschaft, etwa 5 fl. W. W. Wir reichten ihnen unsere Ohrringe und Halstücher, und baten sie

durch Mienen und Geberden, uns aus dem Walde zu führen; wir versprachen, indem wir einen Knaben zur Hand nahmen, dann dem Führer auch noch das Körbchen mit den Eßwaaren überlassen zu wollen. Sie redeten mit einander, aber mit keinen Vertrauen erweckenden Mienen, vielmehr mit solchen, in denen immer ein unheimlicher Ernst lag; doch begleiteten sie uns über eine Stunde weit. Endlich fing der Wald an, sich zu lichten, womit denn auch unser Muth allmälig zurückkehrte. Am Waldausgang, wo wir über eine weite Haide hin einige Häuser liegen sahen, gaben wir ihnen zuletzt auch den Korb und sie verließen uns mit lustigen Sprüngen. Es mochte der Sonne nach etwa 4 Uhr sein, und wir hatten bis zu jenen Häusern gewiß noch gute zwei Stunden zu gehen. Als wären böse Geister hinter uns her, so liefen wir über die glühende Haide hin und dankten nur Gott, daß wir den freien Himmel über und die Zigeuner hinter uns hatten. Als wir endlich in der Pußta (so heißen die Häuser, die einzeln auf der Haide stehen) ankamen, sahen uns die Leute mit großen Augen an. Es war ein hübsches und zutrauliches Mädchen da, Namens Iluschka (Lehnchen), die ein wenig deutsch sprach; sie hatte schon in Ofen als Kindsmagd gedient. Wir schilderten ihr unser Abenteuer und die Verluste, die wir dabei erlitten hatten. Als wir fragten, wie weit wir wohl noch von Pesth entfernt seien, sagte sie: „Jai! sein se sehr weit weg von Pesthem, kummen se heut nit mehr hin.“ Ich versprach, ihr ein recht schönes Kleid zu schicken, wenn sie uns durch irgend wen nach Pesth bringen lasse. Da sagte sie mit Lachen: „Nix schenken, mein Djördj (Georg) geht morgen nach Pesthem, do konn er mitgehn.“ Wir bedauerten, daß wir kein Geld mehr hatten, um das Nachtquartier bezahlen zu können. „Dos mocht nix, können se dem Djördj mitgeben. Wer war froher als wir! Es wurde uns nun ein nach ungarischer Meinung köstliches Abendessen bereitet. Paprika-Hendeln, d. i. gekochte junge Hühner

mit einer stark von türkischem Pfeffer gewürzten Brühe. Dieses Ehrengericht brannte uns noch den folgenden Tag im Halse. Wir nahmen daher die Hühner schleunigst wieder aus der Brühe heraus, wuschen sie mit kaltem Wasser gründlich ab und stellten sie mit reinem Wasser nochmals zum Feuer; der Würze war noch übergenug daran. Iluschka hatte gerade ihr Gastzimmer gefegt. Das Haus schien öfters Fremde zu beherbergen, obgleich es nicht eben wie ein Wirthshaus aussah; es hatte zu ebener Erde nur zwei Zimmer und ein Kämmerchen. Das Gastzimmer enthielt ein großes Himmelbett und einen Stuhl; weitere Gegenstände hätten keinen Platz darin gefunden. Ein einziges Fenster, bestehend aus zwei Scheiben, wovon die eine zerbrochen und mit Papier nur ungenügend verklebt war, befand sich gerade am Kopfe unseres Himmelbettes, das mit bunten Vorhängen verziert, zum Lager für uns drei mit noch halbfeuchter Wäsche rein überzogen wurde. Die Thür hatte kein Schloß, nur von Holz eine Art Vorreiber, der aber zufällig abgebrochen war. Hätte Iluschka nicht so ehrlich ausgesehen, ich glaube, wir wären die Nacht vor Angst gestorben. Ihr Vater sah sehr ernst und ihre Mutter auch nicht eben freundlich aus; doch klang es mild, wenn sie mit einander redeten.

Den andern Morgen schon um 4 Uhr sollten wir fertig sein. Man brauchte uns nicht zu wecken. Eine Suppe hatte Iluschka aus Kukerutz-Mehl (Welschkorn) schon bereitet. Als wir fragten, was wir denn Djördj für alles Empfangene bezahlen sollten, sagte sie: „Dos steht zu Ihnen." Wir dankten dem guten Mädchen und versprachen, ihr durch ihren Djördj schon etwas zu schicken, das ihr Freude machen solle. Nun ging es fort über Stock und Stein; doch ist das Gehen auf der Haide angenehmer, als das Fahren (welches Letztere wir bei einer späteren Spaziertour gründlich kennen lernen sollten). Unser Begleiter konnte kein Wort deutsch und machte Schritte, als hätte

er Meilenstiefel an. Wir sprangen und liefen, so gut wir konnten, hinten drein, wenn wir aber gar nicht mehr nachkommen konnten, so hielt er auch wohl still und wartete.

Gegen Mittag waren wir endlich wieder in unserer Wohnung. Der Djördj sollte mit uns essen, und während die Mutter schnell eine Suppe und Pfannenkuchen machte, suchten wir für Iluschka Allerlei zusammen. Die Magd holte Wein und Brod herbei, womit Djördj sich unterdessen gütlich that; dann, als wir die Sächelchen für seine Iluschka zusammengesucht und ihm gegeben hatten, auch etwas Geld, wollte er unter vielen Kratzfüßen weiter; aber da kam schon die Mutter mit dem Essen. Er sollte sich zu uns setzen und wußte vor Verlegenheit nicht aus noch ein; zuletzt ließ er es sich doch ganz vortrefflich schmecken. Auf seinen Teller wurde aber, wie billig, Pfeffer gestreut; ohne das wäre ihm dabei nicht wohl geworden.

Wie froh und glücklich waren wir, uns mit heiler Haut in unsern Räumen wieder zu finden! Zu Fußparthien von größerer Ausdehnung war uns auf lange Zeit die Lust vergangen.

Es war in Pesth gar nichts Seltenes, von Zigeunern besucht zu werden. Natürlich kommen sie dorthin nicht in solchem Aufzuge, wie wir sie in jenem Wald gesehen hatten, sondern in Bauerntracht. Auf ihre Zöpfe würde selbst der gewiegteste Poet kein sehr verlockendes Gedicht zu improvisiren wissen. Solch' ein Zopf, glaub' ich, hat etwa alle halb Jahre die Ehre, von einem Kamme berührt zu werden, und jene Zigeunerfürstin im Walde (was sie nach ihrem Putz zu urtheilen ohne Zweifel war) trug ihre krausen pechschwarzen Haare so kunstlos, daß sie sofort des ehrlichen Struwelpeters würdige Gemahlin hätte werden können. Schon damals, im Walde, wollte uns eine der Zigeunerinnen immer aus der Hand wahrsagen; aber da wir sie doch nicht verstanden hätten, ließen wir es nicht zu; auch fürchteten wir uns

dort vor ihrer Berührung. Ja selbst als ich einer Andern in unserer Behausung meine Hand reichte, vermochte ich einen Schauer nicht zu unterdrücken; ihre kohlschwarzen Augen sahen uns so glitzernd, mit so unheimlichem Ausdruck in's Gesicht, daß man fast auf den Gedanken kommen konnte, sie wisse die Menschen zu verzaubern. Dieser Ausdruck ihrer Augen war es auch, was uns im Walde so ängstigte; dazu kam das wilde Aufgrillen ihrer Stimmen, so daß der Gedanke, unter Wilden oder Menschenfressern zu sein, gar nicht so sehr fern lag. In unserer nächsten Nähe waren sie wohl freundlich, weil wir mit ihnen, schon aus Furcht, in den allerfeinsten Modulationen unserer Stimme redeten; aber es war jene dämonische Katzenfreundlichkeit, welche man zuweilen allerdings auch bei Menschen sieht, die nicht zu den Zigeunern gezählt werden. Merkwürdig war es übrigens, daß, als sie in die Hand unserer Mutter sah, ihr Gesicht sich verfinsterte, und daß sie fast mitleidig die Linien derselben betrachtete, hinzufügend, sie müsse schon viel, viel Trauer gehabt haben. Nachdem sie auch meinem Schwesterchen manches Erfreuliche gesagt hatte, wagte ich es denn, ihr auch meine Hand zu reichen; sie sah mit ihren glitzernden Augen sehr heiter hinein. Es versteht sich von selbst, daß eine Zigeunerin, wenn es sich halbwegs thun läßt, einem Mädchen immer das Glück prophezeit, sie werde einen schönen und reichen Mann bekommen. Mir hat sie aber neben dem schönen und reichen Mann auch noch vieles Andere prophezeit, die allerschönsten und glücklichsten Ereignisse. Dergleichen hört man gern; das wissen die Zigeunerinnen, und je gläubiger ich ihr in's Gesicht sah, desto mehr hat sie mir weißgesagt oder wohl richtiger — weiß gemacht.

Nicht Jeder kann, selbst mit gesunden Augen, die Natur und die Menschen anschauen, wie sie angeschaut werden sollen. Der Eine sieht die Lichtseite, der Andere die Schattenseite; allzugern nimmt man Partei und lauft allzuleicht Gefahr, die wahre

Bedeutung der Dinge zu verkennen. Darum möchte ich es mir auch nicht anmaßen, über den Nationalcharakter der ungarischen Frauen und über das, was ihre eigentlichen Vorzüge ausmacht, eine genügende Schilderung zu geben. Ueberall fand ich die Menschen gleich, an Vorzügen und Schwächen; nur daß jene Völker, bei denen die Kultur ihre Scheere noch nicht zu sorglich angewendet hat, mit ihren Tugenden wie mit ihren Gebrechen etwas deutlicher an's Licht treten und wenigstens noch so ehrlich sind, ihre Untugenden nicht durch Klügelei zu beschönigen. Was mir dort aber von unvergeßlichen Eindrücken geworden ist, dessen will ich auch heute noch, nach Verlauf von siebenzehn Jahren, mit dankbarer Anerkennung gedenken.

Die Frauen der höheren Gesellschaft Ungarns fesseln vor Allem durch jene Herzensbildung und Güte, mit welcher sie die schöneren Eigenschaften Fremder wie Einheimischer hervorzuheben und in ein klares Licht zu stellen verstehen. Diese Tugend verleiht ihnen eine unbeschreibliche Anmuth. Belesenheit, musikalische und Sprachkenntnisse besitzen sie in hohem Grade; mehr noch gefiel mir der feine Takt, mit dem sie all' ihre Erwerbnisse gleichsam nur zur Belebung und Ausschmückung der Unterhaltung anwenden. Das habe ich indeß in allen Ländern bei jenen vorzüglichen Menschen wiedergefunden, bei denen ein wahres ästhetisches Gefühl und ein edler Geist die Lockungen der Eitelkeit nicht aufkommen ließ. Staatsangelegenheiten ließen die Frauen ihre kühnen und thatkräftigen Männer, denen sie sich in Freude und Leid anschmiegten, allein ausfechten. Kaum erinnere ich mich, daß irgend einmal hinter der Theekanne das zweischneidige Schwert der Politik mit Ernst wäre geschwungen worden. Höchstens, daß sie mit liebenswürdigem Humor ihre Scherze darüber machten. Neben den anmuthigen Frauen bildeten die stattlichen Eheherren den glücklichsten Kontrast. Der ritterlich ernste Sinn, der sie beseelt, hat mich oft tief ergriffen. Wie oft

habe ich in dem von Schillers Heimath so weit entfernten Ungarn lebende Bilder zu dem Worte gefunden:

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

Der Fanatismus, der im Allgemeinen den Ungar, den Polen und jedes slavische Menschenkind leicht in Bewegung setzt, ist am Ende doch beneidenswerther, als die Blasirtheit der Träger moderner Kultur. In jenem kann doch noch etwas reifen und emporglimmen, diese sind meist überreif, ausgebrannt und verkohlt. Es gibt nichts Betrübenderes, als die sogenannten Weltschmerzler, wie sie Einem in den hochcivilisirten Gesellschaften nur zu oft erscheinen. Im Allgemeinen sind die ungarischen Damen ernster als die Wienerinnen, was ihnen eine schöne Würde verleiht. Von frömmelnder Kopfhängerei wissen sie nichts und doch sind sie von Herzen fromm.

Auch das Volk ist ehrlich und fromm. Wenn die Leute zum Markt, schon vor Tagesanbruch, Stunden weit ihre Last herbei getragen hatten, besuchten sie immer vorerst die Kirche. Da war es nicht selten, wenn wir nach einer Morgenpromenade ebenfalls zur Kirche gingen, daß neben unserem Betstuhl ein Korb voll guter Gänse, wie es die Sitte dieser schätzbaren Thiere bei'm Hinzutritt fremder Erscheinungen ist, in lebhafte Conversation gerieth oder daß es einem Hahne einfiel, durch seinen schallenden Morgenruf andres Wetter anzuzeigen. Den Leuten war solche Umgebung eine altgewohnte Gesellschaft, und sie ließen sich durch sie in ihrer Andacht ganz und gar nicht stören. Einige Sonntage aber wurden sie fast zum Aufruhr gebracht. Dieß geschah durch einen neuen Prediger. Der Mann hatte sich früher dem Militärdienste gewidmet, es dort indeß nicht ausgehalten; im Bewußtsein seines geistigen Uebergewichtes war er

heimlich durch- und in ein Kloster gegangen. Dann hatte er Theologie studirt. Nachdem er dieß Studium beendet, wurde ihm die Erlaubniß zu Theil, in Pesth sein Predigertalent zu entfalten. Wie schüttelte unser gutes Publikum die Köpfe! Die längst gewohnte Anrede: Geliebte Andächtige u. s. w. stieß er ohne Weiteres um, und sagte zu uns nur kurzweg: Eüs! (Ihr.) Gegen die körperliche Schönheit schien er eine besondere Antipathie zu haben; er ließ darin selbst unserer heiligen Maria weder Gnade noch Ehre widerfahren. So rief er einmal in die erstaunte Menge herab: „Eüs glaubt's wohl, die heilige Maria war so schön, wies' dort auf'm Bild g'malen is, ja, wart's ä Bis'l: rothi Haar hat's g'habt und Guckeschecken (Sommersprossen); und doch is s' heilig g'west." Wo dem Manne die Heilige so erschienen war, da er doch zu ihrer Zeit noch nicht füglich auf Erden gewandelt sein konnte, das begriff Niemand, und man sah es den guten Bauern an, daß sie noch weniger an ihrer Schönheit als an ihren Guckeschecken zu zweifeln bereit waren.

Ein andermal rief er uns zu: „Natürli! in den Lumpazi Vagabundus, do könnt's eini laufen, aber in d' Kirchen gehn und schön fleißi beten, das g'fallt euch net so."

Unser ehrwürdiger Bischof, dem alle Disharmonieen unerquicklich waren, schickte den jungen Prediger baldigst auf Reisen, wo es ihm vielleicht noch eingeleuchtet hat, daß er auch für dieses Amt kein Auserkorener war, wenn er auch — ich bin ihm diese Bemerkung schuldig — bisweilen ganz gesunde und kräftige Gedanken gegen uns „Eüs" aussprach.

Eine gar würdige und menschenfreundliche Erscheinung war dagegen unser Herr Bischof. Er machte nicht nur den Eindruck eines liebenden Vaters und wohlwollenden Menschenfreundes, auch hatte er an der Musik eine große Freude und fand sich darum gern und oft in Doktor v. Eckstein's musikalischer Familie ein, wo er am liebsten Männerquartette mitsang, hielt mit solcher

auch ein eigenes musikalisches Kränzchen. Ich denke, der reine Sinn für harmonische Klänge hat ihn schon auf Erden dem Himmel ein wenig näher gerückt.

Auf Verlangen der Geistlichkeit wurden mir bisweilen die Soli einiger Messen übertragen. Kirchenmusiken zu singen macht einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth; man entrückt dabei den Sinn all' jenen Allegri, Agitati und Furiosi weltlicher Leidenschaften und empfängt aus den frommen, sanften Weisen einen erhabenen, himmlischen Frieden.

Die Begleitung des Orchesters war gut und leistete oft sogar Vorzügliches, denn es wirkten meist ausgezeichnete Dilettanten aus aufrichtiger Begeisterung für die Sache mit.

Der alte Kapellmeister Cibulka dirigirte die Messen; während Herr Urbany, ein fleißiger und sehr geschickter Mann, die Opern dirigirte. Ersterer soll — etwa gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — nicht nur als Sänger, sondern auch als Componist in Prag sehr beliebt gewesen sein. Er kam dann nach Pesth, wo er die Direktion des Theaters übernahm und die Opern, wie mir erzählt wurde, Anfangs noch am Flügel accompagnirte. Doch bildete sich unter seiner Leitung bald ein ganz vortreffliches Orchester.

Seine junge Frau, eine liebenswürdige und sehr brave Sängerin, hat er von seinem Notenpult immer scharf im Auge gehabt. Wenn sie bei ihrem Erscheinen auf der Bühne nicht, wie er es erwartete, sofort in den Vordergrund trat, so winkte er ihr mit dem vierten Viertel des Taktes durch seinen Dirigentenstab, vorzukommen; gehorchte sie nicht sogleich, so schlug er auch das erste Viertel laut auf sein Pult hin. Wollte er, daß sie mehr nach der rechten Seite treten sollte, so schlug er das zweite Viertel dahin weit aus; sollte sie zur Linken kommen, so winkte er ihr mit dem dritten Viertel nach jener Seite hin. Einmal war die gute Frau zu einem Gastspiel nach Prag eingeladen.

War es nun, daß sie aus Bescheidenheit jene Stadt meiden wollte, oder fürchtete sie sich nur vor den originellen Scenen mit dem Herrn Gemahl — kurz, als sie in Brünn angekommen waren, suchte sie ihn zu bereden, doch ja mit ihr wieder nach Pesth umzukehren. Der Herr Kapellmeister gerieth aber darüber in einen so gewaltigen Harnisch, daß er ihr allerlei Kraftkapitel im Feldherrnstyl diktirt haben soll, denen sie sich augenblicklich gehorsamst fügte. Nachts aber, als sie schon längst zur Ruhe gegangen waren, da fiel es der guten Frau wiederum ein und sie dachte, du solltest doch noch einmal anbandeln von wegen der Umkehr nach Pesth, vielleicht verspricht er's jetzt. — Der Kapellmeister aber springt mit gleichen Füßen von seinem Lager herab, kleidet sich an, zieht auch die Stiefeln an, setzt den Hut auf und stellt sich mit folgenden Worten vor die erschrockene, tief in die Kissen sich verbergende Frau hin: „Glaubst du etwa, ich sei nicht der Mann, der etwas durchsetzen kann? (die Frau versuchte etwas hervorzustottern) stat (still) bist jetzt; wann d' nit mit willst, so bleib da. Mich siehst aber nit mehr wieder." Die gute Frau hatte, wie begreiflich, nun nichts Eifrigeres zu thun, als ihn zum Dableiben zu bewegen. Am andern Morgen reisten sie nach Prag ab.

Später theilte er mit dem in Pesth sehr gefeierten Tenoristen Babnigg das Direktorium des dortigen Theaters. Babnigg sollte nun bei dem Gastspiel eines Tenoristen, der den Tamino sang, den Mohren in der Zauberflöte übernehmen, den aber Cibulka, der ihn bisher gesungen, nie aufzugeben gesonnen war, so lange er noch Athem habe. Babnigg stand als Mohr auf dem Zettel — das konnte der gute Kapellmeister nicht überwinden. Er verließ am Abend während der Vorstellung sein Notenpult (das der Conzertmeister sogleich einnahm, um jedes Hinderniß zu vermeiden), kleidete sich heimlich als Mohr an und als das Ritornell zum Terzett: „Du feines Täubchen nur herein" begonnen

hatte, eilte Babnigg mit der Pamina zur Thüre herein, während Cibulka von der entgegengesetzten Seite aus der Coulisse mit denselben Worten hervorstürzte. Man kann sich die Ueberraschung und den Jubel denken. Babnigg wollte abtreten und dem alten Mann seine Freude lassen, aber das Publikum ruhte nicht, bis er wieder erschien, und da der Mohr nicht wohl von zwei Sängern gesungen werden konnte, so verließ Cibulka wehmüthig das Haus; und doch blieb er so beliebt, daß man die Leute von ihm nicht nur mit lachenden Gesichtern, sondern auch mit größter Hochachtung reden hörte.

Es ist doch eine eigene Sache um einen bestimmten Beruf. Sobald man sich nur ein wenig in der lieben freien Natur erholen oder unter Menschen zerstreuen will, gleich verfolgt einem der Gedanke an die Arbeit. Es war darum auch unter Vergnügungen und Zerstreuungen meines Bleibens nie sehr lange und die gute Mutter sagte oft: „Du hast eigentlich gar nichts von deinem bisserl Leben, als daß da Einer oder der Ander dir mit den Händen zuklatscht; wobei du aber immer nicht sicher bist, thut er's aus Verstand oder aus Unverstand.“ Darüber nachzugrübeln unterließ ich fein, ist es ja doch genug, wenn sie das von Herzen thun; und damit sich keiner, — wenn es auch aus Unverstand, nur aber in wohlwollender Absicht geschehen wäre, — seines Beifalls zu schämen braucht, sollte man ja schon deßhalb recht fleißig sein. Neben diesen harmlosen Freuden gibt es aber leider auch Erfahrungen, die schon geeignet sein könnten, einem die Kunst ganz und gar zu verleiden. Es gibt Zuhörer, die das Wesen des Künstlers nur äußerlich zu erfassen wissen, sich nur von seinem Aussehen, seiner Stimme u. drgl. bezaubern lassen. Es gibt freilich auch solche, die sich in seine Leistungen tiefer hinein

fühlen und in dem geistigen Element, das ihn belebt, erwarmen und begeistert werden. Es gibt Andere, die davon ebenfalls ein wenig verspüren, nur sich leider für sehr klug halten und nur bisweilen etwas zu schwerfällig sind, um sich so ohne weiteres fortreißen zu lassen; sie lieben es, nach eigner Elle die Vorzüge des Künstlers auszumessen, um sich damit vor den Leuten wichtig zu machen, — wäre es ihnen um die Sache und um ein redliches Urtheil zu thun, warum sagen sie es dem jungen Künstler nicht unter vier Augen, damit er verbessere und nachhelfe, wo nachzuhelfen möglich ist? Dann gibt es Kunstprotectoren, die — um Nebenzwecke zu erreichen, — mit unbeschreiblicher Zartheit alles Mögliche beschönigen und herausheben und denen besonders an einer Künstlerin Alles sehr wichtig zu sein scheint, nur nicht eben das Kunststreben. Und auch an solchen fehlt es gar nicht, die mit all ihrer Begeisterung und Urtheilsfähigkeit doch zu keinem andern Zwecke ins Theater gehen, als sich die Zeit vertreiben zu lassen, und ihren subjectiven Augen und Ohren gütlich zu thun; sie sind es, die hinterher, trotz all ihrer Entzückungen, ebenso schnell den schmutzigsten Zoten zujauchzen. Dann kommen die Recensenten, — jene redlichen Männer, die sich Mühe geben, und sich zu unterrichten suchen, um durch ein gebildetes Urtheil ihr Brod nach bestem Wissen und Gewissen zu erwerben, und jene Schamlosen, die mit Schimpfen und Kritteln nur Geld, Geld und immer nur Geld zu erpressen bemüht sind. Ich habe mich nun weder von jener Klasse von Kunstprotectoren, noch von dieser Art Kritiker tragen oder einschüchtern lassen, wenn sie mir darüber auch bitterböse geworden sind. Es kam nicht selten vor, daß solche Leute sich ohne alle Umstände Geld von mir erbaten; in München drohte mir der Redakteur einer vielgelesenen Zeitschrift sogar, wenn ich ihn nicht augenblicklich mit sechs Louisd'or bedenke, so würde er alle meine Fehler der Welt aufdecken. Ich schrieb ihm zurück, er möge es doch ja thun, um die Menschen von ihrem unvernünftigen

Enthusiasmus zu heilen; ich aber, im Bewußtsein all meiner Schwächen und Gebrechlichkeiten, könne ihm schon deshalb die sechs Louisd'or nicht schicken, damit er nicht veranlaßt sei, in Zukunft erst hinter einer goldenen Brille meine kleinen Vorzüge aufsuchen zu müssen. Er sah sich ein wenig vor, und machte nur beiläufig einige scheelsüchtige Bemerkungen über das tolle Herausrufen, Ständchen- und Fackelzügebringen u. s. w. Welche Macht aber haben solche Herren einem armen Geschöpfe gegenüber, das nicht so glücklich ist, von den Zuhörern in so auffallender Weise beschützt zu werden. Können sie dem guten Kinde nicht auf lange Frist das Zutrauen des Publikums, das der Intendanzen und ihren eigenen Muth benehmen? Es gibt ja leider viel mehr Leute, die kein eigenes Urtheil haben, herumhorchen, was andere sagen, nachbeten, was in den Zeitungen steht und ihr eigenes Gefühl, das sie meist viel richtiger leiten würde, darnach stimmen lassen, als solche die ihre Meinung vor Jedermann zu behaupten wissen. Ich habe aber noch keinen Künstler gesehen oder gehört, bei dem man nicht über dies und das ein Auge, und dieses bisweilen sogar sehr gründlich, hätte zudrücken müssen; hab aber auch schon manche scharfsinnige Beurtheilungen gelesen, darin die Herren Verfasser bei den Leistungen berühmter Leute, und bei gewissen Verhältnissen, in denen sie unter ihnen gestanden, ein gleiches zu thun nicht für gut befanden. Das allerbeste ist darum wohl, daß der Kunstjünger von alledem noch nicht viel weiß und wenn er derartige Erfahrungen macht, sie abzuschütteln und zu vergessen sucht, um sich für eine idealere, schönere Welt frisch und frei zu erhalten.

Wenn ich mich bei den Umrissen zum Romeo (dem nunmehr die zur Medea folgen sollen), über das Wesen der Gesticulation und über die angemessenen und mannigfaltigen Nüancirungen des Gesanges nicht ausführlicher verbreitet habe, so möge man mich keiner allzugroßen Flüchtigkeit und keiner Bequemlichkeit be-

schuldigen. Schriebe ich hier eine Gesangschule oder eine Schule für plastische Mimik, so würde ich meine gesammten Schulkenntnisse und praktisch erprobten Erwerbnisse in bestmöglicher Ordnung gründlich ausarbeiten und nebenher über die eigene Auffassung und Behandlungsweise mehrerer von meinen Parthien Rechenschaft ablegen. Ich würde Analysen und anschauliche Erläuterungen zu geben suchen und bestmöglichst zu beweisen mich befleißen, daß Dieses mehr dem epischen oder tragischen Styl des Vortrages angemessen ist, Jenes mehr dem der Conversation oder des Gesprächs, in Diesem die Vollkommenheiten, in Jenem die Mängel und Schwächen beider beruhen. Alles das aber gehört nicht hieher und würde dem Leser vielleicht wenig Unterhaltung gewähren. Da indeß ein Jeder weiß, daß der Mechaniker von seinem Handwerk, der Landmann von seiner Wirthschaft, der Arzt von seiner Praxis am liebsten redet, weil er darin am meisten gearbeitet und Erfahrungen gesammelt hat, so wird man es, hoffe ich, auch mir nicht verübeln, daß ich mich der Freude an der Schauspielkunst nicht schäme und in dankbarer Erinnerung zu ihrer Ehre einige Blättchen hinstreue. Ist sie doch so schön, und von Künstlern wie von Laien selten genug mit jener Liebe, mit jener unerschütterlichen Begeisterung gepflegt und anerkannt worden, die ihr gebührt. So manche mit glänzenden Mitteln begabte Talente vergessen es leider allzuoft, wie sie nur durch ein von Fleiß und unermüdlicher Strebsamkeit geläutertes Gefühl ihr die edelsten Erzeugnisse abringen können. Wie es z. B. der talentvolle und gebildete Maler und Plastiker sofort weiß und beurtheilen kann, durch welche Linien er eine einfach anmuthige oder eine majestätische kühne Gestalt, durch welche er eine linkische, bäurische, eine steifstarre Figur zu bilden hat, eben so muß auch der dramatische Künstler sich darüber unterrichten, wodurch er Majestät und Würde, Kühnheit, Energie, Mannigfaltigkeit, Einfachheit, Anmuth, Angemessenheit und Präcision ausdrücken kann.

Er muß sich ferner unterrichten, wie er die entgegengesetzten Mängel, — Steifheit, zweifelhafte oder furchtsame Bewegungen, Blödigkeit, welche nichts wagt und keine große Wirkung erzeugt, Schwäche und Unentschiedenheit, Einförmigkeit und Monotonie, Affectation oder Ziererei, Linkheit oder das Gemeine, das Unschickliche oder auch die widersprechenden Bewegungen — da, wo sie nicht eben erforderlich sind — vermeiden muß. Alles das wird ein bloßes Talent nicht sofort mit völligem Bewußtsein unterscheiden können, ehe es sich nicht an den gründlichen Anleitungen erfahrener Denker erwärmt hat; es ist unsäglich thöricht, zu rathen, ein Genie müsse Alles aus sich selbst schaffen, nicht erst an Andern sich auferbauen. Der dramatische Künstler muß fast noch weit mehr darüber im Klaren sein, was er geben will, als der Dichter, der Componist und Maler, die ihre Entwürfe und Skizzen vor sich haben und daran nach Belieben ändern und bessern können; der Sänger und Schauspieler hat es nicht nur mit dem zu thun, was der Dichter oder der Componist als feste Begrenzung seinen Gedanken vorschreibt; er hat es auch mit seinen eigenen Empfindungen und obendrein mit einer physischen Natur zu thun, die schwerer zu bewältigen ist, als die geistige Leichtigkeit der Gedanken. Wer nun aber nicht beim A, nämlich bei sich selbst anfängt, um sein Organ, seine physischen Werkzeuge, seine Phantasie, sein Gefühl, sein geistiges Verständniß, bis zum O auszubilden, wie kann der es ohne das tiefste Erröthen wagen, an ganzen Erscheinungen sich zu vergreifen. Muß er es nicht mit Bangigkeit sich selbst gestehen, daß er den Gedanken des Dichters oder des Compositeurs nur als Schlepptau anhängt, ein aber auch nur halbwegs würdiger Repräsentant ihrer Gefühle und Gedanken sein kann? Wer Alles den plötzlichen Eingebungen des Talentes überläßt, der hat es freilich leicht. Jedermann weiß aber, und wird es unschwer begreifen, daß ein und derselbe Gedanke durch hundertfältige Veranlassungen eine eben so große

Zahl von Gemüthsstimmungen hervorzurufen geeignet ist. Z. B. es stünden die Worte vorgeschrieben: O Herr, erhöre meine Bitte! Wie meint man nun, daß diese Worte ausgedrückt werden sollten? Das ist ein Kinderspiel, denkt das Talent; wenn es vorgeschrieben steht, wer der Mann oder die Frau ist, die das zu sagen haben, so findet sich das Uebrige von selber. Der ernstere Genius aber, der das Talent bildend begleiten soll, meint denn doch, daß es etwas mehr als Kinderspiel sei. Ein frommer Priester, der Gott um Schutz für seine Gemeinde anfleht wird diese Worte allerdings in Ton und Geberde anders ausdrücken als ein Vater, der in bitterer Noth das Letzte, was er noch zu geben hat, unter die Seinigen vertheilt, ihre Zukunft aber der Hülfe des Erbarmers empfiehlt. Anders eine Mutter, die ihre geliebten Kinder nach langer Entbehrung wieder zu sehen hofft; und wieder anders die junge Braut, die ihrem Herzliebsten entgegen sieht. Allein, ob dieser Priester demüthigen und ergebenen Herzens oder durch innere Bedrängnisse mit gesteigertem Ausdruck bitten muß, ob dieser Vater, gebeugt vom Kummer oder voll Muth und Vertrauen zum Ewigen blicken würde, ob diese Mutter mit harmloser Freude oder mit wehmuthsvoller Sehnsucht jene Worte sagt, und ob diese Braut sanften oder leidenschaftlichen Herzens bittet: darüber heißt es sich im Texte genauer umzusehen, und hat das Gefühl uns darüber den Aufschluß gegeben, hat das geistige Auge und Ohr uns den Ausdruck der Stimme, wie den der Gestalt vorgezeichnet, so gelangen wir doch nur dann erst zur vollkommenen Darstellung, wenn wir uns über die Mannigfaltigkeit, die Vollkommenheiten und Schwächen dieser Darstellungsmittel mit kritischer Gründlichkeit unterrichtet haben.

Es ist mir schon vorgekommen, daß irgend ein vortrefflich unterrichteter Fidelio in seiner Arie am Schluß des Adagio's sich hinreißen lassen konnte, einen mindestens zehn Sekunden langen Triller zu produciren. Der Triller kann für den Ausdruck der Freude sich

wohl erheben, er kann auch im Schmerz — allein hier nur in pp. — gleich dem perlenden Hinzittern der Thränen in gewissen Musiken allenfalls angewendet werden. Wie man es aber dahin bringen kann, die fromme gottvertrauende Seelenstimmung einer Leonore in diesem erhabenen, von allem musikalischen Flitter so rein gehaltenen Musikstück durch einen Triller zu verschnörkeln, das kann wohl kein vernünftiger Mensch begreifen, und doch hätten vielleicht die Meisten nicht applaudirt, wäre dieser Triller nicht gehört worden. Ein Beweis, daß es unter den wohlunterrichteten Künstlern vielleicht auch solche gibt, die nicht etwa aus Unwissenheit fehlgreifen, — eher vielleicht aus Ironie, um dem Kunstsinn und Geschmack ihrer Zuhörer auf den Zahn zu fühlen. Das Publikum hat viel dazu beigetragen, daß in den modernen Musiken die Fermaten eine Länge bekommen haben, als hätte der Componist darin für sich und seine Sänger einen Bettelbrief an das Publikum niederschreiben wollen, aber gewiß einzig und allein nur darum, weil ohne dies Ausstreuen von Weihrauch die linke Hand es gar nicht wissen lassen würde, was die Rechte zu thun willens ist. Wie kann aber, neben solchen Irreleitungen, ein junges Talent sich frei und aufrecht erhalten? Nur allein dadurch, daß ihm die Sache heiliger sei, als der Beifall. Man kommt übrigens ganz glücklich durch, auch wenn man sich keiner so auffallenden Reizmittel bedient.

Medea.

Ich muß die Bemerkung voranschicken, daß es mir weder gelungen ist, das Buch, noch den Klavierauszug dieser Oper aufzutreiben, ich also nur daran mich halten kann, was mir seit 18 Jahren, da ich diese Parthie sang, in der Erinnerung geblieben ist. Ich denke indeß, daß meine Erinnerung noch einige Frische bewahrt hat.

Brave Männer machen brave Frauen, so sagt ein altes Sprichwort. Wie aber hätte Jasons Bravheit sich eines solchen Ruhmes erfreuen dürfen, da er durch die seinige wohl keiner Frau, geschweige denn einer Medea Scheu einflößen mochte. Wir wissen es freilich aus der Mythologie, daß er die feuerspeienden Stiere des Vulkan vor einen Pflug spannte und mit ihnen vier Morgen Landes ackerte, daß er die Drachenzähne aussäete, welche Minerva dem Könige Aetes, Medeens Vater, geschenkt hatte, und die daraus erwachsenden bewaffneten Männer bekämpfte, daß er das goldene Vließ eroberte, welches von einem Drachen bewacht wurde. Aber wir wissen auch, daß es Medea war, die ihn durch eine Salbe unempfindlich gegen das Feuer jener Stiere machte, die ihn Steine unter jene bewaffneten Männer werfen hieß, worauf sie einander selbst angriffen und tödteten, die den hütenden Drachen einschläferte. Sie war eine kluge Zauberin und sie soll zuerst ihre Künste nur in Gutem ausgeübt haben. Da kam Jason mit den Argonauten nach Kolchis, wo Medeens Vater König war. Sie sahen einander, und leidenschaftliche Liebe bemächtigte sich ihrer. Medeens Vater war König in Kolchis; ihm gehörte das goldene Vließ, und Jason, der gekommen war, ihm den Schatz zu nehmen, befand sich in bedenklicher Lage; Medeens Liste und Künste waren es, die ihn zum Ziele führten. Sie entfloh mit ihm, der das Vließ heimführte. Sie brachte ihn mit andern Künsten in den Besitz der Thessalischen Burg, wo Pelias saß, der Jasons Vater vom Throne gestoßen und ermordet hatte, und rächte sich auf entsetzliche Weise an dem Mörder. Sie ging dann mit ihm nach Korinth und lebte zehn Jahre lang als rechtmäßige Gattin ihm zur Seite. Drei Söhne hatte sie ihm geboren. Da verliebte sich Jason in Glauke (in der Oper wird sie Dirce genannt) die aufblühende Tochter Kreons, des Königs von Korinth, und beschloß, diese zu heirathen und seine bisherige Gattin zu verstoßen. Nachdem der Vater eingewilligt und den Tag

zur Hochzeit bestimmt hatte, suchte Jason Medea zuerst zu bewegen, daß sie freiwillig auf die Ehe verzichte; er wolle die neue Ehe nicht schließen, als wäre er der frühern Verbindung überdrüssig, sondern nur, um für seine Kinder eine Verwandtschaft mit dem Königshause anzuknüpfen. Medea aber rief zürnend die Götter zu Zeugen seiner Schwüre; Jason achtete ihre Vorwürfe nicht und vermählte sich mit des Königs Tochter, worauf Medea aus Korinth verbannt wurde, doch noch einen Tag zur Ordnung ihrer Abreise erhielt. Während dieser Zeit setzte sie alle ihre Zauberkünste in Bewegung: sie schickte ein Kleid der jungen Braut, das, sobald diese es anzog, ein unauslöschliches Feuer verursachte, in dem auch Kreon unterging und welchem Jason nur mit Noth entkam; darauf mordete sie ihre und Jasons Kinder und entfloh auf einem Drachenwagen in die Luft.

Hatte sich Medea als eine dem Dienst der Nemesis Ergebene gezeigt; dem unmannhaften Jason gegenüber, den zu retten und zu beschützen sie keine Opfer gescheut, und der nun durch Sophistereien den neuen Schritt als eine aus politischen Gründen ihn drängende Nothwendigkeit darzustellen sich bemüht, wird sie zur völligen Eumenide. Es ist das in der griechischen Tragödie des Euripides noch mit gedrängterer Flammenschrift in Worten und Gedanken ausgesprochen, als es in der Oper geschehen konnte, wenn auch hier wiederum in dem majestätischen Fluge der Musik, die Leidenschaften wie verheerende Meteore über Jasons Haupt und dem Gange der Handlung zusammenschlagen. Cherubini, wie ich später bei meinem Besuch in Paris bemerkte, sprach kein deutsches Wort; er kann also nichts dafür, daß hie und da die Diction des Uebersetzers mit dem musikalischen Accent bisweilen nicht ganz übereinstimmend lautet; er componirte die Oper mit französischem Text. Gleichwohl thut die Uebersetzung dem Werthe der Musik keinen Schaden; und rückt in dem reichhaltigen Dialog, der mir zugetheilt war, Medea nicht immer in so geharnischten

Worten und mit so scharf zugespitzten Zungenpfeilen gegen Jason ins Feld, wie das bei Euripides in so hoher Vollendung der Fall ist, so schimmerten hier wiederum, in jener ernsten Scene mit Jason, weiblichere Züge des Gefühls, einzelne Lichtblicke von Hoffnung, von Vertrauen auf Jasons Reue und seine Umkehr zur Pflicht hindurch, denen er schroff genug entgegentritt und das gekränkte Weib nur noch mehr zur Empörung steigert.

Es gewährt unendliche Lust bei Aufstellung tragischer Gestalten, das eigene Talent und Gefühl nach physischer Wahrheit ringen zu sehen. Bei antiken Erscheinungen wird das Interesse dadurch noch vermehrt, daß uns hier eine ungewohnte Bekleidung durch den weiten Schleier oder Mantel hindernd in den Weg tritt. Wollten wir es uns dabei freilich so bequem machen, wie es bei den französischen und italienischen Tragödienspielern meist der Fall ist, so wäre die Arbeit bald aus dem Wege geräumt. Man brauchte sich nur à la Juno oder à la Ceres, oder wie sonst eine antike Dame die Gewänder mit tausend Stecknadeln zurecht stylisiren lassen; sie bleibt in bester archäologischer Ordnung, wie heftiger Seelenkampf auch eintreten, wie bitterlich sich der Acteur darunter grämen mag.

Ich habe eine sehr berühmte Dame gesehen, die, um den Zuschauern einen Begriff von dem zerrütteten Zustande ihres Gemüths zu geben, im Costüme einer Römerin (welches das einer Griechin sein sollte) ein paar lange fliegende Sammtbändchen mit flimmerndem Bleischmuck an ihren Armen hinabhängen ließ, ein Mittel, wodurch allerdings das Beben, Zittern und Schütteln der Seelenzustände deutlich genug ins Auge fallen mußte; während ich, als Deutsche, mir freilich keinen Begriff davon machen konnte, wie eine Frau bei so oft sich wiederholenden hochfliegenden Nervenleiden nicht auch ohne Gift bis zum Schluß des Stückes zu Tode gemartert wurde.

Es war mir das bei Medea, so wie späterhin bei Norma

und allen antik gekleideten Frauen, doppelt interessant, daß hierbei, im Laufe der dramatischen Entwicklung einer Darstellung, das äußere Bild den innern Zustand durch eine bei weitem fühlbarere lebensvollere Plastik entfalten durfte, als es in steif zurecht geformter Umhüllung möglich zu machen wäre. Gerade darin lag für mich ein unwiderstehlicher Reiz, daß in jenen, eines aus dem andern sich gebärenden Bildern, sowie in der Modification des Gesanges oder des Dialoges, nirgend etwas Gemachtes und Gesuchtes fühlbar werden durfte, Jedes vielmehr nur der Träger des aus der Seele quellenden Gehaltes sein sollte, und doch, — wie Vieles muß man zurechtmachen und zusammensuchen, bis es das wird, was es sein soll. Wer sich darauf verläßt, daß ihm alles das auf der Bühne erst und nur so von selbst kommen müßte, der wird verlassen genug sein; dort empfängt man nichts, als höchstens eine gütige, aber auch oft nur eine unbewußte Anerkennung dessen, was man mitbringt. Wohl dem, der immer mit vollen Händen zu geben hat. Um aber seine eigene Begeisterung vor einem inneren Banquerott zu bewahren, ist es ein für allemal das beste, wenn man sich höheren Grundsätzen fügt. Diese erwärmen das Talent weit inniger, als selbst die blendendsten Sonnenstrahlen eines plötzlich aufleuchtenden und oft auch ebenso schnell verschwindenden Beifalls.

Medeas Eifersucht und die fürchterliche Rache, die sie nimmt, ist Gegenstand der gegenwärtigen Oper. Beim ersten Aufzuge erscheint die junge Braut Dirce von einem weiblichen Chore umgeben, der sich bemüht, durch freundliche Weisen die dunklen Ahnungen und beängstigenden Traumbilder, von denen Dirce gequält wird, zu zerstreuen; sie wendet sich zu Hymen, flehend um dessen Segen und bittet, daß er die Zauberin, die Jasons Herz durch feile List nur errang, für ewig von ihr ferne halten möge. Dann erscheint Jason mit den Zeichen seiner tapfern Thaten, die der Chor mit den Worten ihr anbietet: „Nimm sie an, theil mit

ihm alle Frucht seiner Saaten, und schmücke dich mit Kolchis goldenem Kleid.“ Jason freut sich seiner herrlichen Lorbeeren, meint aber doch, daß es schöner wäre, wenn ihn auch aus Paphos Myrthenhaine ein Zweig umschlänge und ihn hier, wie dort, Sieg umkränzte.

Dirce schauert zusammen bei dem Namen Kolchis, und äußert mit angstvoller Besorgniß, daß Medea von dorther stammend auch wohl — dränge der Hochzeitsjubel dahin — blutigen Haß ersinnen und schnell wie ein Blitz sich nahen und Land und Volk verderben könne. Jason beruhigt sie, indem er den neuen Liebesfreuden mit aller Zärtlichkeit entgegensieht, und schwört es laut, daß er für und für Dircen angehören werde. Schmäht nun auch wacker auf Medea, worüber die Geliebte eine große Freude empfindet und ihren Helden zärtlich umschlingt. Kreon, König von Korinth, Dirces Vater fordert die Liebenden auf, nach oben zu blicken und die Götter um Gerechtigkeit anzuflehen. „Sie, die der Menschen Glück mit hellen Augen sehen, sie werden in Gefahren auch euch zur Seite stehn!“

Nun wenden sich Jason, Dirce und der Chor bittend und flehend an die Götter, Hymen und Amor werden angerufen, aber es erscheint — Medea. Ich habe sie weder durch verstellte Demuth (wie dieses bei Euripides deutlicher ausgesprochen und der Situation, in der sich jene befindet, auch wohl angemessner ist), noch gebeugten Sinnes vor Kreon und der übrigen Sippschaft erscheinen lassen. In einen weiten Schleier verhüllt, trat sie in hochgetragener Haltung mit ein paar raschen, doch nicht etwa kleinlichen Schritten in die Scene. Den Schleier zu aller Entsetzen in freiem Zuge zurückschlagend, blieb sie, als wäre der Engel des Gerichtes in ihr, unerschrocken in der Mitte der Bühne stehen und läßt Kreons Zorn in der Arie: „Zittre du! Fliehe weit! fahre nieder zur Hölle!“ ruhig an sich abgleiten. Auch der Chor, der vor ihrem entschlossenen Aussehen und dem durchbohrenden Blick,

mit dem sie Jason allein forschend und prüfend im Auge behält, ruft zwar mit Entsetzen sich gegenseitig zu: „Götter! Götter! treibt sie fort!" allein keiner wagt sich an sie heran, vielmehr ergreifen alle die Flucht. Da sie nun Jason allein, in sich versunken, nur manchmal scheu nach ihr hinblickend zurückbleiben sieht, entfesseln sich auch die Fühlfäden ihres gequälten Herzens, und sie nähert sich ihm in der sie überwältigenden Hoffnung, er werde zur Pflicht zurück kehren. Mit fast gerührtem Gefühl der Dankbarkeit für seine, wie sie meint, aus tiefster Ferne noch einmal aufleuchtende Treue sagt sie die Worte: „Du bleibst Jason? folgst den Andern nicht? Du siehst nach mir und willst mich doch nicht sehen, in deinem Innern wogt ein großer Kampf, der Kampf der alten und der neuen Liebe!" Er gibt aber zu verstehen, daß er nur für die neue Liebe erglüht sei. Sie hört das in ihrem blinden Wahn gar nicht und erinnert ihn an die schöne Zeit, „da sie zuerst auf Kolchis sich gefunden," an die Seligkeit, „mit der sie Liebe dort umwunden." Worauf er sich mit den Worten abwendet: „In Nacht verschwunden liegt fern mir die Vergangenheit." Nun folgt Medea's wunderbar rührende Arie, die ich nie singen konnte, ohne daß mir die Augen dabei wiederholt übergingen:

„Sieh die Gattin vor dir,
Die Mutter deiner Söhne,
Sieh mich kämpfen mit Gram! Sieh meines Kummers Thräne,
Die Verlassne sieh hier, die Flüchtige, die Verbannte!" rc.

Jason aber hat kein Ohr mehr für diese Klänge, für die rührenden Bitten und Leiden der Mutter seiner Kinder; im Gegentheil, je inniger sie sich zu ihm wendet, desto widerwärtiger wird sie ihm, denn alle seine Gedanken jagen nur der Befriedigung einer neuen Leidenschaft entgegen, und er gebietet ihr, Korinth zu verlassen, weil es das Volk und der König so verlange; Dirce aber werde er morgen die Seine nennen. Da schauert Medea in sich zusammen, als sei nun der letzte Lebensfunken des immer noch

aus der Ferne ihr entgegenschimmernden Liebesglückes für ewig erloschen. Auflodernd in strafendem Unmuth über den muthwilligen Frevler, der ihr für alle Liebe und alles Vertrauen nichts weiter als nur noch eine lügenhafte Fratze entgegenzuhalten vermag, umkreiselt es ihr ganzes Wesen, und wie sich etwa ein heftiges Gewitter immer schneller über unsrem Haupte zusammenzieht und durch mächtiges Blitzen und Donnern entladet, so befreit sich auch in immer steigenderer Leidenschaft die von Schmerz und Zorn durchwühlte Brust. Zuerst in folgenden Worten:

„Wohl schmücke schön die Zukunft dir,
Nimm von dem Baum des Lebens alle Früchte;
Medea naht in Rachbegier,
Daß Stamm und Wurzeln sie vernichte.“

Und nun folgt das großartige Duett mit Jason:

„Ihr drohet mir umsonst! Ihr tobt in wildem Grimme;
Ich schwör's beim Orkus euch und schwör's bei meiner Macht,
Euer Bund, euer Glück stürzt in ewige Nacht.

Hätte Cherubini von der Oper nichts weiter, als nur dies eine Stück entworfen, Jedermann würde darin sogleich den Urtypus der zum äußersten gereizten Leidenschaftlichkeit einer Medea erkannt haben. Es ist jedoch in diesem Finale des Drohens und Tobens so viel, daß Medea es ja nicht vergessen darf, wie auch selbst die Furien Bilder hoher Schönheit werden können und den Alten geworden sind, und daß die Seele ihres Hasses eben doch nur Liebe, gekränkte Liebe ist. Wenn diese im innersten Centrum ihrer Leidenschaften hindurchschimmert, so wird ihre Wuth und Wehmuth, ihr Bitten und Drohen eine tiefe Wirkung gewiß nicht verfehlen.

Im zweiten Akt eröffnet sich ein weiteres Feld, um Medea's tragische Größe zu entfalten; hier kann sie, zuerst Kreon, dann Jason gegenüber, durch ein Wechselspiel von Milde und Schärfe, bald die Gebeugte, bald die Siegesgewisse, bald die zärtliche

Gattin und liebende Mutter, bald aber auch die racheschnaubende Zauberin zu hören und zu sehen geben. Bei charakterischen und treffend bezeichnenden Musiken ergeht es dem Künstler, wie es etwa einem Untergebenen bei einem entschieden und würdig handelnden Herren ergehen mag, man weiß, was er will, fühlt, daß er nur das Rechte will, wird fortgerissen, sich seinem Willen zu fügen und anzuschmiegen. Ich weiß heute noch nicht, wie es nur möglich war, daß ich als Mezzo-Sopran die hochliegende Gesangspartie dieser Medea zu singen vermochte, die denn doch nicht nur die höchsten Tonfiguren mit aller Zartheit und ineinanderschmelzender Milde executiren, sondern auch die größten und gewaltigsten Töne in der höchsten Region meiner Stimme erzeugen mußte. Dazu der umfangreiche Dialog, der in einer solchen Weise vorgetragen werden mußte, daß an irgend eine Erholung oder Ausruhen weit entfernt nicht zu denken war. Aber was kann man nicht Alles vollbringen, wenn Begeisterung unsre Kräfte beflügelt. Gerne will ich jedoch glauben, daß nach so ernster Arbeit nicht viele Sängerinnen ein sonderliches Verlangen tragen mögen, und das Gros des Publikums auch nicht, denn beiden wird eine in Confituren übersetzte Leidenschaft immer weit besser munden, — das hab ich in der Norma gemerkt. Obgleich dieß Bellini's großartigste und vollendetste Oper ist, so kann die Seherin doch auch ohne großen Aufwand von geistiger Thätigkeit und mimisch-plastischer Repräsentation dennoch einen glänzenden Erfolg erleben und das anmuthige Notengequirl in den modern tragischen Leidenschaften kann allerdings der Kehle des Sängers, sowie den Ohren des Zuhörers leicht ergötzlicher werden, als der getragene Gesang in der einfach gehaltenen cherubinischen Medea, die uns in jedem ihrer Gedanken einen so tiefen, geheimnißvollen Hintergrund zeigt, daß, wer sich vor Geistern fürchtet, wohl nicht gerne tiefer hineinblicken mag. Auch Jason wäre das vielleicht weit rührender und gefälliger vorge-

kommen, wenn Medea mit Dirce — wie Norma mit Adalgisa — einen Freundschaftsbund im Gallopprhythmus geschlossen haben würde, seine Sünden demüthig auf ihre Schultern genommen und ihren Nacken den Liebenden unter die Füße gebreitet hätte.

Bei Medeens scheinbarer Demuth außerordentlich befriedigt, gibt er sich während des Duettes: „Kinder ach! ewig muß ich traurend euch vergessen!“ auch ganz gemüthlich seinen, wie es ihm dünkt, so sehr gerechten und von Medea gebilligten Wünschen hin und indem er sich so freut, fließt er auch in zärtlicher Erinnerung an die alten schönen Zeiten voll Dankbarkeit über. Medea äußert heimlich triumphirend über das unmännliche Hin- und Herschwanken ihres Gemahls: „Rache ihm dem Verwegenen, schwer wird ihm mein Zorn begegnen“ u. s. f. Jason wird in seiner doppeltzärtlichen Stimmung nun in der That auch noch so höflich, daß er Medea förmlich um Entschuldigung bittet, weil er sich zur Hochzeit entfernen müsse. Und noch einmal kehrt er um und besingt die alte schöne Zeit, eilt aber, nachdem er dieß gethan und somit seine Pflicht gegen Medea abgemacht zu haben glaubt, zur Trauung mit Dirce.

Es beginnt nun das Finale, wo Medea während des Hochzeitsfestes ihrer Nebenbuhlerin, von Schmerzen gefoltert und von Planen durchblitzt, einem mit ihrem Jammer erkauften Glück seitwärts zuschauend sich birgt. Hier kann die Darstellerin, auch ohne Worte, durch ihre mimisch-plastische Sprache eine große Wirkung hervorbringen. Durch den einschneidenden Dialog, mit dem sie den frommen Chorgesang in triumphirender Freude und wiederum von Schmerzen gefoltert, abwechselnd durchbricht, kann sie eine immer höhere Steigerung und Spannung erzeugen. Der Furie gleich, die mit brennender Fackel im Hinterhalte nur den Moment erlauert, um ihre verheerende Flamme in all diese aus frechem Uebermuth aufgebauten Luftschlösser hineinzuschleudern, erwartet sie bald heimlich, bald laut triumphirend ein strafendes Gericht.

Den dritten Akt eröffnet ein Dialog von bedeutungsvoller Wirkung, worin Medea Freude über das Gelingen ihrer Rache an der Nebenbuhlerin ausspricht; dann folgt die herzzerreißende Scene mit den Kindern. Bis hieher hatte ich das tiefste Mitgefühl für den erhabenen Charakter dieser unglückseligen Frau, allein die unmenschliche That gegen die armen schuldlosen Kinder — dagegen empörte sich meine ganze Natur. Schon der Gedanke an das ahnungslose Aufblicken derselben nach ihrer Mörderin, erfüllte mich mit so überwältigender Rührung, daß sich stets mein ganzes Wesen mit Thränen in den Augen und dem Dolch in der Hand gegen diese That empörte. Zu Stuttgart waren Medeens Kinder auch so ernstlich von meinem Leiden bei dieser Handlung überzeugt, daß sie mir vor Angst und Schrecken auf und davon liefen und mich mit meinem Dolch in der Scene stehen ließen. Die Amme, ihnen nacheilend, hatte nur Mühe sie — da es nun späterhin doch geschehen mußte, daß sie sterben sollten — auf Umwegen in den Tempel zu bringen, in den Medea nach der folgenden Scene mit gezücktem Dolch hineinstürzt, um die Frevelthat zu vollenden. Sie kämpft nun vorher den fürchterlichen Kampf des Zorns mit der Liebe, bald sucht ihr Auge mit brennendem Verlangen ihre Kinder, bald sieht sie siegesgewiß der Zukunft entgegen. Wie tief gedacht und tief gefühlt ist aber auch hierbei die Musik! Wenn die Natur selbst in Tönen zu klagen und zu trauern vermöchte, so könnte sie nicht rührender das Leiden des unglücklichen Mutterherzens begleiten. Der Componist hat es wohl recht innig und tief empfunden, was hieher gehört, viel inniger, als der Dichter, der bisweilen (in dem Largo in Es) dem Ausdruck der Wuth und des Zornes weit mehr Worte vergönnte, als nöthig wären und Medea leicht um einen der schönsten Momente bringen könnte, wenn diese dem Wortausdruck mehr Gehör verleiht, als der Stimme des Gefühls. Es scheint mir das gerade in diesem Largo so unbeschreiblich

rührend und kann durch die Vortragsweise in Ton und Geberde wohl nicht ergreifend genug motivirt werden, wie das gekränkte Weib, bei aller Rachgier, den Kindern gegenüber dennoch so gerne und mit allen Seelenkräften der Stimme, der Natur einen vollen Sieg einräumen möchte. Dankend wendet sie sich zu den Göttern, die beim ersten Mordversuche ihren Arm gelähmt, sie fleht um Schutz und Rettung für ihre Kinder und beschließt, daß nur der meineidige Mann und Dirce fallen sollen. Aber ach, es erstirbt nur zu bald auch wieder diese sanfte Regung und dem Gedanken der Rache ihre liebsten Empfindungen opfernd, läßt sie sich durch die wilde Wuth der Eumeniden zur Gräuelthat fortreißen. Im Euripides wird Medea nicht allein aus Rachesucht gegen Jason, auch noch durch einen — wenn ich sagen darf — menschlicheren Zug von Zärtlichkeit zu diesem Frevelmord angetrieben. Die Kinder dem Hohngelächter ihrer Feinde zu entziehen, will die Mutter, da der Vater sie um ihr diesseitiges Glück beraubt, ihnen eine friedlichere Heimath durch den Tod verleihen. Auch darin zeigt sie ein menschlicheres Gefühl, als diejenige des cherubinischen Operndichters, daß sie beim Emporsteigen in ihrem Drachenwagen die Kinder mit fortnimmt, um sie mit eigener Hand im Hain der Here, wo ihre Ruhestätte vor Beschimpfung der Widersacher geschützt ist, zu begraben. In der Oper läßt sie die Kinder „in Dirce's Armen" zurück; von Jason aber wendet sie sich scheidend mit einem furchtbaren Fluch.

Es tritt in diesem Operschluß die racheschnaubende Furie wohl gar zu grell hervor. Ich meine, daß Frau Medea sich, nachdem die Gräuelthat ja doch traurig genug vollzogen ist, damit begnügen sollte, ihre armen Kinder in den heil'gen Hain zu betten, wo es weder einen schwärmenden, eidbrüchigen Vater, noch eine thöricht liebende, unheilbrütende Mutter gibt.

Es machte diese Oper einen tiefen Eindruck auf das Pesther Publikum; allein so oft wie der liebende Romeo wurde sie nicht

wiederholt. Und das ist wohl sehr verzeihlich, da jene Liebe weit inniger das Herz erwärmen muß, als die der unglücklichen Medea und ihres — für Paphos Myrthenhain so sehr schwärmenden Gemahls.

Auch in diesem Jahr benutzte ich die Ferien zum Ausruhen und wir konnten uns um so ungestörter einander angehören, als im Sommer die meisten unserer Bekannten ausgeflogen waren. Es wurde nun zur Erfrischung eine Traubenkur gebraucht; durch kleine Ausflüge und Reisen erquickten wir uns recht fleißig in der lieben freien Natur.

Saphir sagte einmal: „Der Mensch ist wie das wandernde Blatt (Mantis religiosa), es nimmt die Farbe der Gegenstände an, in deren Nähe es kommt.“ Reisen meint er, sei schon deßhalb eine schöne Sache, „weil der Mensch Alles mitnimmt auf die Reise, seine Liebe, seine Freundschaft, seine süßen Erinnerungen, seine Freuden, seine Hoffnungen, seinen Appetit, aber niemals seinen Haß, seinen Zorn, seine Rache, seinen Grimm, seinen schlechten Magen.“

Wir wußten von all' den hypochondrischen Seelen- und Hirnschmerzen noch gar nichts und zogen darum auch ganz harmlos nur in freudigen Herzenskleidern zur frommen Beschauung der Natur hinaus, in der ich mich nicht mehr so gewissenhaft fragen mußte: Wer bist du und was willst du? wo man auch darüber nicht erst nachzusinnen braucht, warum die Sonne scheint und wie es kommt, daß sie scheint.

Wir jauchzten vielmehr auf, wie alles in der Natur, und hätten ihr aus dankbarer Liebe nichts als Weihrauch und Opferduft bringen mögen. Aber darauf wartet die liebe Sonne gar

nicht erst, sondern sie scheint und zwar nicht so interessirt als die Menschen, die oft trotz alles Weihrauches ihre Gesichter dennoch kaum zu einem rechten Scheinen bringen. Dahin gehören nun meine lieben Landsleute ganz und gar nicht, denn diese tragen den Kopf im Herzen, darum lacht auch der ganze Mensch, — aber da, wo man das Herz im Kopfe herumträgt, ach du liebe Zeit! Wie schwer schleppen die sich fort!

Eines Morgens gingen wir, nicht etwa nur so in den Tag, sondern wollten auch bis in die Nacht hinein, dießmal auch nicht den Zigeunersleuten in die Hände, sondern dem weit in das Land hineinflatternden Donaubande nach. Die liebe Sonne brannte immer heißer und wir liebäugelten bisweilen recht sehnsüchtig mit den hochpulsirenden Wellen des majestätischen Stromes. Doch da — selbst wenn wir alle drei gesungen hätten — durch unsre Lieder weder Bäume noch Steine dazu bewegt worden wären, uns ein sicheres Brücklein in die blaue Fluth hinein zu bauen, damit wir unsre Wasserleidenschaft hätten befriedigen können, auch weit und breit keine Delphinen zu sehen waren, die uns, nicht etwa wie einst Arion zu dem Vorgebirge Tänarus, sondern nur nach Vörösvar getragen hätten, so mußten wir in unsern großen Sonnenhüten und grünstreifigen Turnkleidern eben, so gut es möglich war, weiter gehen. Zu einem Weg von zwei Stunden hatten wir schon vier Stunden verwendet und noch galt es, zwei volle Stunden — wozu wir mindestens drei verwenden mußten — zurück zu legen. „Wer wird auch nur so gedankenlos über die schöne Welt hinlaufen", sagte die Mutter. Kam uns ein Käfer seltner Art in den Weg, so wurde förmlich Visite vor ihm gehalten. Schon gleich anfangs, als wir an den verschiednen Feldern, Aeckerlen und Wiesen vorüber wanderten, da ging der Mutter das Herz stets auf. Es traten da im Anblick der Felder ihre Jugenderinnerungen immer so lebendig vor die Seele, daß, wenn wir ihre landwirthschaftlichen

Kenntnisse alle gesammelt und im Druck herausgegeben hätten, sie gar vielleicht Ehrenmitglied irgend eines landwirthschaftlichen Vereines geworden wäre. Es war uns nur leid, daß wir keine Knaben, sondern nur Mädchen waren, wir wären auf der Stelle Landwirthe geworden. Das ist denn doch noch ein urherrlicher Stand. Am liebsten hätten wir, meine Schwester und ich, uns vorerst allerdings den halbblinden Gaul aus der Mutter Jugendzeit herbeigewünscht, der uns abwechselnd nach unserm Ziele und alsdann wieder heimgetragen hätte. Auf der immer weiter sich hindehnenden Strecke bemerkten wir leider — obgleich wir nie die Erziehung jener zimpferlichen Jüngferchen empfangen hatten, die weder über Feld noch über Wolken zu wandeln kräftig und geschickt genug sind — daß wir bei weitem eher müde wurden, als unsre kräftige und doch schon weit ältere Mutter. Wir lagerten uns deßhalb auch in dem ersten besten Wald, tranken aber kein Wasser — nicht etwa aus Furcht „dieweil darin ersäufet sind all sündhaft Vieh und Menschenkind" — sondern, nach der Weisung des Apostels Paulus, ein Schlückchen guten Wein; verzehrten auch die letzten Reste von einem „schwerdahinwandelnden Hornvieh" und sahen inzwischen bald rechts, bald links, ob in den dunklen Waldpartien nicht etwa Räuber oder Zigeuner hausen. Wir schauten und schauten, so bald es nur ein wenig raschelte, aber nirgend waren ihrer zu sehen, hätten aber doch da sein können. Nur dann und wann umflatterte uns neugierig ein Vogel oder turnte ein Eichhörnchen die Bäume lustig auf und ab. Wir störten sie auch gar nicht durch überflüssiges Geplauder und erfreuten uns lautlos der Waldesruhe.

Das Bewußtsein, sprechen zu können, ist wohl recht erheblich. In gewissen Momenten aber will es einem sogar vorkommen, als ob das Schweigen noch viel erheblicher wäre. Auch in menschlicher Gesellschaft, wie oft ergeht es einem da, daß man vor geistig überwältigenden Erscheinungen am liebsten

schweigt, um das geheimnißvolle Sichentfalten einer geist- und gefühlvollen Seele nicht zu stören; wie oft geschieht es aber auch, daß man der Eitelkeit, dem Hochmuthe gegenüber verstummt. Langsam gingen wir weiter und kamen endlich nach 1 Uhr nach Vörösvar. Wir kehrten gleich in die erste Bauernwirthschaft ein und frugen, ob wir kein Mittagessen haben könnten? Da machte der junge Bauernsohn, der sich gerade einen Besenstiel schnitzelte, große Augen. „Oder vielleicht einen Kaffee?" Bei dieser Frage verstummte er noch mehr und machte ein Gesicht, als wollte er sagen: „Wie käme dieser Glanz in unsre Hütte?" wie in unsre Wirthschaft ein Kaffee? Der Wirth, der ein wohlhabender Bauer zu sein schien, war nach Raab auf dem Viehmarkt, seine Frau aber bei einer Hochzeit. Der Bauernhof war ganz gut bestellt, aber was halfen dem Magen, der in der That, wie der Humorist ganz richtig prophezeihte, einen herrlichen Appetit in sich verspürte, die erfreulichsten Betrachtungen animalisch-pitoresker Aussichten? In den Ort weiter hineinzugehen, dazu waren wir zu müde; zu essen und zu trinken aber gab es hier nur: Brod, Speck, Käse, Wein und Schnaps. Die Mutter frug, ob es denn keine Eier bei ihm gäbe? „I, Eier genug!" ob auch Butter? „freilich, hoben mer genug Butter!" aber — auch in Ungarn gibt es so gute Hausfrauen, die gerade dann den Schlüssel von der Vorrathskammer abgezogen haben, wenn Andere die größte Lust hätten, sich etwas herauszunehmen. Der Bursche meinte, Schnaps tränken die Gäste immer am liebsten und machte Miene uns einen zu holen. Die Mutter hielt ihn zurück und frug, ob wir nicht etwas frischgemolkne oder auch gestandne Milch bekommen könnten, sie würde selbst melken gehen, im Fall die Magd, die uns nur aus der Ferne umkreiste, sich keine Zeit dazu nehmen wolle. Geschah es nun unsern großen runden Hüten oder dem nach Erquickung schmachtenden Aussehen zu liebe — der Bursch besann sich nicht mehr lange und

führte uns in den Stall. Dort wurden nun den Hühnern ihre Eier und den Kühen ihre vortreffliche Milch geraubt. Ein Kätzchen, das uns mit ausdrucksvollem Schweigen an der Stallthüre empfing, schien seine philosophischen Betrachtungen über die stolze Menschheit zu machen, die mit all' ihrem Witz dennoch nicht einmal von Pesth bis Vörösvar kommen kann, ohne von den Thieren sich ernähren zu lassen. Vielleicht dachte es aber auch darüber nach, wie viele Dichter und Schriftsteller es wohl geben mag, die sich schon aus den Katzen ein Honorar erschrieben haben? — Was wir uns im Stall erobert hatten, stellte die warme Mahlzeit vor; zum Nachtisch wurden Kirschen gepflückt.

Der Bauer, der immer noch nicht begreifen konnte, wie man sich nicht weit lieber an einem herzhaften Trunk aus seiner gepriesenen Flasche ein Fest bereiten mag, sah verwundert zu und wußte endlich auch durchaus nicht, was er zu fordern habe, denn dafür war von Vater und Mutter kein fixer Preis ausgesetzt. Wir durften darum geben, was uns beliebte, und ihm schien die Gabe auch sehr zu belieben, denn er lachte, so schön ein ungarischer Bauer nur lachen kann. Während wir uns nun im Garten unter schattigen Bäumen hingelagert hatten, was kam daher? O Himmel! ein Gewitter! Die Wolken wälzten sich über unsern Häuptern und unsern Plänen hin, der Wind jagte Blätter von den Bäumen und uns in die mit Fliegen und einem warmen Ofen gesegnete Stube. Was werden wir nun machen, wie nun wieder nach Hause zurückkehren? ohnehin bemerkten wir, daß an so weiten Spaziergängen unsere Füße weit entfernt kein so lebhaftes Vergnügen hatten, wie unsre Augen und unsre Seelen, die leichter ihr Durchkommen hätten finden können. Den armen Trägern unserer reiselustigen Gedanken war an weiteren Strapazen durchaus nichts mehr gelegen und sie verzichteten beharrlich auf die Reize einer, wie wir es uns träumten, italienischen Sommernacht, in der wir bei Mondscheinbeleuchtung über die

paradiesischen Fluren zurückzukehren hofften. Das Wetter ging sachte vorüber und unser Muth kam eilig zurück. Der junge Bauer wurde befragt, ob er uns wohl einen Leiterwagen mit Stroh belegt, zum Nachhausefahren herbeischaffen könne, er besann sich nicht lange und lief in die Nachbarschaft, um das etwa Fehlende herbeizuholen. Schneller als wir es glaubten, stand der Wagen mit vier nebeneinander gespannten Pferden da, wir fragten, ob denn das vierspännige Fuhrwerk doch nicht gar zu viel kosten werde, und ob zwei Pferde nicht auch genug wären? Der Bauer, der sich nicht erst auf eine Galanterie besann, wie überhaupt die Galanterie in Vörösvar nicht nur so in den Tag hinein zu laufen scheint, sagte uns zur Beruhigung: Nehm' ich immer vier Pferd, fohr ich a Mist mit vier Pferd. Als er uns noch die weitere Versicherung gab, daß er unlängst eine ganze Gesellschaft nach Peschtem (Pesth) für 4 fl. W. W. gefahren habe, so wußten wir wenigstens, daß die ehrliche Haut uns ganz und gar nicht übervortheilen werde. Es kam uns nun zwar keineswegs vor, als wären wir in Helios Sonnenwagen, obgleich wir vier leichtfüßige Pferde in ähnlicher Weise vorgespannt hatten. Auch die rosenfingrige Aurora, die dem Helios Rosen vor den Wagen hinstreute, schien weder von uns, noch von unserm Jüngling etwas wissen zu wollen. Er ließ die allmächtig lange Peitsche im weiten Schwunge um die Köpfe der Pferde in der Luft umherschwirren und fuhr mit rasender Leidenschaft — nicht etwa auf der Landstraße, die freilich auch nichts von Rosen, desto mehr aber von ungeebneten Steinen zu erzählen wußte — sondern gar noch quer hinein durch Haide und Wald, über Stöcke und Löcher. Stroh ist nun einmal Stroh; man hat bei solchem Fahren nirgend einen Halt und befindet sich stets im Schweben zwischen Luft und Strohbündeln. Wer übrigens an einer Leber-, Lungen-, Magen- oder Herzverhärtung leidet, der lasse sich doch ja auf diese Weise von Vörösvar nach Pesth fahren; er braucht

sich dann nicht erst mit den Mitteln, von denen die Apotheker leben und manche Leute sterben, kuriren lassen.

Am andern Morgen überhäuften wir uns gegenseitig mit Glückwünschen über die glücklich zurückgelegte Erholungsreise und unsere noch ganzen Rippen.

Bald darauf kam der liebe Sonntag heran und das Mütterchen hatte sich vorgenommen, uns zur Entschädigung für die magere Reisekost mit einigen extra guten Bißchen zu überraschen. So etwas verstand sie, denn sie hatte nicht umsonst in Wien kochen gelernt. Was mir aber bei all ihren Zubereitungen und häuslichen Geschäften so ehrwürdig vorkam war, daß sie aus wenigen Mitteln etwas Köstliches zuzubereiten und ohne sonderliches Geschenche und umständliches Breitmachen, so viel Nützliches zu leisten vermochte. Sie gehörte nicht zu jenen Frauen, die aus lauter Liebe zur Ordnung eigentlich nie in Ordnung sind. Und doch waren unsre Kasten, unsre Stuben, unsre Küche wie unsre Speisekammer immer ganz gut bestellt. Um 7 Uhr ging sie meist schon in die Morgenmesse, nicht erst dann, wann die Frauen ihre schönen Kleider und Hüte in die Kirche führen. Wir ordneten indessen die Wohnung. Eine Magd hatten wir meist nur im Winter, sonst aber nur eine „Zuspringerin", wie man sie in Pesth nannte. Unser Mütterchen und wir bedienten unsre Haushaltung lieber selbst und es ist das auch, wer nicht zu kränklich, zu alt, zu familienreich, zu vornehm oder zu faul ist, der beste Weg um Ordnung, Freude und Friede in seinem Hause zu haben. Auch wir beide hielten diese Grundsätze fest. Ich habe noch immer gefunden, daß man sehr Vieles leisten kann, wenn man sich der Arbeit nur nicht schämt und von dem Wahne einfangen läßt, man müsse, um andern zu imponiren, den ganzen lieben langen Tag sich in einer Art vornehm sein sollenden Nimbus erhalten. Ich habe späterhin bei näherer Bekanntschaft mit den Menschen immer mehr zu beobachten Gelegenheit

gehabt, daß solche Leute sich trotz alles Zeit- und Kostenaufwandes doch nur in ihrer steifen Höhe ein bischen einfältig und langweilig ausgenommen haben, ihre Diener aber nicht selten freche unverschämte Personen waren, die den Herrn oder die Dame nach eigner Pfeife tanzen ließen. Kam unser Mütterchen aus der Kirche, so wurde sie festlich in der reinen Wohnung mit einigen Küssen empfangen und nun putzten wir uns, um auch in die Kirche, aber nicht erst in die Eilfuhrmesse zu kommen.

Die Ferien gingen immer mehr dem Ende zu und der alte Sensenmann, nämlich Saturn, der auf dem Vorsprung des Pesther Theaters stand, schien sich längst schon an den immer dunkler und schmutziger werdenden 9 Musen sattgesehn zu haben und nach lebensvollerer Gesellschaft zu verlangen. Mit seinem lächelnden Blick nach oben mag er sich vielleicht auch reinlichere Gestalten für seine Nähe erfleht haben. Ob es den Göttern gefallen hat, darüber Beschluß zu fassen, daß diese Musen gewaschen werden oder noch länger in ungewaschnem Zustande zwischen Himmel und Erde schweben sollten, das hab ich nicht mehr erlebt; denn ich wurde noch in diesem Frühjahr 1834 nach Wien zu Gastspielen eingeladen, im Sommer darauf wiederum nach Dresden und auch nach Grätz. Als meine Kontraktzeit in Pesth bis Frühjahr 1836 abgelaufen war, hatte ich gar kein Haltens und Bleibens mehr. Die bis dahin erlebten glücklichen Erfolge lockten mich in die Welt hinaus.

Wien.

Das ist eine Stadt, wo es viele Häuser, viele Kirchen und viele Menschen hat, geistreiche Leute, die zwar nicht alle einen Ueberfluß an Geist haben, und solche, denen es daran weniger fehlt, nur leider zuweilen an anderen Dingen, z. B. an Geld. „Dös thuat aba nix, deßtwegen sa mr doch lusti und olliweil

fidöl!" In meiner lieben Vaterstadt gibt es auch viele Wirbelwinde, — solche, die einem Sand und Staub in's Gesicht blasen, wovon man einen tüchtigen Schnupfen und Heiserkeit bekommen kann, und solche, die die Leute in einen fortwährenden Taumel von Vergnügungen hineinkreiseln.

Mit dem Frühjahr beginnt von Wien's Bewohnern eine Seelenwanderung auf's Land, die liebe schöne Natur in der Nähe zu bewundern. Doch fanden wir immer noch viele Menschen, die — je weniger sie vielleicht an die Vergangenheit oder an Zukunft denken mochten, um so lieber jedenfalls an's Tanzen dachten. Natürlich! Die beiden Orpheiden Strauß und Lanner, die, wie ehemals der thracische Sänger, an Herzen von Holz und Stein Wunder wirkten, zwangen sie schon, daran zu denken. Ich kann freilich, außer vom Hörensagen, gar nichts von ihnen erzählen; ich habe sie nie gehört, obgleich ich in Wien war. Ich schäme mich fast, daß ich vielleicht die einzige Wienerin bin, die ein solches Bekenntniß ablegen muß; aber so geht es, wenn man als Sängerin Reisen macht. Zuerst wird man zum eigenen und zu des Direktors großem Schrecken heiser, — und ich war es leider im höchsten Grade; dann denkt man aber auch, du mußt ja nicht überall sein wollen, und überdies hatten wir andere Pläne in die liebe freie Natur vor, wo ich meine Heiserkeit kuriren wollte.

Der gutmüthige Kapellmeister Kreutzer, unter dessen Direktion ich damals sang, kam ab und zu um zu hören, wie es mit der Stimme gehe; auch der Direktor kam, um zu fragen, ob er seinen Gast immer noch nicht aufführen könne, denn er hätte gern volle Häuser gesehen und gute Einnahmen gemacht. Aber so ein Schnupfen ist nie eigensinniger, als wenn man sich um ihn bekümmert; da benimmt er sich ärger als der ärgste Feind und läßt Sänger und Direktionen zappeln, wie ein böser Knabe seinen aufgespießten Schmetterling. Kam Kreutzer in seiner gut-

müthigen Weise zur Thüre herein, so fand er mich meist in jener beliebten kummervollen Attitude, welche die Anstandsbeflissenen anzuwenden pflegen, wenn sie Anstand zeigen wollen, die nämlich, in der es scheint, als fühle die rechte Hand dem linken Ellenbogen an den Puls. Ich nahm auch immer mehr Anstand, zu antworten; ich konnte bisweilen kaum noch zwitschern, viel weniger denn an's Singen nur denken. Wenn ich dann dem guten Kapellmeister einiges vorlamentirt, setzte er sich wohl an's Klavier und spielte mir seine neuesten Lieder zur Ermunterung. Er selbst hatte eine sehr weiche, gemüthvolle Stimme und sang recht lieb, war überhaupt eine von jenen Naturen, die sich ihrer Anspruchslosigkeit und Biederkeit halber jeder zum Freunde wünschen möchte. Dabei war er ein gar liebenswürdiger Gesellschafter; nie hab ich sein sanftes Gemüth in Rage gesehen, außer einmal, und das bei meinem zweiten Gastspiel in Wien, wo er mit den Worten bei uns eintrat: „Heute hab ich alle Schimpfworte mir eingeprägt, die ich im italienischen Dictionnaire nur auffinden konnte, um sie dem Signor B. an den Kopf zu werfen.“ Der Mann hätte freilich einem deutschen Kapellmeister nichts in die Orchesterbesetzung hineinreden sollen, wenn er gleich Direktor der italienischen Operngesellschaft war, und vordem, wie es hieß, ein vortrefflicher Schneider. Kreutzer brachte mir eine Menge seiner schönen Lieder, die er mir freundschaftlichst zueignete.

Endlich kam doch ein wenig Stimme wieder, und sie mußte auch kommen, da meine Zeit sonst unverrichteter Sache abgelaufen wäre. In Besitz einer kaum drei Viertels entschleierten Stimme ließ ich kühn den Romeo ansetzen.

Es gab nichts, das mich in größere Unruhe versetzen konnte, als das Bewußtsein, daß die Leute nun schon recht neugierig und in voller Erwartung sind, mich zu sehen und zu hören. Gewöhnlich wählte ich, die keinem Menschen und somit auch keinem Theaterpublikum imponiren wollte, zu Anfangs eine weniger

brillirende Rolle. Nur da, wo es die Direktionen zu ihrem eigenen Vortheil anders haben wollten und ich durchaus in einer Paraderolle erscheinen sollte, sang ich auch eine solche, diese aber, ich muß es gestehen, nicht selten grund- und bodenlos schlecht, im Verlauf der ersten Scene wenigstens. Fremde Leute übten stets eine zusammenziehende Macht auf meine Geistes- und Gefühlsthätigkeit aus, und so war ich aus Mangel an Athem auch meiner Stimme nicht ganz mächtig. Unerträglich war mir der Gedanke, den Leuten als etwas ganz Extraordinaires erscheinen zu sollen. Der Sache wegen gehen vorerst die meisten doch nicht hinein, dacht ich, sondern nur, um von einem genannten Gast in Staunen und Verwunderung gesetzt zu werden. Das wußt ich von andern her, und es war mir erschreckend und widerlich, wenn ich, einer Gauklerin gleich, ihnen zuerst ein Stückchen vormachen mußte, um sie für mich zu gewinnen. So heilig mir stets die Sache war, so beklemmend war mir die erste Werbung um den Beifall; ich ließ sie darum auch meistens ganz fallen und wartete es um so ruhiger ab, ob die Zuhörer, nachdem es mit dem Verblüfftsein nichts gewesen, mir dann noch irgend ein Fünkchen edlerer Theilnahme und innigen Mitgefühles vergönnen mochten. Und — sie wurden nach und nach nicht nur warm, sondern ließen sich fortreißen, und darum bin ich ihnen doppelten Dank schuldig.

Ich sang den Romeo, sowie den Arsace in Rossini's Semiramide (diesen in italienischer Sprache), auch den Armando in Meyerbeer's Crociato in Egitto zu wiederholten Malen, und die freundlichen Wiener haben darauf meine wieder artig gewordene Stimme sehr in Schutz genommen und sogar behauptet (wie ich aus den Zeitungen ersehe), daß seit der unvergeßlichen Schechner, keine würdigere Repräsentantin des Arsace gehört worden sei. Ich habe die edle Frau nie auf der Bühne gesehen; konnte mich deßhalb auch leider den Verehrern ihrer künstlerischon Vorzüge

nicht anschließen; sie schenkte mir aber später in München die Freude ihres lieben Besuches, nachdem ich dort ihre Lieblingsrolle, die Emeline in der Schweizerfamilie gesungen hatte. Doch wird mir das rührend einfache und anspruchslose Wesen ihrer ganzen Erscheinung unvergeßlich bleiben.

Es ist besonders in Oesterreich und Italien Mode geworden, den Sänger nach einer Scene hervorzurufen, ein oder mehrere Male. Das ist freilich eine große Ehre; aber man denke sich, wie dem Helden oder der Heldin, die in leidenschaftlichem Kampfe die Scene verlassen haben, zu Muthe ist, wenn sie augenblicklich umkehren sollen, dem Publikum ihre Complimente zu machen! Mir kam es in solchen Momenten und bei den fortwährenden Verneigungen immer vor, als wäre man in dieser Situation nicht viel mehr als der Kasperl, der sich bedanken muß, weil er zum allgemeinen Ergötzen beigetragen. Und wenn der Künstler mit gesenktem Haupt und dem sichtbarsten Leid im Herzen auf der Bühne erscheint, wenn dann der Beifall des Empfanges wie ein Platzregen vor ihn niederfällt, ihn plötzlich seiner Situation entrückt, und ihn eben so schnell wiederum in sein Leid hinübergleiten zu lassen, — wo soll da die Stimmung bleiben!

Außer den Besuchen, die wir den fünf verschiedenen Theatern gemacht haben, und der Freude, die uns im Hofburgtheater bei der Darstellung der deutschen Kleinstädter geworden, haben wir noch manches Ergötzliche erlebt. Es ist wohl nicht nur in Wien, es ist, denke ich, auch anderwärts die von Sorgen und Griesgrämlichkeiten gequälte Menschheit den Zwerchfellerschütterern immer am liebsten zugeneigt, und es heißt darum auch ganz richtig: „qui fait rire est le maître des coeurs.“ Die größten Philosophen richten oft mit all ihrer reinen Vernunft nicht so viel bei den Menschen aus, als die Schalksnarretheien, wie man sie im Theater an der Wien und von Scholz gespielt sah. Er war Komiker con amore und lehrte die Menschen ihr Schicksal con

amore tragen, — darin liegt am Ende eine für die liebe Menschennatur kerngesunde Vernunft. Wir sahen dort irgend welche Stücke, aber ich habe nicht leicht einen Schauspieler wieder gesehen, der es mir hätte glaublich machen können, daß er ein echter Komiker sei. Tragödienspieler wie Komiker haben am Ende das mit einander gemein, daß ihre Leidenschaften wie ihr Humor aus dem Gemüthe hervorströmen, aufsprudeln und überlaufen müssen, ohne daß dem ganzen Bestreben ein nach Effekten haschendes Ringen und sichtliches Erzwingen angemerkt werden darf. So eine zurechtgemachte Leidenschaft wirkt, wie auch ein zurecht gemachter Witz — langweilig. —

Von den Spaziergängen besuchten wir anfangs die schöne Bastei, wo man die feinere Welt und dann das Glacis, auf welchem man das Volk und eine gesegnete Nachkommenschaft beobachten kann. Immer aber sieht man irgend etwas, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht. In der Stephanskirche verging mir freilich alle Andacht, als ich einen Metzger um den andern mit der Fleischermulde hindurchsteigen sah. Die verschiedenen Kalbskeulen, die er trug, machten bei all ihrer Reinlichkeit doch einen etwas unheiligen Eindruck am geweihten Ort. Ich konnte mich nimmer daran gewöhnen, den schönen Dom zugleich als Durchhaus benutzt zu sehen.

Am öftesten lockte uns die schöne Brühl hinaus; die vielen Ruinen, welche Fürst Liechtenstein theils erhalten, theils aber auch aufbauen ließ, machten uns gründlich neugierig. Wir entdeckten darin alle möglichen Schätze, geharnischte Ritter, Pferde, Bilder der alten Ahnherrn, hohe ritterliche Gestalten mit blonden Locken und blauen Augen. Auch der mit Glas bedeckte Wintergarten des Fürsten, — die vielen Baumgruppen und Lauben, die Grotten und Seen, die ausgestopften Thierchen, die zur Ausschmückung dienten, Alles das machte keinen geringen Eindruck auf unsre jungen Gemüther. Am meisten aber die verschie-

denen Tropfsteinparthien, die mit den wunderbarsten Pflanzen umrankt waren.

Auch die Bildergallerie enthielt die prächtigsten Stücke und wir hätten nur recht lange in Wien sein mögen, um all die Wunderdinge in Ruhe betrachten und genießen zu können. Nach Belvedere, dem ehemaligen Pallaste des Prinzen Eugen, gingen wir mit gespanntesten Erwartungen. Schon der prachtvolle Garten zeigte dem Besucher die reizendsten Parthien. Dann aber die herrliche Gemäldegallerie, in welcher wir nun doch einmal die Maria Theresia vor uns sahen, von welcher wir als Kinder schon immer reden gehört! Auch Prinz Eugen, der tapfere Ritter, war da zu sehen, in Mitten des Gewühles seiner Schlachten, von denen wir indeß von jeher nicht sehr viel wissen wollten. Wir gingen, da wir weder als Recensenten noch als Kunstkenner die Bilder betrachten konnten, blindlings vorzugsweise den Wel'schen nach. Wäre ich damals im Besitz der kunsthistorischen Schriften von F. Kugler gewesen, wie ich sie heute zu eigen habe, so hätte ich von meinen Reisen noch einen ganz anderen Genuß gehabt. Noch fühlbarer vermißte ich späterhin in Italien einen solchen Commentar. In Kuglers Werken wird man nicht nur über die architektonischen Anordnungen und den technischen Fleiß der alten wie der neueren Meister belehrt; man erkennt zugleich die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, die den Werken der Künstler so verschiedener Völker und Zeiten, ihren Gedanken und Gefühlsrichtungen zu Grunde liegen. Mit seinem geistigen Auge und historischen Wissen muß man Kunstwerke betrachten; es treten uns dann die Schöpfungen der Meister, wie unter einem erwärmenden Lichtstrahl noch bezaubernder vor die Seele.

Durch Gräfin P. war ich einer hochadeligen Familie nach Wien empfohlen. Von der Großartigkeit eines Wiener Salons in einem so vornehmen Hause hatte ich damals noch gar keinen Begriff, und es war mir ein bischen bange, dort einzutreten.

Mir fehlt das Talent, Götzendienerei mit Menschen zu treiben und ich habe darum solche, die sich für Götzen hielten, immer sehr bald Reißaus vor mir nehmen sehen.

Vor jenen aber, die mit gütevollem Herzen ihren Nebenmenschen begegnen, hatte ich meistens eine solche Verehrung, daß sie mir wie höhere Wesen in Menschengestalt erschienen sind. Ihro Excellenz die Gräfin Z. gehörte zu jenen Damen, die durch ihre Güte, ihre Herzlichkeit einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machte. Der feine Schliff ihrer äußeren Formen, die Gewandtheit ihrer geistreichen Unterhaltung, alles das verbreitete einen wunderbaren Reiz über die nicht mehr junge, aber immer noch schöne Frau. Der Cirkel war nicht groß, eine junge Fürstin war zugegen, deren Bruder ich späterhin bisweilen in den höhern Kreisen zu Pesth sah, dann noch einige Damen und Herren, nebst den beiden Söhnen der Gräfin, die weit entfernt nichts von jenen „Guck in die Welt" de la haute volée hatten, wie man sie bisweilen antrifft, und die sich in ihren „graziösen Flegeleien" — wie Hailbronner dergleichen nennt — oft wunder wie — graziös vorkommen.

Diese beiden spielten mit der Gräfin ein Trio, sie das Klavier, der eine Sohn Violine, der andere Violoncell. Dann spielte Fürstin N. eine Sonate von Beethoven. Alles das geschah mit solcher Anspruchlosigkeit, so inniger Begeisterung und in so liebenswürdiger Bescheidenheit, daß es mir unbeschreiblich wohl bei ihnen wurde. Die Künstler und besonders Künstlerinnen werden meist wie eine Art Puppe in Gesellschaft betrachtet, und die Fürstin, die dem Püppchen gar sehr gewogen zu sein schien, — wenigstens sah sie mich immer fast mit Zärtlichkeit an, erbot sich freundlichst, mich begleiten zu dürfen. An meiner Auffassung der Uhland-Kreutzer'schen Lieder hatte der Kapellmeister schon eine so herzliche Freude bezeugt, daß ich auch sogleich das „Lebewohl, lebe wohl mein Lieb" — und des Knaben Berglied sang. Ich habe in solchen Kreisen immer sehr gerne musicirt. Das innige

Aufgehen in die Schönheit musikalisch-poetischer Gedanken, die gänzliche Hingebung an deren Macht habe ich dort oft am unbefangensten erkennen lernen.

Die Fürstin spielte sehr vorzüglich und was noch mehr ist, sie accompagnirte sehr schön, sie fühlte es sogleich heraus, wie ich es meinte, und so machte mir das geistige Ringen mit ihr wahrhaften Genuß.

Warum die Bürgerlichen oft mit so grellen Vorurtheilen jene Klassen der Gesellschaft beurtheilen, weiß ich nicht; ich hatte Gelegenheit, sehr oft und viel und aller Orten mit ihnen zu verkehren, und obgleich ich nie und nimmer etwas von einer Schmarotzerseele in mir hatte, wenn ich auch ein dreistes, vorlautes Wesen von jeher verachtet habe und dadurch bei einer gewissen Klasse von Menschen bisweilen etwas unter die Füße gerieth, so hab ich doch nimmermehr in jenen höheren Cirkeln einen so allmächtigen Hochmuth kennen lernen, als ich ihn oft bei dem niedrigeren Adel und bei den durch Geld oder sonstige Erwerbnisse bevorzugten Bürgerlichen fand. Mein Gott, da wird es einem oft ganz bange vor solcher Größe und solchen babylonischen Thürmen. Als ob man nicht allenthalben, unter den ungeschliffenen wie unter den feingeschliffenen Steinen, die unechten von den echten unterscheiden könnte! Wozu also das äußere Prangen und Prahlen, wenn von innen heraus doch kein ächter höherer Funke nachkommt. — Die edle Fürstin hat auch späterhin noch in rührender Weise gegen meine kranke Schwester ihr engelsgleiches Herz bewiesen. Darum möchte ich der hohen Frau nicht gedenken, ohne ihr auch hier meine innigste Dankbarkeit ausgedrückt zu haben. Jener Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Ist es doch um solch reiner Freuden auch schon der Mühe werth, als Künstlerin gelebt zu haben.

Durch die schon früher erwähnte Frau Oberstlieutenant v. R. wurde ich der besitzhabenden Familie des bekannten Trattner Hofes empfohlen.

In Wien gibt es Häuser, die oft eine halbe Straße bilden und wohl fünfzig wenn nicht mehr Privatwohnungen darbieten. In eine solche Kategorie gehört auch dieses Gebäude. Die gastfreundliche Hausfrau hatte die Güte, uns zu einer großartigen Soiree einzuladen, wobei mindestens ein paar hundert Menschen erschienen. Großer Luxus und ein so reicher Flor liebenswürdiger Erscheinungen macht gewöhnlich eine betäubende Wirkung auf mich. Unter dem Glanz von tausend Kerzen rauscht bald dieses bald jenes an einem vorüber, werden einem ein paar leichte Schmeicheleien gesagt, und kaum haftet irgend ein Eindruck. Von allen blieb mir nur Castelli's freundliche Erscheinung im Gedächtniß, mit dem wir in einer Fensternische ganz gemüthlich die meiste Zeit verplauderten, während die andern bald tanzten, bald musicirten und alles mögliche durch einander trieben.

Von dem Umgang der Hausfrau hat man an solchen Abenden am allerwenigsten, und Fremde konnten sie nur in dem sinnigen Arrangement ihrer Wohnung und Bewirthung bewundern lernen.

Auch einem Hagestolz, der diesem Hause nahe stand, waren wir empfohlen worden. Er war noch nicht alt, aber sicher ist er ein Hagestolz geblieben, so gemüthlich und menschenfreundlich er im Uebrigen war. Eines Mittags wurden wir bei ihm zu Tische geladen. In musterhaftester Reinlichkeit mit weißer Kravatte, weißer Weste u. s. w. empfing er uns. Seine Haushälterin war schon eine ältliche Person, nicht viel eleganter als eine gewöhnliche Köchin, nur daß eine Wiener Köchin immer anders aussieht, als andere Köchinnen, die aus Furcht, die weißen Schürzen waschen zu müssen, immer hübsch dunkelfärbig daher kommen, damit man nicht sieht, wie es eigentlich mit der Reinlichkeit bestellt ist.

Dieses Muster von Wirthschafterin hatte ein weißes Häubchen, ein weißes Brusttuch und eine weiße Schürze an, und ihre Küche sah, was ich im Vorbeigehen erblicken konnte, gar glänzend hell aus. Nun führte er uns in die erste Stube, die einen in Oelfarben gemalten sternigen Fußboden hatte, dazu grünseidene Möbel und blendend weiße Vorhänge. Wie ein Kind freute er sich über unser Lob und erzählte, wie er die Vorhänge immer selbst aufmache, die Stühle selber ordne u. s. w. Dann zeigte er uns seinen Salon, darin er wohl gegen hundert Stück Oelgemälde hatte. Um sie vor Mückenschmutz zu schützen, war über jedem Rahmen noch ein besonderer, mit weißem Tüll überzogener Rahmen befestigt. Er zeigte uns einzelne Bilder, die er von der Umhüllung befreite, aber hernach gleich wieder bedeckte. Hier waren hochroth seidene Möbel und mit buntem Seidenzeug durchzogene Vorhänge aufgemacht. Auch sehr viele Stickereien und alabasterne Gegenstände waren da, Alles, wie begreiflich, ebenfalls unter sorglichster Verwahrung. Nun wurde gespeist, — aber wie! Ich glaube kaum, daß ein fürstlicher Koch seine Sachen besser zubereiten und appetitlicher herzurichten vermöchte. Die treffliche Haushälterin trug auf. Nach dem Dessert führte unser gütiger Wirth uns noch in seine anderweitigen Appartements, wo er uns seine Sammlungen von Mineralien, Pflanzen und Kupferstichen vorwies, Alles in musterhaftester Ordnung Zuletzt aber zeigte er uns noch das Merkwürdigste von Allem, — seine in wahrhafter Jungfräulichkeit prangende Schlafstube. Darin öffnete er einen ungewöhnlich großen Kasten; wir meinten, es solle nun auch noch an die Besichtigung der Leibwäsche gehen; was aber war darin? — Eine Kopie der Sixtinischen Madonna, darunter ein kleiner Betaltar und vor diesem eine mit hochrothem Sammt überzogene Kniebank. Er versicherte uns, er habe diese kleine Kapelle vom Geistlichen ordnungsmäßig einweihen lassen.

Nie ist mir wieder eine so harmlose, so friedliche, so muster-

haft geordnete Seele vorgekommen, die sich außer an ein paar Fliegen und einem bischen Staub wohl über nichts in der Welt ärgern und grämen mochte. —

Wir kamen nun wieder glücklich zur geliebten Mutter nach Pesth zurück, und nachdem ich bis zum Frühjahr 1835 manche neue Parthie eingeübt hatte, folgte ich den freundlichen Einladungen nach Dresden und Grätz.

Dresden.

Nun bin ich ja wieder da in meinem alten Dresden und der erste Besuch war auch sogleich mein herzlieber Vater Miksch. Was war das für eine Freude, ihn wiederzusehen! Nach allen sonstigen Erlebnissen fragte er weiter nicht viel, nur einzig und allein darnach, was ich alles einstudirt habe. Die Schwester und mich sah er ja gesund vor sich und über unser Mütterchen hörte er, daß sie auch gesund und vergnügt in Pesth lebe, das war ihm genug vorerst. Er hatte mir nun wie immer eine Menge interessanter Notizen mitzutheilen, und freute sich nur, daß auch er wieder einmal seinem Herzen recht von Grund aus Luft machen konnte. Wir mußten ihm versprechen, noch denselben Nachmittag in seinen Garten hinauszukommen. Indessen besuchten wir noch die geliebte, immer geordnete, immer anmuthige und ehrwürdige Mama Werdy. Der alte Herr war auch da, — ja, was waren das für freundliche Gesichter; mein Gott! wenn ich ihr eigen Kind gewesen wäre, sie hätten sich nicht inniger freuen können. Wie und wo es mir in Pesth vorzüglich gefällt und was ich einstudirt habe, auf Alles sollt ich zugleich Auskunft geben. Für den nächsten Tag wurden wir von den lieben Alten zu Mittag eingeladen, wo wir dann rechtschaffen beichten konnten. Wir eilten nun zu Papa Miksch über die wohlbekannte Brücke hin, wo ich einst mit meinem Notenbündelchen oft Morgens schon hinüber kommen durfte, um

Abends erst wieder nach Hause zurückzukehren. Wie oft blieben wir da stehen und freuten uns des herrlichsten Anblicks; so Schönes wie von der Dresdener Brücke aus hatten wir doch nicht wieder gesehen, wenn auch der Donaustrom vor unseren Fenstern in Pesth viel größer sich ausbreitet und Ofen bei weitem malerischer daliegt als Neustadt bei Dresden. Wir gingen am rechten Ufer hinauf und erblickten schon von weitem den alten Papa in seinem leinenen Gartenrock, an seiner hohen Mauer, sich umsehend nach seinen Gästen. Der große braune Zottelhund lag auch wie sonst einem jungen Löwen gleich auf der Gartenmauer. Als er meine Stimme hörte, sprang er auf, und wedelte mit dem Schweif und eilte mit gewaltigen Sätzen und gellendem Lärmen mir entgegen, so daß mir vor seiner Umarmung fast bange ward. Der alte Vater war indessen auch schon die Treppe herunter gekommen, und erwartete uns unten an der Gartenthüre. Als wir nun die Stufen hinaufgeeilt waren, mußten wir, mit einem Ausruf des Entzückens, geradezu stehen bleiben, erst langsam und nach einander all die herrlichen Eindrücke in uns aufzunehmen. Ja, in welcher Pracht lag jetzt der schöne Garten, wo wir einst nichts als Gras gesehen hatten, vor uns ausgebreitet da!

Von dem Schneckenberg, der sich auf beiden Seiten nach der Grotte hinauf und über dieselbe hin schlängelte, und mit Weinreben, Spargeln und Erdbeeren reichlichst bestellt war, hatten wir einen entzückenden Anblick. Zu unsern Füßen breitete sich der in üppig prangender Schönheit großartig angelegte Garten aus. Weiter unten stand das herrliche Baumgut in reichster Blüthe und am Fuße dieser Gärten wogte der reizende Elbstrom. Es ging mir vor Freude über die Gegenwart und in dankbarer Erinnerung der alten Zeit das Herz auf und das Auge über. Dann kamen auch die Söhne, die uns wie liebe Brüder empfingen. Unter den jungen Leuten, die uns späterhin begegnet sind, waren nur zu wenige mit so ganz uneigennützigen, so wahrhaft brüderlichen

Gesinnungen gegen uns erfüllt wie diese beiden jungen Männer; darum aber sind sie mir auch in der Erinnerung wie reine Lichtgestalten geblieben. Lange aber konnte es Papa Mikſch doch nicht aushalten, ohne meine von ihm einst so sorglich gepflegte Stimme zu hören. Er nahm uns allesammt ins Gartenhäuschen hinauf, wo uns, wie sonst in der ersten Stube, das Bild seiner Frau empfing, die in einem Morgenkleide mit aufgelösten, leichthinwallenden dunklen Haaren, eines ihrer Kinder auf dem Schooß hatte. Oft erzählte er mir bei diesem Bilde, wie er einst als junger Ehemann bei Caselli, einem Schüler aus der berühmten Bolognesischen Gesangschule des Bernacchi, noch in die Singstunde gegangen sei, um so viel als möglich zu profitiren. Er sagte: „Zu diesem Mann wäre ich um Mitternacht in die Stunde „gegangen, wenn er mir am Tage keine hätte geben können. Ein„mal kam ich denn auch hin und soll sehr übel ausgesehen haben; „während dem Scalasingen fing meine Stimme zu zittern an, „und die Thränen liefen mir übers Gesicht; da frug er mich, was „mir denn fehle? Es wird in diesem Augenblick mein armes „Weib vielleicht gerade einen kleinen Ankömmling empfangen. — „Da sprang Caselli auf und rief: Willst du gleich heim gehen „und dich nicht eher wieder blicken lassen, bis das Kind da ist.“ Es wird wohl nicht leicht einen Mann geben, der mit solcher Gewissenhaftigkeit seine Kunst studirte, als Mikſch. Sein Vater war Kantor und Schulmeister zu St. Georgenthal in Böhmen. Der kleine Mikſch kam in seinem zwölften Jahre nach Dresden, wo er als Kapellknabe den Gesang bei dem Kirchensänger Cornelius, das Klavier und die Orgel unter Eckersberg und Binder, die Violine bei Kammermusikus J. Schuster gelernt hat. Seine schöne Altstimme hat stets die Aufmerksamkeit der höchsten Herrschaften auf sich gezogen, und er wurde darum auch schon in seinem achtzehnten Jahre zum Ceremoniensänger ernannt. Nach der Mutation verwandelte sich seine Stimme in einen schönen Bariton,

doch da er für seinen Dienst einer Tenorstimme bedurfte, so gab er sich Mühe, die höheren Töne durch allen möglichen Fleiß zu erlangen und zu erzwingen. Es gelang ihm auch, aber die übernatürliche Tonerzeugung hatte eine gefährliche Hals- und Brustentzündung zur Folge. Durch Caselli wurde er in seinem 23. Lebensjahre darauf aufmerksam gemacht, daß er einen ganz falschen Weg bei seinen Gesangstudien eingeschlagen habe, und daß er bei weiterer Fortsetzung desselben um seine Stimme, wenn nicht um seine Gesundheit kommen könne. Er gab sich nun mit allem Fleiß der klassischen Methode des italienischen Meisters hin, und diente nebenbei 20 Jahre lang der italienischen Oper als Sänger. Dann wurde er Chordirektor und Gesanglehrer der Kapellknaben; auch ernannte ihn König Friedrich August zum Archivar seiner musikalischen Privatbibliothek. Miksch hatte sich durch seine vielen Messen, Offertorien, Cantaten, Lieder, Arien und durch sein Requiem hohe Anerkennung erworben. Ich hörte ihn aber auch noch in seinem 73. Jahre die Arie des Sarastro: „In diesen heilgen Hallen" mit wunderbarer Reinheit und Sicherheit singen. Und bei alledem war er uns ein Lehrer, der sich doch nicht geniren durfte, seine Schüler auf Reisen zu schicken.

Wir saßen nun wieder an dem wohlbekannten Gartenklavier, sein Flügel stand ja schon in der früher erwähnten Stadtwohnung. Die beiden Söhne und meine Schwester bildeten das Auditorium, wie das auch früher oft der Fall war, wenn ich eine Art Generalprobe in der Stube ablegte.

Ich sang ihm die erste Arie des Armando aus Meyerbeers Crociato vor, da ich diese Parthie nächstdem in der italienischen Oper singen sollte, und für mich allein in Pesth einstudirte. Beim ersten Recitativ: „Eccomi, eccomi giunto o mai al solitario ameno asil" sah er über die Brille hinaus, was er immer that, wenn er sehr zufrieden oder sehr böse war, und gab mir schon nach dem ersten Absatz desselben und zwar nach jenen Worten:

„oh dio, di duol, di gioja palpita il cor mio“ — eine — Ohrfeige, was er aber nur alsdann that, wenn er außerordentlich zufrieden war. Es glänzten ihm die Augen, als wären sie von Thränen naß und so ging es weiter.

Es kam nun auch bald der ersehnte Theaterabend heran, wo ich auf der mir wohlbekannten Bühne wieder erscheinen sollte. Meine alte Mama Werdy war nun auch schon in der größten Erwartung, wie sich ihr Töchterchen ausnehmen werde. Die erste Vorstellung war Tancred, die zweite der Crociato, u. s. f., meistens Parthien, die sie noch nicht von mir gehört hatten. Das Publikum empfing den ehemalig „ausgehungerten armen Judenjungen“ jetzt als Liebeshelden gar liebevoll mit Applaus und, wie ich aus öffentlichen Berichten ersehe, „wird meiner Stimme,“ wie auch meiner „Meisterschaft in Gesang und Spiel“ viele Ehre angethan. Bei der Vorstellung des Crociato (so heißt es) haben sich die Zuhörer zu einem solchen Enthusiasmus hinreißen lassen, wie er nur zu den geschichtlichen Merkwürdigkeiten gehört. Die Gastrollen gingen unter den glücklichsten Fügungen zu Ende und mein lieber Lehrer und Mama Werdy waren herzlich darüber erfreut. Herr von Lüttichau bezeugte mir nicht nur wie von jeher die gütigste Theilnahme; auch ein mehrjähriger Kontrakt wurde mir angeboten, aber — ich hatte schon am Reisen viel zu viel Freude, und wollte mich nicht schon auf lange Zeit binden lassen. Auch mußte ich ja noch ein volles Jahr in Pesth bleiben.

Große Reichthümer zu besitzen, darnach hatte ich nie ein besonderes Verlangen. Wenn wir nur einmal ein kleines Besitzthum erworben haben und sonst noch etwas zum Leben, so ist es ja genug, dachten wir alle drei.

Ich wollte meiner Kunst con amore leben, spielen was und wann es mir gefällt, nicht aber mit Intendanzen und Theaterprinzessinnen mich herumzerren. Meine beiden Alten gaben mir darin auch ganz recht und priesen mich glücklich, wenn ich nur

allein der Sache getreu bleiben wolle. Schneller als ichs nur dachte, mußt ich leider wiederum alle meine lieben alten Bekannten verlassen und von allen einst so traulichen Plätzchen Abschied nehmen. Ich mußte eilen, meine weitern Versprechungen einzuhalten und wir reisten unter den herzlichsten Glückwünschen unserer geliebten Freunde nach

Grätz.

Die Fahrt durch die Steiermärk'sche Gebirgswelt war uns unbeschreiblich interessant. Nie hatten wir so hohe Gebirge überfahren, — haben aber auch nie so große Kröpfe gesehen wie hier, wo wir Leute erblickten, die ihren Kropf fast wie einen türkischen Shawl über die Schulter hinter geschlagen trugen. Es ist aber im Allgemeinen ein harmloses friedliches und fleißiges Völkchen. Kaum konnten wir es erwarten, das uns so oft genannte Grätz und auch unsere Verwandten, die eben so begierig auf uns zu sein schienen, einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. „Liebes Mutterle," — so schrieb ich der guten Mutter nach unsrer Ankunft in Grätz, — „ich hätte gewünscht, Sie heute hier zu haben, die gute Tante war eben da mit ihren zwei schönen Söhnen, Karl ist ein lustiger Mann, voll Geist und Witz und ein hübscher Offizier, er wird eine Gräfin heirathen. Franz ist ernst, aber sehr geehrt als Offizier; die andern beiden Söhne sind in Polen, gleichfalls Offiziere. Die Tante sieht sehr rund aus, wie eine rechte und ächte Hauptmannswittwe. Cousine Therese ist eine glückliche Hausfrau und hat drei allerliebste Kinder, hingegen ist Cousine A. ins — Kloster gegangen. Wir durften das hübsche Mädchen nur hinter dem Sprachgitter sehen und mit ihr lispeln. Ich hätte ihr so gerne zugeflüstert, ob ihr denn kein vernünftigerer Gedanke kommen konnte, als so eine Betschwester zu werden, die dem lieben Gott den ganzen Tag in den Ohren liegt und nichts

thut als faullenzen. Als ob man beim Arbeiten nicht auch fromm sein könnte! Ich bin zwar überzeugt, daß sie in ihrem Kloster den Versuchungen des bösen Feindes lange nicht so ausgesetzt wird, als man das in der äußeren Welt ist, aber was hat sie denn alsdann auch so Großes vollbracht, wenn sie sich erst einsperren lassen mußte, um brav zu sein! Es ist nur gut, daß es zu Adams Zeiten noch keine Klöster gegeben hat, wo wären die Menschen nun zu finden, die sich an Gottes schöner Welt freuen, zu seiner Ehre und ihren Nebenmenschen zum Nutzen wirken und schaffen sollten? Was kann Ihm auch an dem fortwährenden Liebäugeln von so einer alten Klosterjungfer liegen?" u. s. w.

Selbst die kleinsten Ausflüge in die Umgegend von Grätz sind reizend, um wie viel höhere Genüsse hat man nun aber erst, wenn man sich ein bischen tiefer in die Gebirgswelt hinein macht. Ich dachte, hier wird es gewiß keinem Menschen einfallen, im Sommer in ein Theater zu gehen; aber das Bedürfniß nach geistiger Speise ist auch in den einfach kerngesunden Gebirgsleuten. Von der Grätzer Kritik, ich gestehe es ehrlich, erwartete ich wenig, ich dachte, man wird hier sich ohne Zweifel meist nur um die materiellen Gaben, um Stimme, Gestalt u. s. f. herumdrehen, wie man das freilich auch in großen Städten oft bis zum Ekel hören muß, wodurch der Urtheilbeflissene aber nur beweist, daß er kein Urtheil hat und daß es nur eine schlechte Bemäntelung eigner Unkenntniß ist, da mit Kennermiene zu loben oder zu tadeln, wo eigentlich gar nichts zu machen ist. Dazu gehört doch gewiß nicht viel Scharfsinn, wenn einer sagt: „Die sieht reizend aus, die hat eine wundervolle Stimme," oder „Der ist gar zu kurz gewachsen, hat sogar eine etwas schiefe Nase". So viel kann Jeder erkennen und beurtheilen. Davon wird die Nase doch nicht gerade,

wenn auch irgend wer mit den Fingern darauf hinzeigt, das Frauenzimmer aber kann dadurch vielleicht nur doppelt nachlässig werden und ihr bischen Kunst ihr völlig abhanden kommen. Ich war darum auch fast überrascht, als Herr Professor R. nach den Darstellungen der Desdemona im Othello, der Alice im Robert, der Rezia im Oberon, dem Arsace in der Semiramide an den günstigen Naturgaben keineswegs hängen blieb — Gestalt, Stimme, Phantasie, Seele und Feuer kann sich mit allem Fleiß Niemand anbilden; — er schrieb vielmehr insbesondere auch darüber, was man durch eigenen Fleiß erzeugen kann und sagte unter anderem: „Eine geschmeidige Biegsamkeit der Stimme, das schönste Pontamento di voce, die geregeltste Manier im Ansetzen des Tones und ein feiner Styl sind bei dieser Sängerin die Resultate einer ganz vortrefflichen Schule.“ Ferner gedenkt er der deutlichen Aussprache des deutschen, aber auch der volltönenden correkten des italienischen Textes, so wie auch der angemessenen und edlen Darstellungsweise rc. Herr Professor R. hat hier wie ein einfacher ruhiger Denker die Arbeit beurtheilt, und es war mir das von höherem Werth, als wenn er mich, wie es anderwärts geschah, ein „geniales Genie“ genannt hätte. Ich meines theils hab in meinem Leben noch nie ein ungeniales Genie kennen lernen. So rief auch in Dresden ein Fürst dem Papa Miksch einmal zu: „Dio santo! sie singt ja bis ins hohe c hinauf mit Brust!“ Auch das Wunder ist noch nicht da gewesen, und auch durch mich nicht in die Welt gefördert worden, doch dürfte die liebe Natur nun endlich schon einmal etwas Außerordentliches leisten, an Vorschriften und übertriebenen Erwartungen hat es längst nicht gefehlt.

Nach den mit glücklichen Erfolgen beendigten Gastspielen ging es über Haiden und durch unheimliche Wälder wiederum nach

Pesth.

Beim gewöhnlichen Reisen und bei Kunstreisen ist der Unterschied der, daß man bei ersteren ausgibt, bei letzteren einnimmt, bei jenen nur in den Tag hineinfährt, in der Hoffnung, sich einzig und allein recht gut zu amüsiren, bei diesen aber nur mit dem Wunsche in die Welt geht, dem lieben Gott für seine Gaben Dankbarkeit zu bezeigen und seiner Güte keine Unehre zu machen. Man glaube indessen ja nicht etwa, daß alle Künstler nach einer glücklich vollbrachten Vorstellung wohlgefällig auf ihren Lorbeeren ausruhen. Mitgefühl erregt zu haben, ist wohl ein unbeschreiblich süßes Gefühl, aber ach, das Bewußtsein von begangenen Ungeschicktheiten, Mängeln und Schwächen ist um so beunruhigender. Die gelungenen Momente sind schon im Augenblick, wo man sie ausübt, lohnend und erhebend, aber jene die gleichsam in nebelgrauer Ferne vor einem liegen und wie ungelöste Räthsel, wie verzauberte Wesen nach Erlösung schmachten. O, solche machen einem das Künstlerleben bitterlich schwer, sie ziehen uns die Kissen unterm Haupte weg, und von ungestörter Ruhe ist kaum noch die Rede. Man stellt sich die Wege über Lorbeeren und Abenteuer im Allgemeinen auch viel zu verblendend vor. Blumen und Kränze werden leider zu bald zu einem Häuflein welker Kräuter. — Nur das allein, was in der Erinnerung der Geber fortlebt, hat eine tiefere Bedeutung. Abenteuer aber sind selten ergötzlich, und man kann nur dankbar sein, wenn die Helden sich nicht in Gefahren wagen, wo sie der armen Künstlerin Unheilbringendes auf ihr Gewissen laden, wäre es auch nicht ihre Schuld, wenn einer dieser kühnen Herren dabei den Hals gebrochen hätte.

Das Erste was mir nach meiner glücklich zurückgelegten Kunstreise zur Ueberraschung geboten wurde, war, daß man über Nacht meinen Balkon mit den herrlichsten Blumen und Bäumchen

ausschmückte. Es lagen ein paar freundliche Zeilen dabei, die aus keiner deutschen Feder hervorgegangen sein mochten. Vor solcher Romantik aber hatte ich meist einen Todesschreck; denn wenn ich mir den Spediteur dieser reizenden Frühlingskinder auf einer so halsbrechenden Passage denken mußte, so verging mir davor aller Spaß. Doch war hierbei immer noch nicht so viel gewagt worden, als es einmal in Dresden, in Hofrath Meißner's Palais geschah. Dort wohnten wir wie bekannt im dritten Stock, also noch zwei Etagen höher als in Pesth. Eines Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, so recht inmitten der Geisterstunde, wo einem die allermenschlichsten Erscheinungen schon erschreckend genug vorkämen, saß ich noch im Studium meiner Dorothea in Herrmann und Dorothea — beflissen da. Es war in dem mittleren hohen Zimmer, an dessen beiden Seiten das Dach der Mansardenstuben in senkrechter Richtung hinablief. Der runde Vorbau des mittleren Zimmers war von einem schmalen Gesimse wie von einem Gürtel umschlossen, ich dachte weder an Geister, noch an Gespenster, obgleich ich schon längst gerne eines gesehen hätte, auch nicht an Räuber, die sich auch gewiß nicht auf einen so halsbrechenden Weg gemacht hätten, um unsere Habseligkeiten zu erlangen; da hörte ich auf einmal, wie sich etwas an den Fenstern hin bewegte; ich hielt den Athem an, weil aber das Licht vor mir stand, so konnte ich nicht sehen, was an demselben vorgeht, mit einemmal hört' ich ein Geräusch, als bohrte irgend wer am Fensterkreuz. Ich wurde vor Schreck todtenbleich, die Knie zitterten mir, ich wußte nicht, sollt' ich fortgehen oder auf dem Flecke bleiben und der Gefahr in's Gesicht sehen. Aber ich nahm lieber das Licht und eilte so schnell ich nur konnte mit bebenden Schritten in unsere Schlafstube und weckte die Mutter. Diese glaubte mir nicht und lachte mich aus, sagte: „dem Geist will ich doch gleich ins Gesicht sehen.“ Wir gingen erst mit dem Licht an's Fenster, sahen aber weit und breit keinen Geist. Der Mond, der sehr hell

leuchtete, beschien die gegenüberliegenden Häuser. Die Mutter gebot mir, das Licht beiseite zu setzen, im Fall etwa irgend wer auf unsern Dächern nachtwandelte. Ich that es. Als sie den Flügel des mittleren Fensters geöffnet hatte und schon auch den zweiten fassen wollte, bemerkte sie einen großen Kranz, der sich wie ein Schicksalsrad in unsere Stube herein bewegte, kein Geist hätte uns so sehr erschrecken können, als der Gedanke, daß an diesem Kranz vielleicht ein Menschenleben hing. Wir konnten keine Ruhe finden und horchten mit gespanntester Aufmerksamkeit, ob wir keinen Todesschrei, oder den Fall eines Unglücklichen hörten. Aber alles blieb still, nur der Mond warf sein helles Licht an die Fenster der uns gegenüberwohnenden Wittwe des romantischen Wolfsschluchtkomponisten: Karl Maria von Weber. Ich, die nie zu jenen empfindsamen Seelen gehörte, welche an übernatürlichen Opfern Anderer, wenn diese auch mit vollduftigster Romantik gewürzt waren, eine Freude haben konnte, war auch so ärgerlich über den unbekannten Frevler, daß, wäre er mir vor's Gesicht gekommen, so würde ich ihm den Prozeß gemacht haben wegen seiner Tollhäuslerei. Am andern Morgen wurde schon bei Zeiten im Hause Lärm gemacht, der Hausmeister behauptete, es müssen Räuber oder Spitzbuben diese Nacht eingebrochen haben, um ohne Zweifel die Sparkasse der Dienstboten, die im Parterre sich befand, zu berauben; denn die Glasthüre, die in den Garten führte, sei durchgebrochen. Wir dachten im Stillen, ja wenn ihr's nur wüßtet, was das für eine Sorte von Räuber war, allein wir schwiegen ganz still von unserem Schicksalsrad, und ließen geduldig die verschiedenen Wächter, die von Stund an aufgestellt waren, stehen, und dem vermeintlichen Anführer einer Räuberbande auflauern.

Von meiner Pesther Balkonsbescheerung läßt sich nun nichts weiter erzählen, denn wir haben in unserer entfernt gelegenen Schlafstube uns nichts von einem Abenteuer träumen lassen. So viel möcht' ich nur zum Schlusse noch bemerken, daß wenn

irgend einem kühnen Jüngling wieder einmal ein solcher Streich zu Ehren einer Künstlerin durch den Kopf fahren sollte, so möge er nur die Versicherung im Voraus drein nehmen, daß ein solcher Dienst das undankbarste Geschäft von der Welt ist. Ohne Zweifel haben das auch jene Herren, die mir von anderen genannt wurden, eingesehen und sind so artig gewesen, ihre Namen mir zu verschweigen und auf meinen Dank zu verzichten, den ich auch, wie gewiß jedes redliche Mädchen, für tolle Streiche nie hätte ausstreuen mögen.

Das letzte Jahr meiner Engagementszeit in Pesth verflog sehr schnell, ich studirte, wenn es möglich war noch fleißiger als je, um mich für eine größere Reise fertig zu machen, und hatte ja nun auch während des dortigen Aufenthalts durch eine bedeutende Zahl der größten Parthien mein Repertoire vermehrt. Desdemona, Norma, Romeo, Alice, Fidelio, Rosine — Barbier. Armando — Crociato, Arsace — Semiramide, Medea und noch andere hab' ich während der Pesther Studienjahre eingeübt. Ich hatte nun auch bereits aus so vielen Orten Einladungen zu Gastspielen erhalten, daß ich auf ein ganzes Jahr hinaus reisen konnte, um Allem nachzukommen.

Meine Pesther Freunde waren, wie es immer die Freunde sind, vergnügt über die glücklichen Aussichten; sie gaben mir noch unzählige Beweise von aufrichtiger Anhänglichkeit, so daß ich nicht weiß, mit welchen Worten ich ihnen hier danken müßte, um ihren edlen Herzen die gebührende Ehre anzuthun. Die Menschen in ihren liebevollen Gesinnungen betrachteten mich wie ihr Kind und ich kann nicht mehr sagen, wer Alles mir bei meinem letzten Auftreten noch Geschenke und Andenken zugeschickt hat. Auch der Bruder jener Fürstin, deren Bekanntschaft ich in Wien machte, und den ich bisweilen in Pesth in den Gesellschaften der Adligen zu sprechen die Freude hatte, schrieb mir noch vor meiner Abreise, daß wenn ich einmal im Leben der Hülfe eines Bruders bedürfe,

ich seiner gedenken möchte. Es bieten sich aber demjenigen, der seinen Pflichten mit bestem Willen nachzukommen strebt, allezeit redliche Männer zum Schutze dar und sie haben auch mir nicht gefehlt. Doch ist es meine Pflicht, auch jenem menschenfreundlichen, wahrhaft ritterlich gesinnten Ehrenmann für das edle Anerbieten meinen herzlichen Dank auszusprechen. Ist es mir doch eine Freude, sagen zu können, daß es gottlob noch andere Beschützer gibt, als jene sehr zweideutigen, die sich unter einer gewissen Classe nur zu oft finden.

Hätte ich kein höheres Lebensziel im Auge gehabt, so würde es mir in Pesth noch recht lange gefallen haben dürfen, denn angenehmer konnten sich meine äußeren Verhältnisse nicht leicht wohl gestalten. Unter einem Blumenregen schied ich von dem lieben Publikum; mit tausend Thränen verließen wir unsere wollwollenden Freunde, die trauliche Wohnung und die liebe Stadt.

Mehrere Frauen begleiteten uns eine Strecke weit zu Schiffe und so reisten wir den Donaustrom aufwärts zuerst nach Brünn, dann nach Linz, wo ich in beiden Städten mehrere Parthien singen mußte. Alsdann aber zog es uns nach unserer früheren Heimath, nach Theresienstadt. Wie klopfte uns das Herz, als wir die alten wohlbekannten Berge wieder erblickten, bald auch Leitmeritz, und nun unser geliebtes Theresienstadt selbst. Wie die Windsbräute flogen wir die Allee hinaus in die kleine Festung zu unserer Wohnung, zuerst küßten wir die Thüre, an welche die Großmutter stets einen Drudenfuß mit Kreide hinmalte, damit uns die Hexen nichts anhaben könnten; dann gings zu den schwarzen irdenen Ofen, wo inmitten das Lamm mit seinen Fähnchen war; das wir Kinder eine Woche um die andere abwaschen durften. Nun sahen wir noch alle Winkelchen aus, und alle lieben Plätzchen wurden, wenn auch nicht geradezu umarmt, so doch wenigstens mit geistigen Armen umschlungen. Wir hätten

uns vielleicht gar nicht viel daraus gemacht, wenn das Haus über uns zusammengefallen und uns unter seinen Trümmern begraben hätte, so groß war die Freude an die alte in Kinderträumen durchlebte Zeit. Nur das Frohe trat lebhaft vor unsere jungen Seelen, aber der Mutter demüthiges und gerührtes Aussehen erinnerte uns noch an etwas Anderes, und wir gingen mit ihr ganz still den Berg hinter unserm Hause hinauf, knieten nieder, und dankten dem lieben Gott für Alles, was er uns bisher schickte. —

Was hätten wir darum gegeben, wenn wir auf dem Wege durch die Allee noch einmal jenem edlen Fürsten begegnet wären! Auch der General war nicht mehr zu sehen. Nur die Wittwe jenes braven Schulmeisters sahen wir noch. Hätte ich nur die segensreiche Macht einer wohlthätigen Fee gehabt, wie glücklich würde ich diese Frau gemacht haben! aber uns armen Menschen ist stets das Herz zu voll und die Hände sind oft nur zu leer. Doch suchte ich ihr nach Kräften Freude zu bereiten. Mein Mütterchen nahm sich vor, dort bei einer ihrer Schwestern so lange zu bleiben, bis ich im Stande sein würde, selbst ein kleines Eigenthum irgendwo anzukaufen. Ich aber folgte in Begleitung meiner Schwester einer Einladung nach

Nürnberg.

Die Tour von Leitmeritz aus war anfangs nicht sehr ergötzlich; je mehr man sich dagegen Teplitz nähert, um so majestätischer erheben sich die Gebirgsriesen vor dem erstaunten Blick. Dort hätte ich mir wohl einmal eine Heimath gründen mögen. Die Mutter, die uns bis Teplitz begleitete, war auch ganz damit einverstanden, es fehlte uns nur Etwas vom Nothwendigsten, sonst würde eine Villa Schebesta bei Teplitz bald entstanden sein; ein kleines Kapital hatten wir schon gesammelt, und gar zu gerne

hätte ich die Mutter in einem eigenen Häuschen gesehen. Wir nahmen uns vor, einige Tage in Teplitz zu verweilen, um uns ein wenig umzusehen und zu erfahren, wie hoch ein kleines Anwesen in diesem kostspieligen Badeort zu stehen käme. Der Zufall wollte es nun gerade, daß in der Umgegend, in Maria Schein, ein — Palais zum billigen Verkauf feilgeboten war. Sehr begreiflich, daß mir bei der Aussicht auf ein billiges Palais der Kopf wirbelte, ich konnt' es kaum erwarten, bis die Mutter, der es bei dem Gedanken an ein so glänzendes Besitzthum eher zu schwindeln schien, mit uns zur Besichtigung hinaus ging. Es war ein wundervoller Morgen. Die Wiesen und Felder, welche wir von Teplitz aus zu passiren hatten, sahen mit feuchten Aeuglein nach der lieben Sonne empor, denn es hatte kurz vorher ein wenig geregnet. Wir mußten uns meist links halten und hätten wir nur Stelzen zur Hand gehabt, wir wären geradeaus durch die hohen Graspartien, und gewiß noch viel schneller, unserem Ziele zugewandert. Der Himmel hatte sein blaues Festkleid an und die liebe Sonne zeigte uns das Besitzthum in höchster Herrlichkeit. Von weitem schon glitzerten uns die hohen Fenster des bezaubernden Feenpalastes entgegen. Das Haus lag auf einer Anhöhe, zu dem ein großer Garten hinaufführte. Unten an den beiden Seiten des großen eisernen Gitterthores standen zwei kleinere Gebäude. Der Aufseher des Gutes rieth uns beim Anblick derselben auch gleich: daß wir am klügsten thun würden, das eine dieser Häuschen dem Gärtner oder Oekonomieverwalter einzuräumen, das andere aber zu einer Art Magazin zu verwenden; so hab' es die frühere Herrschaft ebenfalls gehalten. Es wurde uns nun das große Thor geöffnet, obgleich auch noch zwei Seitenpförtchen da waren. Ich weiß nicht, war es reine Freude über das schöne Anwesen, die mein Inneres fast zusammenpreßte oder war es eine Art Ringen nach geistiger und Gewissensfreiheit, das sich gegen das eitle Ding

wehrte. Obgleich ich vorerst nur ein Viertheil an diesem Besitzthum hätte bezahlen können, so würde das doch gar nichts zu sagen gehabt haben; der Verwalter wäre auch zufrieden gewesen, wenn wir es mit Schulden angenommen hätten; nach einem Jahr, meinte er, brauchten wir erst noch das Uebrige nachzuzahlen. Allein dabei wäre uns allen doch nicht ganz wohl geworden, obgleich das Ganze gar zu verführerisch aussah. Wir gingen die breiten Wege längs den Garten hinauf, der von einer hohen Mauer ringsum eingefaßt war. Die schönen und Nutzen bringenden Anlagen hätten die Mutter schon verlocken können, hier zu bleiben. Nun ging es die breite Treppe hinauf in das Palais. Die Stuccaturen des Stiegenhauses, sowie des Saales und der übrigen großartigen Apartements waren mitunter schon sehr an die Gränze irdischer Vergänglichkeit angelangt. Die verschiedenen Herren und Damen, die im Zopfstyl gemalt mit großen runden Augen, vollen Wangen und mit sehr wohlgenährten Büsten die Wände schmückten, würden vielleicht noch manchen Zuschauer bezaubert haben. Der Mutter aber und uns beiden waren diese in so materiellen Reizen strotzenden Damen und die geharnischten Ritter, die in gewaltiger Rüstung mit weitgeöffneten Augen uns anglotzten, gar zu prunkend; auch wären diese stattlichen Augenbesitzer sammt ihrer glänzenden Ritterlichkeit über kurz oder lang uns doch recht hölzern und langweilig vorgekommen. Das Bedenklichste waren der Mutter die verschiedenen Sprünge an den Plafonds und die gar zu unheimlich großen Zimmer, die ja Fenster hatten, das drei Leute neben einander hätten aus und ein spazieren können. Der Himmel war nun zwar bei alledem über meinen Wünschen noch nicht eingefallen, allein bei dem Gedanken, daß der Plafond über dem Haupte meiner geliebten Mutter doch einmal einstürzen könnte, und daß auch wohl allerlei ungebetene Gäste sich bei Nacht und Nebel einfinden und die einsame Frau berauben oder gar tödten

können, rückten meine allzuromantischen Wünsche sehr bald in weitere Ferne hinaus. Und so schieden wir zwar mit schwerem Herzen, aber in der Hoffnung, daß ja gewiß auch noch im nächsten Jahr, wenn auch nicht gerade dieses Palais, so doch irgend ein anderweitiges Häuschen zur Freude meiner Lieben sich finden lassen wird; und bis dorthin hofft' ich schon ein sehr wohlhabendes Mädchen zu sein. Denn wenn ich erst einmal in Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe, Kassel u. s. w., wohin ich überall Einladungen hatte, gesungen haben werde, dann kann es mir gewiß ein Leichtes sein, den Meinigen so ein Besitzthum anzueignen, so dacht ich. Allein die meisten Hoftheater-Intendanzen haben mich nicht so großartig honorirt, als sie es wohl bei jenen Primadonnen zu thun bereit sind, die oft mit den kühnsten Ansprüchen und mattesten Erfolgen ein- und abgezogen sind. Man gab mir an genannten Hoftheatern für jeden Abend, wo ich sang, zehn bis dreizehn Louisd'or, und wenn's hoch kam für die sechste Rolle die Hälfte der Einnahme einer Benefice. Während doch die Zuschauerräume bei meinen Gastspielen, selbst bei erhöhten Preisen meist so überfüllt waren, daß sich Zuhörer sogar an dem bescheidenen Plätzchen einer Eingangsthüre begnügten. Befragte ich mich alsdann, warum sie mich denn so kärglich bedenken, da sie andere doch weit honneter belohnen für die oft so magere Ernte, welche jene der Hoftheaterkasse bereiteten, so hieß es, daß diese Damen alsdann mit etwas renomirt haben müßten, was ihnen nicht geworden sei. Je nun, mir war das bischen Honorar so weit genügend, obgleich ich es nicht mehr als billig gefunden hätte, wenn man bei meinen Gastspielen nicht nur das Wohl der Theaterkasse, sondern auch das meine ein wenig mehr berücksichtigt haben würde. Denn wer auf anständige Weise viel gereist ist und viel in Gasthöfen gewohnt hat, wird wohl wissen, welche Rechnungen einem da gemacht werden und daß man schon viel einnehmen muß, um nur mit Ehren durchzukommen. In

Nürnberg war man in dieser Hinsicht eigentlich viel großmüthiger, und ich sang dort nicht nur zum bedeutenden Nutzen der Direktionen, sondern auch zu dem meinen, gab dort alle Jahre von 1836 bis 1842 eine große Anzahl von Darstellungen, die sich im letzten Jahr sogar bis auf zwanzig Gastspiele erhöhten, was noch keiner jemals widerfahren ist. Vielmehr weiß man Beispiele, daß auch die berühmtesten Nachtigallen oft schon bei der dritten Vorstellung ihr Honorar kaum ersungen haben.

Ich gehörte im Punkte der Geldspekulation noch zu den völlig unmündigen Kindern und bin es leider bis zum Schlusse meiner künstlerischen Laufbahn geblieben, ich nahm eben, was man mir zutheilte, und war stets zufrieden mit dem, was ich empfing. Mir war das schon genügend, wenn man mich nur gerne, lange und oft wiederzusehen verlangte und diese Freude wurde mir fast aller Orten.

Kaum waren wir in Nürnberg angekommen, so erreichte mich ein Engagements-Anerbieten der italienischen Operndirektion von Wien. Von einem italienischen Kontrakt hat man im Allgemeinen wohl keinen Begriff, die Deutschen müßten sich meines Erachtens weit eher schämen, ihre Sängerinnen gleichsam als Postgaul in Italien zu wissen, als daß sie es unter solchen Zumuthungen für eine Ehre halten, dort engagirt zu werden.

Kontrakt.

Die Administration des k. k. Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore und der k. k. Redoutensäle, unter dem Pachte der Herren Carlo Bolochino und Bartolomeo Merelli, einer Seits, und Signora Agnes Schebest anderer Seits, haben gegenwärtigen Kontrakt festgesetzt, und, doppelt im Original ausgefertigt, unterzeichnet, daß dessen Gültigkeit, wo es immer sei, in bester Form Rechtens zu bestehen hat.

1. Signora Agnese Schebest verpflichtet sich, in der Eigenschaft einer ersten Sängerin zu singen und zu spielen, in allen Opern, Oratorien, Cantaten u. s. w. sowohl in italienischer, als in deutscher Sprache, welche ihr von der Administration zugetheilt werden, auch auf Verlangen der Administration, in männlichem Costüme, bei allen Proben und Vorstellungen, zu welchen die Administration sie berufen läßt, pünktlich zu erscheinen und alle ihr nach ihren Eigenschaften zugetheilten Parthien zu übernehmen und mit dem größten Fleiße auszuführen. Sie verpflichtet sich auch, sowohl in dem k. k. Hoftheater nahe dem Kärnthnerthore, den k. k. Redoutensälen und jedem andern k. k. Orte Dienste zu leisten.

2. Die Administration bezahlt Signora Agnese Schebest für die genaue Erfüllung aller in gegenwärtigem Kontrakte enthaltenen Verpflichtungen zwei tausend sechs hundert Gulden CM. = 2600 fl. und eine halbe kostenfreie Beneficevorstellung, welche Summe in neun gleiche monatliche Raten getheilt, am Ende jeden Monats, gegen klassenmäßig gestempelte Quittungen bei der Theaterkasse zu erheben ist.

3. Signora Schebest wird von ihrem Kunsttalente weder an öffentlichen noch an Privatorten, während der Dauer des gegenwärtigen Kontraktes Gebrauch machen, ohne vorher die schriftliche Bewilligung der Administration hierzu erhalten zu

Traduzione.

L'amministrazione dell' I. R. Teatro di Corte alla porta d'Italia e delle I. R. Sale del Ridotto sotto l'impresa delli Sig. Carlo Bolochino e Bartolomeo Merelli d'una parte e Signa. Agnese Schebest dall' altra hanno convenuto e stipulato il presente contratto fatto in doppio originale, da valere in ogni miglior modo, ed ovunque sia a senso di legge.

1. Signora Schebest si obbliga nella qualità di prima cantante per cantare e recitare in tutte le opere, oratori, cantate etc. tanto in lingua tedesca che italiana, che le Si ordineranno, essequendo quelle parti che le verranno destinate, e vestendo anche all' occorrenza l'habito civile — ed agire puntualmente in tutte le prove e Rappresentazioni che veranno ordinate dal appalto, d'accettare tutte le parti che saranno destinate nella sua qualità, d'eseguirle coll massimo impegno tanto nell' I. R. Teatro di Corte alla porta d'Italia che nelle I. R. Sale del ridotto ed altri luoghi I. R.

2. In compenso e corrispettivo d'ogni obbligo assunto col presente contratto, l'amministrazione dell' su indicato I. R. Teatro pagherà alla Signora Agnese Schebest fiorini fini di Mta: di Convenz: Due Mille seicento 2600. = piu mezza Serata franca di Spese — la qual somma sarà divisa in nove eguali partici rate mensili da percepirsi alla Cassa della Amministrazione verso quitanza bollata.

3. Signora Schebest non potrà mai far uso de suoi talenti inalcun altro luogo nè pubblico nè privato per tutto il tempo della durata del presente contratto senza prima avere ottenuto dall' amministrazione il permesso in iscritto

haben. Sie erklärt auch, keine andere Verpflichtungen, wodurch der gegenwärtige Kontrakt verletzt und ungültig gemacht werden könnte, abgeschlossen zu haben.

4. Signora Schebest verpflichtet sich, an sämmtlichen Partheien, die ihr wie §. 1 bestimmt, von der Administration zugetheilt wurden, weder Zusätze und Abkürzungen, noch Veränderungen, von welcher Art diese sein mögen, vorzunehmen ohne Bewilligung der Administration.

5. Die Administration liefert eine anständige Garderobe, deren sich der Künstler ohne Widerrede zu bedienen hat. Der Künstler verpflichtet sich, das Gelieferte zurückzustellen, oder den Werth des Nichtzurückgestellten der Administration zu ersetzen.

6. Der Künstler verpflichtet sich, selbst auf seine eigenen Kosten die moderne französische, und vollständig kleine Garderobe ohne Ausnahme zu bestreiten. Die Administration wäre im Gegentheil berechtigt, das Fehlende auf Kosten des Künstlers herbeizuschaffen.

7. Er verpflichtet sich auch, allen bereits bestehenden, und noch zu erlassenden Theatergesetzen und Anordnungen sich zu unterwerfen.

8. Gegenwärtiger Kontrakt dauert für neun Monate; er beginnt mit dem 1. Juli 1836 und endet mit 1. April 1837; doch behält die Administration sich das Recht bevor, ihn für ein weiteres Jahr, das ist hier dieselben neun Monate, zu verlängern; mit einer Zulage von 400 — vierhundert Gulden CM.: so daß sie im zweiten Jahr 3000 fl. CM. und eine halbe kostenfreie Beneficevorstellung wie im ersten Jahr zu beziehen hat — oder auch ihn nach einer vorher erfolgten Kündigung von vier Monaten lösen zu können, nach ihren Verhältnissen mit der hohen Staatsverwaltung. Im Falle, daß die Künstlerin erkranken, oder sonst unfähig werden sollte, ist die Administration nach dem Verlaufe von zwei Wochen berechtigt, die Bezahlung der Gage einzu-

dichiara inoltre di non aver fatta altra scrittura anteriore alla presente con cui potesse essere leto e reso illusorio il presente Contratto.

4. Nelle parti che l'amministrazione destina all' artista come detto nell' art. 1 con aggiunte, diminuzioni ed altro, l'artista non potrà mai fare il benche minimo cambiamento senza averne ottenuto il consenso dell' amministrazione.

5. L'appalto somministra al artista un vestiario decente, ed egli dovrà servirsi di questo senza alcun riclamo, coll' obbligo della restituzione, o del pagemento del valore degli ogetti non restituiti.

6. Dovrà l'artista fornirsi a proprie spese del moderno vestiario cosi detto alla francese e di tutto il piccolo vestiario indistintamente esclusa gualunque eccezione, e potendo l'amministrazione, in caso di mancanza provederli a spese d'esso artista.

7. L'artista si obliga di uniformarsi ai regolamenti teatrali in vigore e deispeciali che venissero emanati in apresso.

8. Il presente contratto vale per nove mesi incomincia col 1. Luglio 1836 e finisce al 1. April 1837 ma rimane il diritto all' amministrazione di prolungarlo per altro anno cise p: gli stessi nove mesi pel secondo anno l' onoràrio della Signora Schebest sera aumentato di quattro cento fiorini e cosi portetro — tre mili fiorini Mta. di Convenz oltre la mezza serata, come al primo anno, e di annularlo, previo una denunzia di mesi qualtro riservandosi con cio l'amministrazione i patti stipulati col' I. R. Governo; ed in caso di malatia dell' artista o d'altro caso impreveduto in cui egli fosse impedito di prestare servigi per lospazio di due settimane. l'amministrazione sarà autorizzata di sospendergli

stellen bis zu dem Zeitraume, wo die Künstlerin ihre Dienstverrichtung wieder übernehmen kann.

9. Der Administration steht das Recht zu, Signora Schebest reisen, und auch auf Theatern außer Wien wirken zu lassen, nur gegen Ersatz der Reise- und Wohnungskosten und unter Aufrechthaltung aller in dem gegenwärtigen Kontrakte vorkommenden übrigen Bedingnisse und Verpflichtungen mit Ausnahme der casi fortuiti nach dem Landesgebrauche.

Zur Versicherung der genauesten und pünktlichen Erfüllung des gegenwärtigen Kontraktes haben beide contrahirende Theile den doppelt in Original ausgefertigten Kontrakt unterzeichnet, mit persönlicher Dafürhaftung und unter Verpfändung ihres Vermögens.

Wien, den 31. Mai 1836.

Solche Kontrakte pflegt man in Italien zu machen, um ein junges Talent, das da erst in die Welt hinein guckt, sogleich wie eine Citrone auszupressen, oder wie eine Sklavin an ihren Willen zu ketten. Ich antwortete jenen Herren, daß ich mir das Meisterstück ihres Kontraktes zum Andenken behalten, ihn zu unterschreiben aber bleiben lassen wolle.

Zu alledem sind diese Leute auch noch so schlau, die Künstler bisweilen zweierlei Kontrakte unterschreiben zu lassen, wie man späterhin aus einem venetianischen Brief ersehen wird. In dem Schein-Kontrakt wird alsdann eine unerhörte Summe ausgesetzt, um dem Publikum es schwarz auf weiß zeigen zu können, wie kostbar die Genies einem so aufopferungsfähigen Entrepenneure zu stehen kommen, wie ihm aber nichts zu theuer ist, um seinem Publikum eine Freude zu bereiten.

---

la paga sintanto che avrà riacquistata la capacità di riassumere i sopra espressi suoi obblighi.

9. Resta in facoltà dell' amministrazione di far agire la Signora Schebest in altri teatri anche fuori di Vienna provio il solo compenso al detto artista delle spese di viaggio e d'alloggio, e ben inteso, fermi egualmente tutti li soprascritti suoi obblighi a fermi i casi fortuili relativo alla piazza in ecci agira.

In conferma e per l'esatta esecuzione d'ell presente contratto fatto in doppio originale, le parti si sottoscrivono, ed obbligano le rispettive persone e beni in fede.

Bartolo Merelli
E. Balochino.

Meine Gastspiele in Nürnberg gingen mit den glänzendsten Erfolgen von statten und ich weiß gar nicht mehr, wie oft und wie viele Kränze, Gedichte, Ständchen und Ehrenbezeugungen aller Art die lieben Nürnberger über mich hingestreut haben, nur das weiß ich, daß es mir bei ihnen gleich anfangs schon so heimlich und traulich wurde, daß der Entschluß in mir immer mehr zur Reife kam, dort mein beständiges Asyl zu gründen. Es geschah das auch schon im Jahre 1837.

Wen wird nicht die treuherzige, biedere Gemüthlichkeit, die gesunde Kernhaftigkeit, wie sie dort im häuslichen Leben so wie in der Kunst herrscht, bis ins innerste Herz hinein erfreuen? Wer könnte die edlen Männer und Frauen der wohlbekannten und allgemein verehrten Familien von Tucher, von Plattner, von Führer, von Holzschuher und noch viele andere vergessen? In den gastfreundlichen Häusern des Herrn Direktor und Professor Heideloff, dessen Schwager Consul Bartels, so wie auch in der lieben Familie des musikalischen Eisenbahndirektors und Buchhändlers

Herrn Mainberger wurden wir endlich so einheimisch, daß wir von den biederherzigen Menschen die aufopferndsten Beweise von Freundschaft empfingen.

Dort wurde ich auch mit dem jetzt in München lebenden Friedrich Wagner, dessen Werke die Freunde gediegener Kupferstiche hinlänglich kennen, bekannt. In seinem Hause wie in seinem Atelier wurden wir stets in den Geist jener guten alten Zeit versetzt, wo es den Männern um ein künstlerisches Streben und stilles ernstes Sinnen mehr zu thun war, als um einen Schwall von vielen hochklingenden Worten. Er wie seine kunstsinnige Frau waren so aufopfernd, daß ich ihnen unendlich viele Aufschlüsse über die Entstehung und Schönheiten der alten Meisterwerke zu verdanken habe. Derselbe führt uns auch durch seine Scenen aus Nürnbergs alter Künstlerwelt, die er mit den selbstgestochenen Bildnissen der berühmtesten Meister ausschmückte, gar sinnig in ihre naiven Weisen und Familienverhältnisse ein. Diese Scenen, die sich auf der Bühne sehr gut darstellen ließen, schildern das Künstlerleben des Albrecht Dürer, Adam Kraft, Peter Vischer und Veit Stoß. Sie sind erschienen im Verlag von Konrad Geiger zu Nürnberg, 1852.

Man hat wirklich vollauf zu thun, um in acht Tagen nur Nachstehendes zu besehen: Die Sebalduskirche, Morizkapelle, Frauenkirche, Spitalkirche, Lorenzkirche, Jakobskirche, Egydienkirche, die Euchariuskapelle und die Burg. Dann das germanische Museum in dem schönen Petersen'schen Hause, das Tucher'sche Haus, Grübels Haus, Dürers Haus, das nassau'sche Haus, Kötzels Haus, das Waisenhaus, das Rathhaus; dann den schönen Brunnen, alsdann das berühmte Gänsemännchen. Auch noch das Landauer Kloster, die Kunstgewerbschule, Hertels Sammlung, Haufs Sammlung, der Johanniskirchhof, der Rochuskirchhof, müssen genannt werden; man hätte hier schon viel, aber noch immer nicht Alles gesehen. Sieben steinerne Brücken

führen in der Stadt über die Pegnitz. Die Fleischbrücke soll nach dem Muster der Ponte rialto in Venedig entworfen sein, freilich hat der Fluß hier nichts gemein mit jenen imponirenden Lagunen, und er kam durch Schiller demüthigend genug weg, der ihn mit seiner Xenie nicht ganz unwahr so schilderte:

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Ich will aber, damit die hypochondrische Frau Pegnitz aus Herzeleid nicht gar tiefsinnig wird, ihr zum Troste versichern, daß man in Stuttgart (der Hauptstadt von des Dichters Heimath) nichts von einer Ponte rialto à la Nürnberg gebaut hat, um sich vor der stürmenden Macht eines Nesenbachs zu schützen. Der fließt oft noch ganz anders einher! —

Es wird mir gewiß Niemand zumuthen, daß ich mich nach all den 35,208 Bänden der Stadtbibliothek, von denen 15,000 der Philologie, Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin angehören, hätte umsehen sollen, oder daß ich mich in die Studien der verschiedenen Foliobände des hebräischen Codex, sowie in diejenigen der griechischen und lateinischen Klassiker vertiefen hätte müssen? Ich ließ das wohlweislich bleiben und werde es auch künftighin so machen, obgleich mir jüngst eine Engländerin versicherte, daß sie auch diese Bücher durchsehen würde. Je nun, auf das Durchsehen hätte ich mich allenfalls auch einlassen können. Ich meines Theils war aber schon froh, daß ich hier meinen alten Quintilian, den ich auf einer spätern Reise durch Schwaben verlor, bei einem verehrten Freunde, dem Philologen Herrn Professor Mayer, in deutscher Uebersetzung wieder fand. Ich dachte: was braucht der Herr Professor meinen Quintilian? den stehl ich, und hab ihm das Buch auch richtig durch eine stehlende Manier abgeführt.

Von den Hauptzierden Nürnbergs sind auch die gewöhnlichen Wochenmärkte zu nennen. Ich war nun doch zu allen

Zeiten dort, und immer sah ich sie im schönsten Schmucke prangen, im Frühlings-, im Sommer- und im Winterkleide, stets aber in reichster Schönheit. — Die Hausfrauen gehen dort meistens selbst auf den Markt, aber ohne Spitzenschleier und befranzte Mantillen, wie ich sie späterhin anderen Orts gesehen habe, wo der äußere Staat der Einkäuferin zu dem dürftig bestellten Magdkorb in einem mißlichen Verhältniß stand. Man wird mir auch glauben, daß ich als Künstlerin nicht so viel freie Zeit fand, um mich den Markteinkäufen widmen zu können, doch bekam ich bisweilen ein rechtes Verlangen nach dem Anblick solcher Bescheerung, wenigstens in jenen Zeiten, wo ich nichts Nothwendigeres zu thun hatte, und wo ich nicht als Gast auf der Bühne, sondern nur als Tochter bei der geliebten Mutter war, was bisweilen im heißen Sommer geschah, wo in Nürnberg und in den meisten Städten die Bühnen geschlossen sind, ich aber auch keineswegs Lust dazu empfand, in so heißen Tagen hochtragische Leidenschaften zu spielen. Da sahen wir die tausend reinlichst und appetitlichst hergerichteten Gegenstände und hinter ihnen die freundlichen Landleute, die durch ihr gutmüthiges Zusprechen und Anpreisen der Waaren beinahe Anlaß geben, den ganzen Kram zu kaufen. Wie verlockend sieht das schmucke und gesunde Geflügel aus, dann die schön arrangirten Gemüse, und wie musterhaft reinlich ist der lange Corso von Fleischbänken! Vom Anblick dieses Marktes waren nicht nur wir, sondern auch alle Fremden stets höchlichst entzückt. Auch der aller Welt bekannte und von aller Welt geliebte schwäbische Dichter Justinus Kerner war es, so daß er, aber nicht wie jeder Fremde thut, der kein Dichter ist, sich sogar verleiten ließ, eine ganze Kiste voll Gemüse einzukaufen, die er seiner geliebten Frau zur Ueberraschung nach Weinsberg schickte. Als Dichter und Gatte vergaß er, die Kiste zu frankiren, und seine liebe Frau dachte beim Anblick derselben nicht anders, als daß für das viele Porto, welches die inhaltsschwere

Emballage gekostet, gewiß irgend ein prachtvolles Alterthum ihr trauliches Stübchen zieren soll. Er hatte unter den schönen Alterthümern von Nürnberg noch lieber der schönen Werke des gütigen Schöpfers gedacht und grüne Meisterstücke seiner Natur, seine Gewächse für seine stets gastliche Tafel einpacken lassen, nur leider wieder nicht erwogen, daß Alles seine Grenzen und äußersten Höhepunkt hat, auch die Karviolrosen, die Kohlbrockerln ꝛc. Sie waren welk, als endlich die Kiste glücklich geöffnet war.

Die kleinen Ausflüge in der nächsten Umgegend und nach Fürth sind allerliebst, wenn es auch Leute gibt, die da, wo keine Gebirge stehen, Bergpartien machen wollen, und da, wo Berge sind, Feldwege suchen, nur um über unsers Herr Gotts Einrichtung raisonniren zu können. Wer aber erstere aufzusuchen Lust hat, der fahre auf der Eisenbahn nach Forchheim, und von da im Omnibus nach Muggendorf und Streitberg. Dort wird er reizende Bergwege machen können. Wie oft waren wir da, bisweilen sogar monatweise, in solcher Zeit und in solcher Disposition, wo Andere Badeorte aufsuchen, um sich zu erfrischen. Dort war Alles zu finden, was man in keinem Badeort suchen darf, ländliche Stille, Ruhe und Abgeschiedenheit von gelben Glacehandschuhträgern, von spitzenbehangenen, oder umher lorgnettirenden Todeskandidaten. Außer meiner Mutter und meiner Schwester, die abwechselnd bei mir waren, gesellte sich auch die Frau unsers stets lustigen und lebensfrohen Doktor S. zu uns, der auch selbst oft, wie vom Wind hergeblasen, zu unserer Erheiterung erschien und zu Ausflügen anregte. Bisweilen sah man auch liebe Befreundete oder Fremde, die wegen der bekannten Tropfstein- oder Thierknochenhöhlen sich dort einige Tage aufhielten, oder Poeten, mit der Absicht, ihren Lesern Wunder zu erzählen von Dingen, die sie erdichtet haben; (die Erlebnisse mit den persönlichen Begegnungen waren dort nur etwas kärglichen Inhalts.) Von Erlangen kam vielleicht hie und da ein Gelehrter, oder ein Student, weniger des

Philosophirens, mehr der guten, ja ausgezeichneten Forellen und Aale wegen, welche man dort bekommt.

Der Wirth war ein Mann, dessen breiter Rücken und dicker Kopf für die Fenster seines Hauses viel zu kolossal waren; denn obgleich sein Haupt dicht über dem Rücken saß und von einem Hals keine Spur zu sehen war, so konnte er sich doch nur zur Hälfte durch die bescheidenen Fensteröffnungen drängen, wenn er uns seinen Morgengruß mit einer wahren Froschstimme zurief. Der Hirt, mein Freund, der es bald weg hatte, daß er der Mann war, der das rechte Mittel besaß, um unsre Lebensgeister von allen Träumen zu entfesseln, begann stets seine Morgenserenade ohnweit unsrer Fenstern: bevor er an die verschiedenen Gemächer seiner Lieben zog, um dieselben auf die Weide zu bringen. Sein Tonansatz hatte zwar keinen klassischen Styl; denn um jene Tonstufe zu erreichen, wohin sein Gefühl zielte, rutschte er jedesmal in einen chromatisch-chaotischen Lauf eine ganze Quinte durch hinauf.

Vielleicht war dieser Gefühlsausdruck im Muggendorfer Hirtenstyl.

Nachdem er die Runde durch das Dorf gemacht hatte, folgten auch wir seinem Ruf und zogen bisweilen mit ihm hinter den Seinen den Berg hinauf, während man uns im Dorf das Frühstück bereitete. Nachmittags gingen wir bisweilen mit Begleitung eines im Fremdenführerdienst eingeschnürrten Improvisators zur Berghöhlenschau. Am besten gefiel es mir immer in der Tropfsteinhöhle, wo uns der Führer nie zu sagen vergaß: „dieser allmälig hohe Kegel entstand aus einem einzigen Tropfen, hier sehen sie auch den großen Helden, der sammt seinem Hütlein aus lauter Tropfen entstanden ist.“ Gewöhnlich klimperte er dann auch noch einen Reim hintendrein, damit die Sache eine noch höhere poetische Bedeutung gewinnen sollte. Uns aber erschienen all' die wunderbaren Naturerscheinungen so unbeschreiblich imponirend, daß wir fast davor erschrocken sind und nur mit stiller Scheu

sprachlos an ihnen hinauf blickten. Alle diese vorweltlichen Höhlen enthalten eine Menge Knochen und Riesengerippe von Thieren der Urwelt. Manche liegen schichtenweise in den Gesteinen, Andere lose am Boden. Die Geilenreuther Höhle besteht aus sechs bekannten Abtheilungen; je tiefer man in dieselbe eindringt, desto stärker wird der Modergeruch. Tiefe Schichten von Modererde, die durch die Verwesung wilder Thiere entstanden, geben einen verpönenden Geruch von sich. Die Thiergerippe sollen dem Tiger, dem Elephanten u. s. w. gleichen, sind aber meistens alle zwei bis dreimal so groß. — Unter der Erde ist und bleibt es unheimlich und wir gingen immer wieder am liebsten auf die grünen Bergeshöhen hinauf, wo sich die ganze Seele im Einathmen der köstlichen Bergluft badet. Von den vielen Ruinen, welche sich da und dort auf stolzen Felsenspitzen erheben, wußte unser sagenreicher Improvisator vieles zu erzählen.

Streitberg wie Muggendorf soll jetzt zu einem förmlichen Kurort erhoben sein, wo man Molken und Kräutersäfte bekömmt, aber nun leider auch Glacehandschuhen begegnet. O, traurige Eitelkeit, die selbst dahin ihr Glace mitnimmt, wo die Menschen um Alles in der Welt das Schaafs- und Ziegenleder abstreifen, ihre Brust aber frei machen sollten, um all die gesunden und erfrischenden Eindrücke der lieben Natur recht innig in sich aufzunehmen. Wir kamen stets unbeschreiblich erquickt von Muggendorf zurück, wo wir wie die Kinder losgelassen waren und auch alle möglichen Kindereien ausführten, auf die so ein glacirter Mensch gar nicht mehr kommen könnte. In einer alten Pfarrerskutsche, über deren Grundfarbe die Naturforscher nie einig geworden sind, die weder einem Thurm, noch einem Haus zu vergleichen und auf vier hohen Rädern einherschnappte, fuhren wir damals, wo es noch keine Eisenbahnen gab unter großem Jubel zurück nach Nürnberg. Dort hatten wir an der Stadt immer genug zu sehen, und wurden auch durch liebe

Freunde bisweilen zu Landpartien eingeladen, oder durch unsern guten Doktor S., der sich späterhin auch als Pfleger meiner kleinen Baarschaften annahm, hie und da nach Fürth hinausgelockt, mehr geschah nicht zur Erholung und Zerstreuung.

Da wir so oft nach Nürnberg zurückkehrten, so drängte ich hier einige Erlebnisse aus verschiednen Zeiten in wenigen Spalten zusammen, um nicht immer wieder das Büchlein mit kurzen Sätzen, Nürnberg betreffend, unterbrechen zu müssen. Indessen will ich zum Schlusse meiner glücklich beendigten Gastspiele im Frühjahre 1836 zurückkehren, und wenn ich all' der empfangenen Liebesbeweise bis zum Jahre 1842 nicht ausführlich gedenke, so mag man es mir hier wie auch anderen Orts nicht als Undankbarkeit auslegen, wohl aber als eine gewisse Scheu vor dem Vorwurfe übelwollender und mißgünstiger Leute, die es mir als Eitelkeit und Prahlsucht deuten könnten, wollt' ich alle schönen und ehrenden Beurtheilungen, so wie alle dichterische Ergießungen anführen, die mir überall geworden sind, und die ja auch für sich allein schon ein ganzes Buch ausmachen würden. Unter einem Regen von Blumen und Gedichten schied ich von dem lieben Nürnberg, und folgte zunächst der Einladung nach

Karlsruhe.

Diese Stadt machte auf uns den Eindruck eines propren deutschen Fräuleins, das durch elegante Chaussure, durch ein weites Kleid und modeste Haltung ihres ganzen Wesens sich nur in bescheidenen Manieren zu präsentiren sucht. Die schönen Trottoirs und Straßenpflaster, die langen Gassen mit ihren netten, aber meistens ein- bis zweistöckigen Häusern, die innere Eleganz derselben, alles das stimmt mich zu dieser Bezeichnung; und wie die Stadt, so behaupten auch die meisten Einwohner, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, denselben Charakter der

Wohlanständigkeit, der geschmackvollen Zierlichkeit, aber nicht minder einer rührenden Zuverlässigkeit ihrer biederen Gesinnungen.

Unbeschreiblich wohl that es mir, nach langer Entbehrung wieder einmal vor ein tüchtiges, wohl organisirtes, präcis in einander wirkendes Orchester treten zu dürfen, dessen Oberhaupt der energische, umsichtsvolle und in jeder Hinsicht gediegene Kapellmeister Strauß war. Schon auf den Klavierproben bemerkte ich ein zartes sich Hineinfühlen in meiner Auffassungsweise; er hätte das charakteristische eines Recitatives, einer Cantilen oder eines Allegros durch irgend ein vorlautes oder lahmes Accompagnement mir um alles in der Welt nicht zerstören lassen mögen und dieses feinfühlige Ineinanderwirken hab' ich außer bei den Orchestern der Herren Kapellmeister Lindpaintner in Stuttgart und Franz Lachner in München kaum noch irgend wo in so hohem Grade wieder gefunden; diesen Herren, so wie unserm vortrefflichsten Kapellmeister Reißiger in Dresden schien es fast gleich bedeutend zu sein, ob sie eine Musik von X. oder Z. vor sich hatten; sie schenkten jeder Theilnahme und Aufmerksamkeit, wenn auch gewiß jeder dieser Herren ein solcher Feinschmecker ist, daß ihm auch der vortrefflichst zubereitete Spatz nie wie ein Fasan schmecken wird. — Kreutzer gehörte wohl auch zu jenen Männern, allein er mußte Gott danken, wenn er nur die allernothwendigsten Mitglieder in seinem Orchester für eine oder die andere Vorstellung glücklich bei einander hatte, von einem innern Verständniß des Dirigenten oder gar einer geistigen Behandlung der musikalischen Vorlagen konnte bei solchen Nothhelfern, selbst bei allem Fleiß und dem besten Willen, denn doch wohl nichts Vollkommenes geleistet werden.

Bei andern berühmten Kapellmeistern bemerkte ich oft eine so strenge Vorliebe für deutsche Musik, daß es mir für meine Pflegekinder, der Neuitaliener, deren ich mich doch auch annehmen mußte, oft ganz angst und bange wurde. Die Orchester-

mitglieder hatten alsdann kaum den Muth, ihre Aufgaben mit Pietät zu behandeln, wenn so ein Maestro die Achseln zuckte, sie leierten und dudelten oft wie absichtlich die Melodien recht abgeschmackt und geistlos herunter, wozu jedenfalls weniger gehörte, als hätten sie das Gegentheil fördern wollen. Ja, wenn nur nicht alle unsere vorzüglichsten Kirchen- und Opern-Componisten recht fleißig bei den alten Italienern in die Schule gegangen wären, und die besten deutschen Werke in ihren Grundzügen nicht so gar viele Aehnlichkeit mit der guten alten Madre noch hätten! — Warum nun die Kinder in's Gesicht schlagen, da man ihren Eltern doch so Vieles verdankt? Deßhalb lassen sich manche unserer deutschen Musiken doch nicht besser singen und anhören, wenn wir auch noch so vornehm unsere Näschen rümpfen über die Neuitaliener. Diese halten wenigstens die Menschenstimme für keine Bratsche, während deutsche Componisten ihre Sänger oft in eine Tonsphäre bannen, an die man nur mit Grauen denkt. Da sieht man bisweilen ein Ding vor sich, es ist keine Cantilena, es ist kein Recitativ, es hat keine Melodie, es hat keine Harmonie, es hat keinen poetischen und auch keinen psychischen Gehalt, es sind Dinge, die entweder unscheinbar am Boden hinkriechen oder Intervalle, in denen der Sänger den Umfang seiner Stimme wie an der Elle ausmessen kann. Ich hätte oft nur gar zu gerne gute deutsche Musiken gesungen, allein diejenigen, welche ich aufzuführen wünschte, waren bei aller Deutschthümlichkeit dennoch meistens nicht auf den Hoftheater-Repertoirs. Auf meinen Reisen studirte ich wohl die Parthien: Iphigenia in Tauris, Sextus im Titus, die Rose im Adlers Horst und die Jüdin in Templer und Jüdin, habe jedoch erstere Oper nirgend singen können und die letzteren mit großen Anstrengungen nur auf einige Opern-Repertoirs gebracht.

In Karlsruhe war Desdemona im Othello meine erste

Gastrolle. Nach dem ersten Recitativ erhielt ich von den Mitgliedern des Orchesters einen Sturm von Beifall. Die Frau Kapellmeisterin sang die Emilia mit aller Innigkeit und Hingebung. Haizinger mit seiner goldenen Tenorstimme den Rodrigo und der vortreffliche Rosner aus Stuttgart, der italienische Opern mit italienischem animo sang, gab den Othello. Es war mir eine Lust, in so guter Gesellschaft zu arbeiten. Der Beifall war aber auch unbeschreiblich. Dann folgte die Alice im Robert, die ich gleich zweimal nach einander geben mußte, darauf Fidelio und Romeo. Nach diesen mit den glänzendsten Erfolgen beendigten Gastspielen wurde sogleich ein zweiter Cyklus von achtzehn Vorstellungen für die ersten Monate des Jahrs 1837 ausgemacht.

Während der Dauer dieses langen Gastspiels nahm ich mir eine Privatwohnung, denn es wurde uns allen bei dem Schlaraffenleben im Wirthshause, wo man nur zu klingeln braucht, um die verschiedenen fütternden Raben auf- und so viele Louisd'or abfliegen zu sehen, nie so recht heimlich und traulich. Das allerwiderwärtigste waren mir immer die oft bis Mittags ungesäuberten Stuben. Alle heimlichen und öffentlichen Bestrebungen nach dem Besitz eines Besens waren meistens fruchtlos und die liebe Gewohnheit, zuerst die Wohnung, dann sich selbst in Ordnung zu bringen, hörte beim Gasthausleben auf. Wie froh waren wir, nun ein eigenes Nestchen wieder bewirthschaften zu können. Damit nun aber meine gute Schwester auch etwas lernen konnte, nicht nur als Garderobière mir dienen mußte, nahm ich ein ganz junges Mädchen als Jungfer an, es war dieses die Tochter des dortigen Militär-Kapellmeisters, Karolina Kies. Unsere junge Haushaltung war, als hätten sie die Vögel zusammengetragen und es war auch ein solches Leben dabei, anfangs auch eine ganz ähnliche Geschäftigkeit im überflüssigen Hin- und Herfliegen. Zuweilen lief in Feuereifer auch

wohl die Milch über, so daß die Primadonna mitten im Winter nur eiligst alle Fenster aufreißen mußte, um der guten Stimme keine empfindliche Beleidigung zuzufügen, oder ist auch ein und das andere Mal der Reis zu scharf eingekocht und zu aller Schrecken angebrannt. Allein, so etwas merkt ein Gescheidter nicht und wir ließen den bitteren Reis bitter sein und freuten uns dabei auf die nächste Mahlzeit. Meine beiden Leutchen waren über jede mißlungene Produktion stets selbst unglücklich genug, so, daß ich sie um alles in der Welt nicht noch mehr durch Tadel und Gekrittel hätte betrüben mögen. Das allerschwierigste Amt bei der ganzen Haushaltung war — das Schlachten des Geflügels. Vor so einer Henne oder Taube standen wir oft alle drei mitleidsvoll hin und sahen uns einander an und — keines hätte sie tödten können. Es mußte also zu diesem Geschäft Karolinens Mutter herbeigeholt werden. Die weiteren Zubereitungen daran verlangen gerade keine allzuhohen Geistesanstrengungen und man kann es durch Fleiß, Achtsamkeit und gehörige Uebung in diesem Fache bald weit bringen. Es ging auch immer besser und was aus diesem wohlerzogenen, braven Mädchen nach jenen bescheidenen Anfängen bei uns geworden ist, dafür bürgt mir das Vertrauen ihrer folgenden Herrschaft (von B. in Karlsruhe) die — nachdem mich Karolina sechs Jahre lang, mithin bis zum Schluß meines Künstlerlebens begleitet hat — nun bereits seit zwölf Jahren ihre moralischen wie praktischen Verdienste erprobte und mit aufrichtiger Zuneigung und Herzensgüte anerkannt.

Meine gute Schwester, die sich nun um so leichter den Studien der Musik, wie sonstigen höheren Erwerbnissen widmen konnte, gab sich alle Mühe, auch ihre schöne Sopranstimme vorwärts zu bringen. Da mir zur Ausbildung derselben zu wenig Zeit blieb, so ließ ich das anfangs durch andere besorgen, obgleich ich den Gang ihrer Studien treulich überwachte. In den

Sprachkenntnissen war sie mir immer voran; überhaupt aber leistete sie in allen solchen Stücken, die sie im Stillen für sich hintreiben durfte, Schönes, Nützliches und wahrhaft Erfreuliches. Auch würde sie als Sängerin die sanften jungfräulichen Charaktere mit Stimme und Wesen immer in anmuthiger Weise auszufüllen fähig gewesen sein.

Allein ich bereute es späterhin doch bitterlich, daß ich ihrem Wunsche, sich in dieser Richtung Selbständigkeit zu verschaffen, nachgegeben habe; sie war nicht so kerniger Natur, um die Brutalität und Bosheit anderer, denen sie ein Aergerniß war, ruhig an sich abgleiten zu lassen, ihr ging jede Kränkung zu tief ins Gemüth.

Als sie nun späterhin auch so weit herangereift war, um öffentlichen Prüfungen sich unterziehen zu dürfen, studirte ich ihr nach und nach einige Rollen ein, z. B.: Emilia im Othello, Dirce in Medea, Adalgisa in Norma, Agathe im Freischütz, Julia im Romeo. Wenn sie mit mir singen mußte, so war sie stets in größter Befangenheit, sie behauptete alsdann daß, selbst wenn ich als Mitspielende sie auch nicht ansah, sie es dennoch fühlte, wie mein ganzes Wesen während ihres Gesanges in solcher Spannung und banger Sorge für das Gelingen ihrer Aufgabe gewesen sei, daß ihr schon um meinetwillen vor einem etwaigen Mißlingen derselben bange geworden ist. Wir erkannten wohl, daß es für ihre Ruhe vielleicht besser gewesen wäre, wenn sie allein ihren Weg als Künstlerin in die Welt angetreten hätte, und doch brauchten wir uns gegenseitig so nothwendig, daß wir uns nie zu einer Trennung entschließen mochten. Ihr sanftes Wesen bedurfte meines Schutzes und ich? — was wäre ohne sie aus mir geworden, die Leute hätten mir Jäckchen und Schuhe genommen, hätten sie meiner allein habhaft werden können. Das Mitleid mit armen, unglücklichen oder nothleidenden Menschen konnte mich leicht gar zu weit führen. In Karlsruhe war ich durch der-

artige Leute verschont, doch anderwärts gab es um so mehr, die einem mit Klagen und Lamentiren das Haus einliefen, bis ich ihnen eine ganze oder doch wenigstens einen Theil von der Einnahme einer Benefizevorstellung überließ. Ich dachte alsdann, wenn du heiser wärest, könntest du ja auch nichts verdienen, also darfst du aus Dankbarkeit, weil du singen kannst, auch wohl ein Uebriges thun und so sang ich bald diesem, bald jenem armen Tropf, wovon er und die Seinigen ein oder auch zwei Jahre zehren konnten. Mir und den Meinen that das nun eben so wohl, als hätten wir uns wunder was Schönes dafür angekauft. So eine Flitterprinzessinschaft, die sich's wohl sein lassen und ihre lieben Nächsten verderben sehen kann, war mir eine gar zu jämmerliche Würde.

Was hätten wir einstens angefangen, wenn die Menschen gegen uns auch nur knickerig gewesen wären? So dachten wir und halfen darum auch so oft es nur möglich war. Davon hatten wir freilich keinen Begriff, daß es auch Menschen geben könne, die solches Mitgefühl durch Undank und Unredlichkeiten vergelten können.

Durch einen günstigen Zufall wurden wir mit dem Herrn geheimen Hofrath Doktor B. und seiner liebenswürdigen Frau bekannt. Ein musterhaftes Ehepaar an Zärtlichkeit und Gastfreundschaft. Neben diesen aber habe ich vor allem dem kunstsinnigen und tapferen Oberst C. v. Holtz und seiner verehrten Familie unendlich viele Freuden zu danken. In diesem Mann ist noch ein echter Funke deutscher Biederkeit; so abstoßend ihm das Gemeine, Ehr- und Pflichtvergessen der Menschen ist, so sicher durfte der ernstlich Strebende und rechtlich Handelnde sich seiner Theilnahme erfreuen. Er genießt in dieser Richtung hin die

Hochachtung der ganzen Stadt und obendrein seines Fürsten, wie sollte ich, wenn gleich als Zugvogel durchgewandert, in seinen Lobgesang nicht auch einstimmen! Hab' ich auch für Alles, was ich an Beweisen innigster Theilnahme empfing, nur gar zu arme Worte, so weiß ich ja doch, daß diese edlen Menschen immer zu Jenen gehörten, die weder um des Lohnes, noch um eines Lobgesanges willen Freuden ausstreuen. Die lieben Bekanntschaften, die wir durch beide Familien machten, haben unseren dortigen Aufenthalt gar sinnig verschönt. In musikalischer Hinsicht wurden mir die schönsten Genüsse in den traulichen Cirkeln des † geheimen Kriegsraths v. St. J. Er hatte eine klassische musikalische Bildung, komponirte selbst sehr schöne Lieder, war auch der geistreiche Verfasser einer Kunstabhandlung, die in Form einer Brochure erschienen ist und den Titel hat: Agnese Schebest in Karlsruhe.

Zwischen den höheren Genüssen, welche uns in diesen edlen Familien geworden waren, gab es auch anderwärts so manches Späßchen. Nicht genug, daß durch die Lithographien der Gebrüder Clarot in Wien, so wie durch das ähnliche Portrait des Herrn Kupferstecher F. Wagner in Nürnberg und dasjenige von Herrn Kauffmann in Karlsruhe meiner Persönlichkeit schon viel zu viele Ehre angethan wurde, so mußt' ich auch noch auf Pfeifenköpfen und Zuckerwerk prangen. Aber wie! Die Damen der Pfeifenköpfe waren bald blond, bald braun, bald schwarzhäuptig. In Karlsruhe hatte ein Konditor sogar den Einfall, mich in Maccaronimasse abzubilden, worüber das Bildniß meiner Wenigkeit in einem Zuckerguß glänzen mußte; man konnte also fragen: wie viele Agnesen haben sie heut' schon verzehrt?

Es wurde mir jedoch nach einigen Jahren in Paris eine noch eigenthümlichere Ueberraschung vorbereitet. In einem reichhaltigen Bilderladen der Rue Richelieu bemerkte ich das Portrait einer Dame, die auf den ersten Blick eine brillante Italie-

nerin hätte sein können, je näher ich sie aber betrachtete, desto mehr bemerkte ich, daß sie mein Spitzenkleid, meine Ohrringe und auch meine Kopfreifchen anhatte, es stand sogar Agnese Schebest darunter, und doch kannt' ich die Person ganz und gar nicht, diese war ad libitum für das französische Publikum nach der Kauffmann'schen Lithographie ohne weiteres so zurecht französisirt worden. —

Es kam nun eine Plage über die Einwohner der Stadt, nämlich die Grippe. Alle Sängerinnen lagen krank, nur ich war noch auf dem Platze. Da ich aus Erfahrung wußte, daß mir die Primadonnen nicht grün waren, und meinen Gastspielen wie und wo sie nur konnten Hindernisse in den Weg legten, so hatte ich dießmal bei der bedeutenden Anzahl von Gastspielen kontraktlich ausgemacht, jede Woche zwei Vorstellungen zu geben. Sei ich die hindernde Ursache, so verpflichte ich mich, diese Parthien nachzuholen, entstünden aber von Seite der Intendanzen Hemmungen, so haben dieselben die Honorare für die festgesetzten Vorstellungen ohne weiteres an mich zu entrichten.

Es traf sich nun, daß man mir bereits sechs Honorars entrichtet hatte, ohne daß ich nur einen Laut dafür geleistet. Das konnt' ich nicht ertragen. Ich wußte, daß der einzige Bassist, Herr Reichel, noch gesund war und entschloß mich daher schnell, den Rataplan einzuüben. Viele entsetzten sich über den muthwilligen Gedanken. Eine tragische Sängerin und so einen Monsieur Tambour, es konnten das die Leute gar nicht überwinden, aber ich das unverdiente Geld einstreichen auch nicht, und darum schnell Trommel her und ein Gewehr. Das kann auch keine Hexerei sein, das Exerciren, dacht ich, und obgleich weit und breit kein Exercitium in dieser Parthie vorgeschrieben ist, so legte ich doch durch Vermittlung einer kleinen Scene ein ganzes Examen darin ab. Nun sollte aber auch getrommelt werden und ein Wirbel geschlagen. Auch das ging ganz präcis, obgleich bei

meinen Trommelstudien, die ich oft schon bevor der Morgen graute begann, sich ein Fremder, der nebenan im Hotel wohnte, bitterlich über das heillose Soldatenvolk beklagt haben soll, bis ihm der Wirth aus dem Traume half. Uebrigens habe ich mich beim ehrwürdigen Generalstab dadurch in keinen kleinen Respekt gesetzt. Es war nur ein Glück, daß es keinen Krieg gab, was würde ich angefangen haben, wenn ich unter ein Kanonenfeuer kommandirt worden wäre! — Der ganze Tambour war in zwölf Tagen fix und fertig und wir gaben das Vaudeville zwei Abende nach einander, so daß die Intendanz wieder doppelt und dreifachen Ersatz hatte. Die Zahl meiner Rollen wurde darum auch um diese sechs ausgefallenen durch sechs weitere noch erhöht. Ich studirte nun die Isabella aus der Italienerin in Algier von Rossini, in der ich mich von dem anstrengenden Kriegerdienst wiederum erholte.

Es wurde nun überlegt und berechnet und Freunde wie Freundinnen zu Rathe gezogen, was wohl besser und in jeder Hinsicht vortheilhafter sei, ob, wenn wir zu drei per Post oft Tag und Nacht fahren, oder ob ich besser daran thun würde und es für meine Gesundheit nicht weniger anstrengend sei, wenn ich mir einen Wagen kaufen und in Zukunft per Extrapost fahren würde. Letzteres wurde festgesetzt, obgleich Herr Hofrath von K., ein ehemaliger Professor und höchst vernünftiger Mann, heftig gegen den Wageneinkauf stimmte und behauptete, daß die Extraposten mir viel theurer kommen, auch die Wirthe ihre Rechnungen darnach einrichten würden. Allein mir gefiel das Extrapostfahren schon darum, weil man dabei in seinem eigenen Hause fährt; es gleicht dieses einem nobilitirten Schäferleben.

Nachdem nun während einiger Kaffeegesellschaften dieses

Thema vollständig zur Reife gebracht war, ging ich zu Neuß, dem berühmtesten Wagenfabrikanten und kaufte mir für beinahe 1000 fl. einen herrlichen braunen Glaswagen, obenauf eine Wasche, einen Hängekoffer und darunter einen großen angeschraubten auf dem hintern Tritt des Wagens, innen alles mit braunem Tuch ausgeschlagen und mit allerlei Kästchen und Täschchen ausgerüstet. Es war das ein herrlich wanderndes Häuschen und ich hätte mit keiner Prinzessin tauschen mögen.

Meine Gastspiele gingen nun ihrem Ende zu und die freundlichen Karlsruher haben so Vieles um meinetwillen gethan, daß ich gar nicht weiß wo anfangen, um all die ehrenvollen Freudenbezeugungen hier aufzuzählen. Ein talentvoller Maler, † Gustav Nehrlich, dessen Bilder zu Göthes Faust schmeichelhafte Anerkennung gefunden haben sollen, den ich aber persönlich zu kennen nicht das Vergnügen hatte, soll sich während der verschiedenen Vorstellungen des Romeo allein gegen hundert Attitüden skizzirt haben. Lieder wurden in Musik gesetzt und mir gewidmet; zarte Frauenhändchen berührten der Lyra Saiten, um in rührender Weise ihre Gefühle mir auszudrücken, ja sogar Kinder kamen ins Dichten, und zu allem hin fand ich unter den vielen poetischen Gaben, welche mir am Schluß meines Gastspiels gestreut wurden, Gedichte von Köchinnen. Die eine verglich mein Schleierspiel in Norma mit den Bewegungen eines — Aales — das war in ihrer Praxis ohne allen Zweifel der äußerste Höhenpunkt, um den sich ihre Beobachtungen über elastische Bewegungen drehten.

Obgleich die lieben Karlsruher nach so vielen erlebten Vorstellungen nun doch gewiß von ihrem — Schebestfieber hätten genesen können, so heißt es doch am Schlusse wieder: „Ob auch die Oper im aufgehobenen Abonnement und bei bedeutend erhöhten Eintrittspreisen Statt fand, so war das Haus doch wieder zum Erdrücken voll.“

Zu den vielen Blumen und Kränzen, die ich nebst vielen

freundlichen Erinnerungszeichen am letzten Abend empfing, gesellte sich auch ein schöner silberner Lorbeerkranz, auf dessen Blättern die Namen der Rollen, welche ich dort sang, eingegraben sind.

So wie ich damals im Innersten bewegt von Karlsruhe schied, so sag ich auch heute noch für alle empfangene Liebe meinen tiefgefühltesten Dank!

Stuttgart.

So wie ich in Nürnberg die Erlebnisse verschiedener Zeitperioden zusammenfaßte, um nicht gar zu oft mich wiederholen zu müssen, so habe ich auch in Karlsruhe dem Cyklus von sechs Vorstellungen im Juli jene späteren während den ersten vier Monaten des Jahres 1837 angereiht.

Die Zwischenzeit beider Perioden benützte ich zu Gastspielen in Mainz, Wiesbaden und Kassel. Nach diesen folgte ich einer freundlichen Einladung der General-Intendanz des Stuttgarter Hoftheaters.

Ich weiß es noch wie heute, es war Abends, als wir in die damals nicht eben gar zu luxuriös beleuchtete Stadt einfuhren. Da und dort brannte eine Lampe, aber so schüchtern, als sollte man bei ihrem Schein nur sehen, daß man eigentlich — nichts sieht.

Langsam fuhren wir zu Marquardt, nicht in sein jetziges stolzes Hotel, sondern in seinen ehemaligen Gasthof zum König von Württemberg. Der freundliche Wirth geleitete seine Gäste in die erste Etage, wo er uns im linken Eckflügel seines Hauses zwei Zimmer anwies. Unser Abendessen war bald servirt, denn wir aßen gewöhnlich eine Suppe und weichgesottene Eier.

Das Erste, was man nach einer anstrengenden und glücklich zurückgelegten Reise am folgenden Morgen wissen will, ist,

ob man noch eine gute Stimme hat. Beim Auspacken der zusammengerüttelten Hütchen, Mantillen und Stoffkleider wird inzwischen hinein gesummt. Hat man sich alsdann gründlich genug ausgehorcht und sind die Sächelchen in Kisten und Kasten glücklich untergebracht, so findet man alsdann auch wohl Zeit, die Aussicht zu mustern, aber ach! vor unsern Fenstern präsentirte sich der rechte Flügel eines allmächtig hohen Hauses (das Gymnasium). Es ist nicht zum sagen, was so ein Gymnasium von außen langweilig und phantasielos aussieht! An keinem Fenster ein Vorhang, keine Menschenseele, die heraussieht, höchstens erblickt man hie und da einen studirenden Rücken, dem ich es aber bisweilen von weitem anzusehen glaubte, daß er sich an Quintilian's Regeln über körperliche Haltung wohl noch lange nicht so viel Kopfzerbrechens gemacht haben mochte, wie unsereins. Da unser vis à vis jede Aussicht in's Freie versperrte, so mußten wir unsere Köpfe dem Wendehals gleich, an's Hin- und Herdrehen gewöhnen, wo wir dann doch hie und da Leute sahen, während es in unserem Eckchen immer menschenleerer, als anders wo, zu sein schien; ausgenommen dann, wenn die liebe Jugend geflügelten Schrittes aus dem gegenüberliegenden Hause stürzte. Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich bis dahin noch in keiner Stadt auf den ersten Anblick einen so überaus r u h i g e n Eindruck empfangen habe, als bei jener ersten Aussicht aus unseren Fenstern. Dafür waren uns späterhin die kleinen Ausflüge auf Stuttgarts umkränzende Berge um so überraschender. Wie in einer Wiege sanft gebettet liegt die häuser- und fensterreiche Stadt mit ihren beiden schönen Schlössern und ihren herrlichen Kirchen.

Der Anblick von jenen Höhen ist im goldenen Sonnenschein ein wahrhaft paradiesischer. Ist er auch nicht so großartig, wie wir ihn in der Steiermark, in Böhmen und in Sachsen hatten, so kommt man hier doch wiederum viel eher auf den Wunsch,

sich nicht nur mit dem Anschauen zu begnügen, sondern diese Berge auch zu besteigen.

Hatten wir ja doch auch schon auf der Reise durch Schwaben das „buckeliche Ländle," wie es die Postillons nannten mit unzähligen Ueberraschungen freudig durchfahren und die Naivetät des schwäbischen Dialekts heimelte mich unbeschreiblich an, so daß ich ihrem traulichen Wortlaut zu Liebe mir auch wohl das Schlimmste gefallen lassen konnte. So fuhren wir z. B. im Anfang des Jahres 1837 von München aus nach Paris, und zwar im eigenen schönen Wagen. Den hohen Berg bei Ellwangen fuhr der Postillon schlappig und leichtsinnig genug herunter, ohne den Hemmschuh einzulegen. Der schöne Wagen neigte sich nach der rechten Seite — zum Glück noch — denn links ging's steil hinab, wie in einen Abgrund. Ehe wir's uns versahen, stürzte derselbe mit Knicken und Krachen kopfüber. Da lagen wir nun, die Schwester hatte sich beim Fall die Stirne am oberen Fensterrand blutig geschlagen, Karoline gleichfalls. Was machte nun der Postknecht? — er streckte seine Nase zum oberen, gleichfalls zerbrochenen Fenster herein und sagte nicht etwa: Verzeihen Sie! Es ist mir recht leid, Ihnen solchen Schaden und solches Unglück bereitet zu haben u. s. f. Nein, alles das sagte er nicht, sondern schwäbelte nur die Worte mit verdatterter Stimme herein: „Höret se meine Dame, der Wage ischt umg'falle!" So viel hatten wir freilich auch bemerkt. Anstatt er nun Anstalten machte, um Hülfe herbei zu holen, blieb er wie verdonnert stehen, guckte den Wagen an, half keiner von uns heraus und sagte nichts weiter als: „wenn se mi verklage wöllet, noh komm i um mei Brod." Das hab' ich freilich nicht gethan, denn mein Wagen wäre davon doch nicht ganz geworden und er wäre ja durch mich alsdann um die Gelegenheit gebracht worden, den Hemmschuh in Zukunft zu rechter Zeit einzulegen. Wir mußten drei Tage lang in Ellwangen bleiben und ich durfte für Wagenreparatur 50 fl. hinlegen. So

kann es einem ergehen, wenn man in die Hände eines Mannes geräth, dem der Wage umg'falle ischt.

Nun will ich aber wiederum in mein Hotel zurückkehren. Nachdem ich meine Ankunft dem Herrn Grafen v. L. brieflich angezeigt hatte, lud er uns freundlichst zur Vorstellung des am selben Abend stattfindenden Göth'schen Faust ein. Wäre der diabolische Seydelmann das liebenswürdigste Mädchen gewesen, so hätte sich die Physiognomie des Grafen in keine bezaubertere Stimmung erheben können, als beim Gespräch von diesem Mephisto. Alle Augenblicke kam er während der Vorstellung in die Loge und frug: „Na, ist er nicht vortrefflich!" Freilich ist er das, Herr Graf, und dazu noch ein recht liebenswürdiger Teufel. Diese schmeichelhafte Titulation seines Herzblättchens schien dem alten Herrn bis in die Fußspitze hinab wohl zu thun. Ich konnte mich aber auch nicht enthalten, meine Freude über Lindpaintner's Musik auszudrücken, alles das schmeichelte dem Intendanten, denn das Theater schien seine Puppe zu sein, er kümmerte sich aber auch um Alles und jede Kleinigkeit und kam fast in Verzweiflung, wenn irgend etwas auf der Bühne mißglückte. So stürzte er späterhin nach jener verunglückten Medeascene, in der mir die Kinder fortgelaufen waren, mit den Worten hastig in meine Garderobe: „Ja was ist's, warum sind die Kinder davon gelaufen?" „Weil man mir so dumme Kinder hingestellt hat!" erwiederte ich, halb im Aerger, halb im Jammer. „Ja, mich dürfen sie nicht so drum ansehen, ich kann nicht auch noch die Kinder herschaffen."

Am Schluß dieser Oper sah ich den Hrn. Intendanten in völligem Harnisch, denn als ich in meinem Drachenwagen in höheren Sphären mich erhob, fiel nicht nur allein ein gewaltiger Feuerregen, sondern auch ein gewaltiges Brett vom Himmel herab, es hätte mich leicht tödten können. Deutlich hört' ich's in meinen Höhen, wie der Herr Intendant hinter der Coulisse in die

Wolken hinauf rief: „Wer hat den Feuerregen losgelassen? Warum ist das Brett vom Himmel gefallen?“

Allmälig wurde nun zur Aufführung der Norma geschritten. Wie gut es einem Sänger das Stuttgarter Hoforchester macht, hab' ich schon früher erwähnt. Es handelte sich nur noch um das scenische Arrangement, wobei mir jedoch der ehrwürdige Hr. Krebs (Regisseur der Oper) auch ganz und gar nichts in den Weg legte, im Gegentheil, ich konnte mir das Theater wie das Chorpersonal zurecht schieben, wie ich es nur haben wollte und er sah ganz vergnügt von seinem Stühlchen im Vordergrund dabei zu. In allen Theatern hat der Chor die hergebrachte Gewohnheit, sich — besteht er nun aus Hofdamen oder Bäuerinnen, aus Zigeunern oder Druiden, beim Herauskommen immer sogleich im geregeltsten Halbzirkel aufzustellen, wo es einem bisweilen vorkommen will, als sollte das beliebte Spiel beginnen: „Ringe, ringe, Reihe.“ Auch hier in Stuttgart war es so; doch sind mir ja die Choristen, wie selbst die Zimmerleute, überall und auch hier hold gewesen, deßhalb ich von ihnen begehren konnte, was ich nur wollte. Nur einmal, und das war 1842, da kam der Maschinenmeister, von dem ich einen Belustempel verlangte, in die jämmerlichste Noth. Ich konnte damals, weil keine Oper zusammenzubringen war, an einem Abend nur Scene geben und sang die erste große des Arsace aus Semiramide in italienischer Sprache. „Wie soll so ä Belustempel aussehe?“ fragte der Maschinenmeister. Ja, so viel ich gelesen habe, ist es ein massiver Bau von einer gewissen pyramidalen Anlage, der unten 600 Fuß breit und eben so hoch sein soll, und in acht großen Absätzen emporsteigt. „Ja, wo sollet mir so ä Ding hernehme!“ Herr Krebs schlug ihm alle möglichen pyramidalen Tempel vor, aber der Maschinist erwiederte: „mer nehmet im Vordergrund ä rechte hoche Mauer, hinter dere

könnet sich die da hunte denke, was se wöllet, und im Hintergrund nimmt mer unser schöns Gartepavillonle; des ischt au guat, was wois mer in Stuagert von dem babylonische Thurn, sui singet jo italienisch, sell verstoht mer doch net."

Zu Norma war hingegen alles da, was das Herz nur verlangte, wie auch zu allen anderweitigen wohleingerichteten Opern! Uebrigens bedurfte das sinnige Publikum Stuttgarts gar keiner babylonischen Thürme, um in Begeisterung zu kommen; obgleich es damals noch etwas Unerhörtes nie Dagewesenes zu sein schien, eine Künstlerin nicht nur nach verschiedenen Akten, sondern auch nach einzelnen Scenen herauszurufen. Wenn ein gütiger Referent nach meinem ersten Gastspiel in die badische allgemeine Staatszeitung berichtete, daß ich meiner Norma, meiner Alice u. s. w. einen ganz neuen Charakter gegeben, so hatte er recht: denn ich habe sie immer nach eignem Gutdünken behandelt und selbst jenen, die ich von andern gesehen, gab ich aus Achtung vor deren Eigenthum aber auch aus — Eigenheit eine ganz andere Auffassung, wie ich es im Romeo und Fidelio bewiesen habe.

Ich kann die Stuttgarter Kritiken nur immer wieder mit geistigem Genusse lesen. Nicht etwa, als bildete ich mir ein, all' das schöne Lob verdient zu haben, welches mir daselbst in unzähligen öffentlichen Blättern so freundlich zugetheilt wurde, das gewiß nicht, allein in diesen schönen Widerspiegelungen erkannte ich nicht nur mit großer Freude den Alles durchdringenden Scharfblick gebildeter Geister, sondern auch jenen verklärenden Schimmer poetischer Gemüther. Und wie jene schönen Blätter bei all' ihrer Begeisterung, dennoch von einem höheren Ernst, von einer sittlichen Reinheit durchweht sind, so flößte mir auch die persönliche Bekanntschaft jener Ehrenmänner, welche meinen Leistungen so freundliche Aufmerksamkeit schenkten, Achtung und Würde ein, so daß ich in Folge durch mehrjährigen brieflichen Verkehr mir einen derselben zum dauernden Freunde erwarb.

Wir armen Tröpfchen haben es aber in gewisser Hinsicht sehr schlimm, denn so bald es die guten Leute merken, daß irgend ein interessanter Mann sich begeistert für das Dichten und Trachten einer Künstlerin ausspricht, oder gar so kühn ist, sich ihr zu nähern, so wollen sie's auch gar nicht begreifen, wie so ein Frauenzimmerchen nicht sogleich mit Sack und Pack dem jungen Mann in's Haus rückt. Ich meinestheils hielt es aber stets für redlicher, daran zu denken, daß es viele brave Mädchen gibt, die, weil sie für keine Angehörigen zu sorgen haben, allein und unabhängig jedem jungen Mann wünschenswerther sein dürften, als es meine Wenigkeit war. — In der Ausübung meiner Kunst und in dem innigen Zusammenleben mit den Meinigen durfte ich mich auch hinlänglich glücklich preisen. Der Mensch muß nicht von Allem haben wollen, dachte ich und ging deßhalb meinen Weg genügsamen Herzens weiter. Es zeigte sich jedoch später, daß auch die Sängerinnen Menschen sind, wie andere Leute auch, und daß, wenn irgend eine von Gewissenhaftigkeit und idealer Kraft, auch länge Zeit noch so hoch über Andere hinweg getragen wird, die arme Kreatur in ihr eben doch ein und das andere Mal böse und keifig über alle diese unnatürlichen Zumuthungen werden kann. — Von der Milder-Hauptmann weiß man z. B. daß, je größer ihre Familie wurde, desto reiner klang ihre Stimme. Meine Stimme war wohl gut genug, um singen zu können, allein etwas ganz Anderes stellte sich aus Ueberfülle von Gesundheit und mit zunehmender Reife meiner Jahre ein.

In Pesth schon wurde ich einmal zu unser Aller Schreck von einem so heftigen Blutandrang nach Herz und Mund überrascht, daß mir der gute Doktor Eckstein durch Aderlaß sogleich helfen mußte. Ich verhielt mich einige Wochen ruhig und war nach wie vor gesund. In Nürnberg hatte ich denselben Zustand und Doktor Scheidig mußte mich auf die gleiche Weise retten. So erging es mir späterhin in Wien und darauf in Italien, wo

ich sogar während des betäubenden Zustandes singen mußte. Es kam dieses Leiden keineswegs von den Lungen; ich würde sonst nicht so kräftig geblieben sein. Seitdem ich nun so glücklich bin, lieber Kinder mich erfreuen zu dürfen, hat sich das Uebel nicht mehr eingestellt, und ich wünschte darum jeder Sängerin, die in einem gleichen Falle sich befände, daß sie ein gnädiges Geschick bei guter Zeit in jenes würdige Verhältniß geleite, wo sie, der Milder-Hauptmann gleich, eine große Sängerin, aber auch eine glückliche Frau werden möge.

Wer sich seinen jungfräulichen Heiligenschein zu so oft wiederholten Malen mit dem Zerschneiden seiner Adern erwerben muß, der ist wahrlich nicht zu beneiden. Wenn die Aerzte mir ernstlich zu einer Verbindung riethen, oder mich wegen meines Eigensinns tadelten, so mußte ich mir das freilich gefallen lassen; aber zu einer blosen Komödie am Altar wollte ich mich nie hergeben, und der armseligste Mann wäre mir dazu zu gut gewesen, ihm dort ohne tiefere Neigung etwas zu geloben, das ich nicht mit unerschütterlichen Gesinnungen hätte halten mögen.

Unsre Stuttgarter Bekanntschaften waren klein bei einander, hie und da kam der alte Dichter S., dem stets ein Reim auf der Zunge zu liegen schien, oder kam der geheime Hofrath v. M., dem meist ein saftiger Witz unversehends über den Mund sprudelte, oder kam der gutherzige Herr G., der nur gleichsam stets auf dem Wege zu sein schien, irgend einen Freundschaftsdienst für uns zu thun. Nebst diesen waren noch einige freundliche Familien, in deren Kreisen wir von der württembergischen Gastfreundschaft die schönsten Eindrücke empfingen.

Meinem ersten Gastrollen-Cyclus reihte sich bald ein zweiter, dritter und vierter an; dieselben fanden im Dezember 1836,

Juni 1837, Oktober und November 1838 und das letzte im Februar 1842 statt. Ich sang daselbst außer meinen gewöhnlichen Rollen noch den Sextus im Titus, den ich hier einstudirte, alsdann die Frau vom lustigen Schuster, in der Oper gleichen Namens von Paer. Wie man in Karlsruhe über den tapfern und muthigen Tambour Rataplan verwundert auffsah, als man davon hörte, daß ich ihn spielen wolle, so machte man auch in Stuttgart eigenthümliche Bemerkungen über die Wahl dieser Parthie. Eine Frau, die, wie sie sehr naiv erzählen mußte, nur durch die Schläge ihres gestrengen Herrn Gemahls so brav geworden ist, wie sie in der That war, schien den Leuten doch eine gar zu unwürdige Aufgabe für mich zu sein. Wär' es auf meine vielen Gönner angekommen, so hätte ich eigentlich stets nur im Kronmarschallsschritt einherschreiten dürfen, jeder Tritt in die Fußstapfen eines alltäglichen Menschen schien ihnen meiner Würde entgegen zu sein. Mir machten aber solche Abweichungen vom hohen Gang meiner sonstigen Repräsentationen gerade rechten Spaß, und ich freute mich schon den ganzen Tag auf meine Eierkörbchen und auf das unter'm Kinn zusammengeknüpfte Kopftüchlein, in welchem ich Abends zu erscheinen hatte. Insbesondere aber spielte ich jene Scene gerne, wo die Schusterin in eine Gräfin verzaubert wird, die alsdann weder mit ihrer Schleppe, noch mit ihren Händen, weder mit dem Pathos ihrer Stimme, noch mit ihrer gräflichen Haltung in Ordnung kommen konnte. Keine meiner schönsten Rollen hätte mich mehr belustigen können, als die kernhafte, treuherzige und durch und durch naive Schustersfrau.

Um Niemanden Aergerniß durch eigenes Auskramen empfangener Huldigungen zu geben, die ich am liebsten ganz ver-

schweigen würde, wären zu einem Künstlerleben Kränze und dergleichen Huldigungen, wie ich sie auch in Stuttgart im reichlichsten Maße empfing, nur nicht so gar nothwendig, so will ich nun lieber die Sache so kurz wie möglich zusammenfassen und nur noch mit wenigen Worten einer hohen Gunstbezeugung in tiefster Dankbarkeit gedenken.

Nach einem Hofkoncert 1838 überbrachte mir Freifrau v. S., Staatsdame, im Auftrage Ihrer Majestät der allergnädigsten Königin von Württemberg einen kostbaren, mit Edelsteinen reich besetzten Fächer. Und in selbigem Jahr wurde ich am Weihnachtsabend durch ein kostbares Geschenk überrascht, welches mir ein Kreis von Diplomaten und adeligen Herren, Gelehrten und würdigen Männern des Kaufmannsstandes nach München, wohin ich gerade einem ehrenvollen Rufe gefolgt war, übersenden ließen. Es war das ein prachtvoller mit Sinnbildern der Kunst verzierter Armring, dessen oberster Raum mein Portrait umfaßt, welches Herr Hofgraveur Hirsch in einem großen Topas geschnitten hatte.

Ich kann für alle diese Zeichen edlen Wohlwollens kein genügendes Wort des Dankes aussprechen, es sind schöne Lichtblicke, zu denen ich auch noch am Abend meines Lebens mit innigster Rührung emporblicken werde.

Breslau.

In dieser Stadt war mir der Sieg nicht eben sehr leicht gemacht, da kurz vorher Mad. Schröder-Devrient dort gesungen, die Herzen der Zuhörer bezaubert und mit sich fortgerissen hatte.

Insbesondere befanden sich einige Theater-Referenten noch in einer wahren Fieberhitze. Sie schienen auch mit Feuer und Schwert gegen Alles sich erheben zu wollen, das die Devrient-schen Rollen nachzusingen wagte. Bevor ich nur den Mund

austhat, zog man schon die zweischneidige Waffe der Kritik, die stets an einem dünnen Fädchen über meinem Haupte schwebte.

Die erste Parthie war Norma. Als ich auf der Bühne erschien, empfing man mich mit Applaus, worüber Einige heftig zu zischen anfingen. Da ich nun doch noch gar nichts gethan hatte, um das Auszischen verdient zu haben, so kam mir diese Unhöflichkeit ein wenig sonderbar vor. Ich ließ mir jedoch durch eine so vorlaute Tadelsucht nicht bange machen und wurde dadurch nur um so schneller in den hohen Ernst meiner Aufgabe versetzt. —

Die Wirkung mußte wohl nicht gering gewesen sein, da nach dieser Darstellung ein Correspondent der Breslauer Zeitung den Muth hatte, nachdem er Mad. Malibran und Mad. Schröder-Devrient gebührende Kränze dargebracht, auch meiner Wenigkeit rühmlichst zu gedenken, ja mich sogar jenen Kunst-Heroinen beizugesellen. Er gedachte in jenem Artikel mit dem höchsten Lobe meiner Technik, rühmte ferner in der „wunderbar ansprechenden Stimme die erschütternd dramatische Wahrheit des Gesanges, so wie eine unbeschreiblich edle Plastik“ u. s. w.

Ueber dieses Lob und vielleicht noch mehr über den Beifall des Publikums erbittert, nahmen sich Einige vor, wie und wo sie nur konnten, meine Leistungen zu bekritteln, worüber ich mich jedoch nicht in's Grab härmte. Das Aeußerste, was man mir da und dort im kritischen Geschäftseifer anzuthun suchte, war nicht etwa eine Mißbilligung meiner geistigen Auffassung der so verschiedenen Parthien, auch nicht etwa des ästhetischen Geschmackes oder gar eines in Verzerrungen ausartenden Gefühls, nur darin gab man sich große Mühe, einzelne Töne bisweilen während der Ausbrüche höherer Leidenschaften mit der Stimmgabel peinlichst zu verfolgen und all' den kleinen Kümmel und Fenchel, der sich unter meiner Ernte vorfand, mit allwichtigster Miene zu zerspalten.

Ich konnte Jedem dieses Vergnügen um so ruhiger gewähren, da über eine weit ältere und berühmtere Sängerin, als ich noch war, ganz andere Dinge geschrieben worden sind, als solcher Splitterkram.

Es wurde nun, nachdem ich vorher die Alice im Robert gesungen hatte, Fidelio gegeben.

Im Bewußtsein, diese Rolle in anderer Auffassungsweise eingeübt zu haben, war ich schüchtern, unserm vorzüglichsten Fidelio so rasch auf der Ferse nachfolgen zu müssen. Der Erfolg war indessen solcher Art, daß man die Oper, ohne nur eine andere vorerst noch zu hören, sogleich wiederholte. Die öffentliche Kritik rühmte darin „die heilige Rührung des Gesanges“ und ein — „fern von aller Effekthascherei, tiefergreifendes Spiel“.

Es folgte nun Romeo.

Ein Referent sagte nach der Vorstellung der Norma: „die Devrient singt eine glühende, die Schebest, mit Benutzung ihrer für diese Parthie immensen Kräfte, eine flammenwirbelnde Leidenschaft.

Ueber die Auffassung meines Romeo habe ich schon früher Andeutungen gegeben. Da nun die Leidenschaften dieses Liebeshelden ganz anderer Art sind, als jene der heidnischen Priesterin, so schien auch hierbei der Eindruck so neu und überraschend zu sein, daß nicht nur das ganze Publikum, auch meine Herren Krittler zu mir geschworen haben.

Ein Gelehrter (ein alter Herr) behauptete sogar in öffentlichen Blättern, daß dieser Romeo doch einmal ein glühender, liebekühner, hochherziger und gebildeter Fürstenjüngling sei, kein welscher Dandy-Romeo, der da einem nobilitirten Gamin gleich allen Unfug auf der Bühne treibt, sich unaufhörlich in den Locken wühlt, Degen und Baret umherschleudert, Bänder und Schleifen zerreißt rc. (Ohne Zweifel hatte er Madame Schröder-

Devrient in dieser Parthie nicht gesehen.) Es folgte nun Medea, die man mir zu liebe einstudirte.

Konnte ich nun in ersteren Parthien mehr in den musikalischen Elementen meine künstlerische Strebsamkeit entfalten, obgleich auch Fidelio durch seine Sprache ergreifende Wirkung hervorbringen kann, so war das in Medea noch in weit höherem Grade der Fall. — Wenn die Kritik diese Medea „eine der durchdachtesten, kühnsten und ausgebildetsten Kunstschöpfungen" nannte, die je auf Breslau's Bühne gesehen worden sei, so haben sie doch auch hier, wie allenthalben, auf die Behandlung des Dialogs besonderen Werth gelegt, ja sogar behauptet, daß keine Sängerin so sprechen könne. (Was ich übrigens nicht glaube, da ja doch das Sprechen viel leichter ist als das Singen.) Aufrichtig muß ich jedoch bekennen, daß ich mich von meinen ersten Versuchen an, welche ich im Dresdner Schauspiel gemacht, immer auf jene Zeit freute, wo ich mich einmal dem Drama widmen sollte.

Nachdem ich nun alle meine bedeutenderen Parthien zu wiederholten Malen gesungen hatte, gab ich noch die kindlich naive, demüthige und sanfte Cenerentola (Aschenbrödel) von Rossini. Es ist diese eine der lieblichsten, aber auch eine der brillantesten Gesangsparthien jenes Componisten, in der jede Sängerin Freude bereiten und Ehre davon tragen kann. Zum Schlusse mußte ich Medea noch einmal singen.

Mit Kränzen und Gedichten reich beladen, schied ich mit dem wärmsten Dank von der mir so theuer gewordenen Stadt, wo mir nicht nur die freudigsten Erinnerungen durch die kunstliebenden Einwohner derselben geworden sind, auch in den traulichen Kreisen des ehrenfesten Herr Doktor G. und sonstiger Gelehrten habe ich die schönsten und liebevollsten Eindrücke empfangen. — Wir reisten nun über Dresden und Nürnberg — wo wir uns kurze Zeit des innigsten Verkehres mit der geliebten Mutter wieder

einmal erfreuten, die sich dort bereits eine neue Heimath gegründet hatte — nach Stuttgart.

Diesmal hatten wir auf der weiten Tour von Breslau bis hierher ein kleines Bübchen von etwa sechs Jahren als Reisegefährten mit. Sein Vater, ein ehemals sehr beliebter Sänger, der die Stimme eingebüßt und nun reich an Kindern, doch arm an Mitteln war, sie zu ernähren, bat dringend, nämlich vor unserer letzten Abreise aus Stuttgart, ihm das Kind, für welches er alle Monate acht Thaler zahlen müsse, nach Stuttgart mitzubringen.

Als nun aber auch andere Leute auf den Gedanken kamen, den einen unbesetzten Platz bei uns einzunehmen, so hätte ich es bald dahin bringen können, daß dieser Wagen die Kutsche der Armen und Unglücklichen genannt werden konnte. Es verging beinahe kein Tag, wo wir nicht arme Handwerksburschen, Bauern oder Bäuerinnen neben unsern Postillon mit fort nahmen. Aber auch in das Innere fanden sich zu Zeiten Gäste. Einmal hatten wir ein armes Geigerlein bei uns, ein junges Bürschchen, das alle Augenblicke seine Violine hervorholte und — aus Angst vor seinem nächsten Konzert — jämmerlich zu geigen anfing, so daß es mir oft vorkommen wollte, als wären wir in jener bekannten Wolfsgrube.

Nach diesem nahmen wir einen unbemittelten Componisten mit, der seine Arbeiten bekannt machen und für seine Frau und Kinder durch einige Konzerte das Nothwendigste zu erwerben ging. Bei meinem aufrichtigen Mitgefühl, welches ich für Arme und Unglückliche stets hatte, konnte ich jedoch leicht auch wohl in eine *wirkliche* Wolfsgrube gerathen, wo man unredlich genug mich und die Meinen in aller Freundschaft nach und nach aufge-

zehrt haben würde, hätte unser Schutzengel es nicht besser mit uns gemeint, als die habgierigen Menschen.

Während meiner Gastspiele in Stuttgart erhielt ich ein, in jeder Hinsicht reichhaltiges Anerbieten, an Zahl der zu gebenden Parthien sowohl, als auch an verdoppeltem Honorar für dieselben. Es kam dieses von der königlichen Hoftheaterintendanz in

München.

In die erwärmenden Sonnenstrahlen des deutschen Athens kamen wir inmitten eines strengen Winters und stiegen bei Monsieur Havâr im Hirsch ab. Ein glücklicher Zufall wollte, daß wir nicht im eigentlichen Hotel, sondern in seinem gegenüberliegenden Hause zwei schöne Zimmer bekamen, wodurch wir von dem Leben und Treiben eines sehr besuchten Gasthofes abgesondert waren.

Auch die Herren Gastgeber können, wenn sie gerade wollen, gegen ihre Gäste ungemein zartsinnig sein. Und wenn ich schon in Stuttgart mich während der Dauer meines dortigen Aufenthaltes eines reichhaltigen Blumenflors in meinem Stübchen stets erfreuen durfte, so bestanden die freundlichen Aufmerksamkeiten dieses Mannes, den ich übrigens eben so selten als Herrn Marquardt zu sehen bekam, darin, daß er mir an solchen Tagen, wo ich sang, durch sein Töchterchen ein wundervolles Bouquet sendete, ja sogar während einer Serenade, die mir während meines Gastspiels gebracht wurde, sämmtliche Musiker mit einem köstlichen Punsch regalirte, — eine Galanterie, die unter den Gastwirthen nicht zu oft vorkommen mag. —

Nach dem Besitz irgend welcher Empfehlungsbriefe drängte ich mich niemals; doch haben mir dieselben, wenn sie mir freund-

lichen Sinnes angeboten wurden, nur nützen können, und ich nahm sie alsdann um so dankbarer an. So war ich denn auch durch außerordentliche Güte von Sr. Excellenz dem württembergischen Staatsminister Herrn Grafen v. B., in dessen gesellige Kreise die gnädige Gräfin mich zu wiederholten Malen eingeladen, dem württembergischen Gesandten nach München empfohlen. Es war dieses der ehrwürdige Greis Herr Baron v. S.-G. Ferner hatten Se. Excellenz die Güte, mich auch dem königl. bairischen Staatsminister Herrn Grafen von S. zu empfehlen; Autoritäten, unter deren Einfluß und Schutz sich jeder Künstler nur glücklich schätzen darf. Hat man sich die Herzen durch seine Kunst erschlossen, so öffnen sich die Thüren um so leichter, wenn auch ein sittlicher Ruf voranging. Dieser gewann mir auch wohl insbesondere das hohe Wohlwollen von Ihro Majestät der Königin Mutter, wohin ich wiederholt gerufen wurde.

So wie einst in Pesth und Wien, hatte ich nun auch hier Gelegenheit, in jenen Kreisen mich bewegen zu lernen, wo unter einem brillanten Schliff oft auch ein wunderbar schöner Kern hindurchschimmert. Wie allenthalben gibt es aber auch dort solche, wo einem der äußere Schliff viel zu kostbar scheint für das, was man aus dem innersten Centrum erkennen kann.

So hatte sich ein Graf, der wie jener Pesther Herr, nur darauf aus zu sein schien, irgend einen Sieg über das Herz eines Mädchens davon zu tragen, nur — um hinterher vor anderen damit renommiren zu können, den ungräflichen Scherz ausgedacht, seinen Wagen vor unserem Hause — wo Niemand wohnte, der ihm bekannt war — oft Stundenlang halten zu lassen, während er irgend wo, nur eben nicht bei uns war. Dadurch sollten die Leute ohne Zweifel glauben, daß ich nichts weiter zu thun hätte, als — seine geistreichen Reden anzuhören. — Ich, die nie auf Eroberungen ausging, auch viel zu einfach war, um aus Eitelkeit auf irgend welche Huldigungen etwas zu geben, ließ darum

aus Rücksicht auf — die armen Pferde — und auch wohl ein wenig auf mich selbst — durch Caroline uns verläugnen, sobald uns etwa die Ehre seines Besuches zugedacht war. Während dessen tranken wir aber vielleicht gerade mit Frau von Chezy in aller Harmlosigkeit einen vortrefflichen Kaffee, wobei wir unsere Betrachtungen über jene Herren machten, die, anstatt die Ehre eines Mädchens zu beschützen, gerade das Gegentheil zu fördern suchen. Uebrigens hat man mich allen Ernstes schon als Frau Gräfin darum ansehen wollen und mir gratulirt. Ja, wenn ich nur solche Ehre, selbst wenn sie allen Ernstes mir zugedacht gewesen wäre, für ein allein seligmachendes Glück hätte halten können. — An einem Titel kann sich das Herz doch wohl eben so wenig erwärmen als an materiellen Reichthümern? Nach und nach mocht es dem Herrn Grafen einleuchten, daß es vernünftiger sei, die armen Thiere im Stalle stehen zu lassen, anstatt vor meiner Thüre damit zu prangen.

Der geistreichen Frau v. Ch. dankten wir die interessante Bekanntschaft des Herrn von Maltitz; ein feiner sinnreicher Mann, dessen ernstes Wesen nicht selten wie leichtes Gewölk von seinen geistreichen Einfällen zerstäubt wurde. Obgleich ich ihn nur selten, am längsten einmal bei Frau v. Ch. gesehen habe, wo wir mit ihm und dem biedersinnigen Hoftheater-Intendanten Herrn v. Küstner eingeladen waren, so blieb mir doch der würdige Eindruck.

Die Damen, wie allenthalben außerordentlich liebenswürdig, bezaubern auch dort ihre Fremden wie ihre Einheimischen, und kann sich an dem bunten Getreibe des Salonlebens auch nicht Jedweder wahrhaft erfreuen, nun, so bleibe man draußen, was auch ich sehr oft gethan habe, und thun mußte, wollt' ich nicht zu Grunde gehen. Oft konnte sichs wohl treffen, daß dreimal des Tages nur Toilette gemacht werden mußte: Morgens zur Opern-probe, alsdann zu einem Diner, darnach auch wohl zu einer

Soirée. Das halte ein Anderes aus. Jene reichen Banquier-Häuser, denen ich in München durch die gastfreundlichen und kunstliebenden Familien Benedikt und Dreifuß in Stuttgart empfohlen wurde, haben in ihren Arrangements einen Reichthum und eine Eleganz entfaltet, wie ich es kaum irgend wo noch gesehen hatte. Nach all diesen Vergnügungsstrapatzen hab ich jedoch — man möge mir verzeihen — das Künstlerleben bisweilen in alle Welt hinaus gewünscht. Nein, nur nicht so viel des Schönen und Guten, das erschlafft mehr, als alles Arbeiten und Studiren. Die größte Oper zu singen, war mir nicht so anstrengend, als ein solcher Tag des fortwährenden Vergnügens und Genusses.

Zum Anschauen all der herrlichen Kunstwerke würde uns bei diesem Leben und Treiben beinahe keine Zeit geblieben sein, und doch benützten wir jeden freien Moment, um die Seele mit den erhabensten Eindrücken zu erfüllen.

Wir hatten das alte gothische Nürnberg noch zu lebhaft im Gedächtniß. Die grandiosen Kirchen, in deren religiöser Bildersprache sich der fromme Sinn der Alten in eben so rührender Weise verewigte, als sie durch ihren hohen Verstand in der architektonischen Anordnung und ihren großen Fleiß in der technischen Ausführung die erhabensten Beispiele gegeben haben. All die traulichen Erkerchen, die wunderlichen Thürmchen und phantastischen Giebel standen noch zu lebhaft vor unserer Erinnerung. Es war uns nun, als hätten wir die Gesellschaft einer ehrwürdigen altdeutschen Jungfrau so eben verlassen und seien mit einem Male vor die erhabene Einfachheit reizender Grazien des Alterthums getreten.

Da es Winter war, so mußten wir all diese Paläste und Tempel im Wagen beschauend umfahren, Alles nur zu flüchtig und oberflächlich betrachten, und doch war der Eindruck auf dem Schloßplatz so überwältigend großartig, daß wir uns in eine Mährchenwelt verzaubert glaubten.

In wunderbarer Schönheit prangt der herrliche Königspalast; ihm zur Seite der einfach griechische Thalientempel. Und welch imposanten Anblick gewährt die großartige Ludwigsstraße!

Nachdem wir noch all die schönen Kirchen bewundert hatten, zog es uns immer wieder nach jenen, von tiefer Stille umgebenen Tempeln der Kunst; am öftesten aber in die weiße Marmorburg zu den klassischen Schönheiten des Alterthums. Dort war ich der Art in Anschauen versunken, daß ich, ohne es nur zu fühlen, bald selbst zu Stein gefroren wäre, so begeistert es auch in mir glühte.

Schon im vergangenen Monat Juli dieses Jahres kam der Direktor der italienischen Oper in Wien, Signor B., den ich 1836 mit seinem Kontrakt zur einen Thüre hinaus geschickt hatte, mit einem Anerbieten von zwölf Gastrollen, für jede derselben 200 fl. CM. und der Garantie einer halben Benefice-Vorstellung von 500 fl. CM. zur andern Thüre wieder herein.

Er war sich nun mit Recht bewußt, das Aeußerste gethan zu haben und fügte hinzu: „Nur um Ihnen zu beweisen, wie sehr mir daran liegt, Ihr ausgezeichnetes Talent wieder hier bewundern zu machen, will ich, um großmüthig an Ihnen zu handeln, diese Benefice bewilligen, wohlverstanden, daß nicht nur die baare Einnahme, sondern auch alle Geschenke, welche Ihnen zukommen könnten, zum Empfange dieses Abends Ihnen zugerechnet werden.“ Es war das nun wohl ein sehr ehrenvolles Anerbieten, aber, ich war durch anderweitige Anträge bis zum Schlusse dieses Jahres versagt und hatte mir nun ernstlich vorgenommen, von München aus über Straßburg nach Paris zu reisen, um dort vorerst nur zu hören und zu sehen, was ein dramatischer Sänger zu leisten vermag.

Mittlerweile erhielt ich auch von Bologna ein Anerbieten,

welches im gebrochenen Deutsch von einem dortigen Singmeister abgefaßt ist, der im Auftrag seines Direktors nach Deutschland reisen mußte, um die deutschen Sängerinnen zu hören.

Bologna, 10. Januar 1838.

Verehrteste Fräulein!

Da ich das Vergnügen gehabt habe auf meine Durchreise (dieses Jahrs) in Nürnberg Sie so brillant zu hören in Norma, und zu admiriren, und da ich jetzt glücklich in di Gazetta di Milano erfahren habe Sie befinden sich in München wo das Auditorium das Glück hat Ihre schöne und klangvolle Stimme zu bewundern, so nehme ich mich die Freiheit zu wagen Sie unterthänigst zu bitten mir durch paar Zeilen wissen zu machen ob Sie nicht die Lust hätten nach Italien Angagement zu bekommen. Die Sache befindet sich so: Da die Damen Unger und Schütz schon zu viel bekannt, so habe ich den Auftrag von meinen Antrepreneur Sig. Griffanti Giuseppe welche für die künftige Frühjahr di Theater zu Bologna, Venezia und Livorno zu dirigiren hat einen Angagement an Sie zu machen mit dem bemerken wen es Ihnen angenehm wird in Italien längere Zeit zu bleiben für das erste Jahr 15,000 Zwanziger, zweite 20,000 Zwanziger und dritte 25,000 Zwanziger und 4 Benefiz-Vorstellungen jährlich.

Wenn Sie aufnehmen wollten ein Engagement die wird Sie zugesichert durch das Haus Jorlonia in Rom an das erste beste Haus in München wo Sie wollten. Auch die Reise-Kosten von München nach Bologna bis 100 fl. C.-M. werden entrichtigt. Ich werde mich sehr glücklich schätzen Sie zu sehen in Italien! versichert dass Sie werden eine brillante Kariere machen, die noch eine andere Sängerin

aus deutschland nicht gemacht hat und wenn Sie mir erlauben zu kennen den Geschmack des Italienischen Publikum — Ihre Stimme, Figur, und Vortrag ist schon jezt ganz Italienisch. Sie werden doch so gnädig seyn liebenswürdigste Fräulein mir bald eine Antwort zu geben? In tiefster Ehrfurcht

Antonio Steccki.

Es wäre vielleicht mein Glück gewesen, wenn ich diesem Rufe gefolgt wäre, anstatt meiner Lernbegierde nachzugehen und durch allerlei Unfälle, Erkältungen, Unruhen u. s. f. dahin zu gelangen, wohin es in Paris mit mir kam.

Meine Gastspiele in München gingen unter den glänzendsten Erfolgen von Statten. Mit der dortigen Primadonna hatte ich schon in Stuttgart oft gesungen, und weil ich wußte, daß die Prinzessin im Robert eine ihrer allervorzüglichsten Parthien war, so wollte ich ihr auch zu allererst einen Sieg über mich einräumen, indem ich als erste Rolle nur die bescheidene Alice wählte. Was konnt' ich dafür, daß, wie ich noch aus einer Zeitschrift ersehe, die freundlichen Münchner mich nicht so bescheiden im Hintergrunde ließen. Uebrigens war es einem Publikum doppelt so hoch anzurechnen, wenn es neben einer so brillanten Prinzessin noch so warmes Interesse für eine Alice haben konnte; für das schüchtern einfache Landmädchen, die durch keine glänzenden, dankbaren Musikstücke die Bewunderung der Zuhörer gewinnen kann, sondern sich nur einzig und allein durch das innigste Anschmiegen an ein höheres Wesen Theilnahme und Sieg bereiten konnte. Ein hochherziger Charakter, eine sittliche Erhabenheit, wie sich beides aus Alicens glaubiger Seele entwickeln mußte, kann wohl erfreuen,

begeistern und erschüttern, aber weder be- noch verzaubern, und somit kann ich gar nichts dafür, wenn das verwöhnte kunstsinnige Publikum meiner Leistung mehr Theilnahme schenkte, als manchem lieb sein mochte. Es ist übrigens für einen fremden Künstler ungemein peinlich, wenn man es fühlen muß, mit welcher Aengstlichkeit oder bisweilen auch Leidenschaftlichkeit einige getreue Beschützer die Ehre ihrer eignen Talente anderen gegenüber aufrecht zu erhalten bemüht sind. Ich konnte doch, um weder Mißgunst noch Neid zu erregen, nicht wohl von der Bühne herab sagen: Verehrungswürdigste, lassen Sie sich gefälligst die Hände binden, es wird sogleich ein Moment kommen, der sie aufregen könnte! Ich mußte mir's nun eben gefallen lassen, wenn die Leute trotz aller Kälte warm wurden und konnte nichts dagegen einwenden, wenn mir deßhalb da und dort eine Sängerin unhold wurde, oder gar bei meinen mir vorgeschriebenen Liebeserklärungen den Rücken zukehrte. Ich glaube, daß es das Beste sein wird, wenn ich das Kapitel über empfangenes Wohlwollen von Künstlerinnen, so wie jene Huldigungen der sehr stark nach Louisd'or schmachtenden Recensenten überschlage und zu etwas Anderem übergehe.

Auch in München mußte ich bei erhöhten Preisen singen, was bei einer so strengen Kälte wie damals um so leichter die Begeisterung hätte beeinträchtigen können, da ich ja fast in lauter abgesungenen alten Opern auftrat, und doch sind meine Darstellungen auf zehn erhöht worden. Alice im Robert, Fidelio, Emeline in der Schweizerfamilie, Tancred, Romeo zweimal, Norma, Zerline in Fra Diavolo, Armando im Crociato zweimal.

Eine unbeschreibliche Freude war es mir, unter Franz Lachner's Direktion zu singen; sein Orchester hat Nerv und Delikatesse im Accompagnement, wofür eine Sängerin, die mit ein wenig Passion begabt ist, wie ich es war, doppelt dankbar zu sein Ursache hatte. Es ist nichts quälender, als wenn man zwischen dem Fluge der Gedanken und einem hinkenden oder lahmen

Orchester sich befindet, fortgerissen hab' ich es wohl, allein es kam mir dann vor, als sollt' ich eine alte Frau in's Tanzen bringen.

Nachdem die ersten acht Gastrollen mit seltnem Beifall und Jubel ehrenvollst gewürdigt wurden, flogen am Schlusse der neunten und letzten Gastrolle „der Kreuzritter“ tausende von schön abgefaßten und buntgedruckten Kränzen von den Logen und Gallerien, auch blühende Kränze wurden gespendet. Nach der Vorstellung wurde, was hier noch nie einer Sängerin oder einem Theatermitgliede widerfahren sei, unter Fackelbeleuchtung eine glänzende Serenade gebracht, trotz der strengen Kälte waren mehrere Hunderte zugegen und lautes „Vivat“ erschallte.

S. Majestät der König verlangten mit ausdrücklichem Befehl die Wiederholung dieser Oper. Bei überfülltem Hause und unerhörtem Jubel schied ich aus den geliebten Hallen. Das waren innigst erwärmende Sonnenstrahlen, unter denen mir die Seele voll Dankbarkeit erglühet für die hohen und edlen Bewohner des deutschen Athens.

Straßburg.

Als uns auf der Reise hieher bei Ellwangen der Wagen umgefallen war, verlor ich meinen ehrwürdigen Quintilian. Ich hatte ihn stets im oberen Seitentäschchen des Wagens, und während sich wohl manche Andern in die lieben und schmerzensreichen Sentimentalitäten eines Romanes versenkt hätte, labte ich mich an jener kernhafteren Kost. Nun war er irgendwo im Schnee begraben und Gott weiß wer meinen seit so vielen Jahren treuen Begleiter in die Hände bekam.

Ich kann mir wohl denken, daß Mancher sagen wird: alle diese Betrachtungen, Systeme und wissenschaftliche Analysirungen sind erst entstanden, als die Kunstwerke schon da waren. Ein Genie aber bedarf nicht erst belehrender Bücher, es muß selbst

nur Naturbeobachtungen machen und sein eigenes Gefühl walten lassen. Die Natur aber, wie man sie in unsern geselligen Kreisen, oder auf der Straße zu studiren bekömmt, wäre mir nun eben doch nicht ausreichend gewesen, für die hohen Leidenschaften meiner Charaktere und das was ich an unsern dramatischen Naturgenie's gesehen hatte, ließ ich ihnen als ihr Eigenthum. In mein eignes Talent war ich aber niemals so verliebt, daß ich es für überflüssig gehalten hätte, jenen tieferen Beobachtungen zu lauschen und die goldenen Regeln meines alten Meisters in zehn- und zwanzigfältiger Umgestaltung mir zu denken. Es waren das nun wohl nichts als kleine Vorstudien, die aber dem Künstler bei der Verkörperung einer Idee, bei der Individualisirung eines Charakters von unschätzbarem Nutzen werden können. Nun war mir das liebe Buch verloren gegangen und dieses nebst dem Wagensturz das zweite böse Omen auf dieser Reise.

In Straßburg angekommen, wollte man mich ungesungen nicht passiren lassen, und obgleich ich durch Erkältung und Alteration bei obigem Fall ein wenig heiser geworden war, so sollte und mußte ich dennoch dem allgemeinen Wunsche nachgeben.

Durch ein russisches Dampfbad hatte ich mich schon in Dresden einmal augenblicklich von einer Heiserkeit befreit und hier gelang es auch. Nur mußte ich, nachdem ich dies gethan hatte, hier ein ungeheiztes Theater betreten, während es dort Sommer war.

Ich sang aber dennoch und es ging auch mehrere Abende ganz gut.

Schon im Mai 1837 und im Dezember desselben Jahres hatte ich in Straßburg Gastrollen gegeben und zwar unter so unerhörtem Jubel, daß, obgleich ich eine halbe Stunde vor der Stadt wohnte, eines Abends, wie man mir sagte, über tausend Menschen, voran die Mitglieder des Liederkranzes mit Fackelbeleuchtung hinaus gezogen kamen.

Die freundlichen Mitglieder desselben sangen mir ihre schönsten Lieder und der ehrwürdige Dichter, Hr. Lamey, hatte in ihrem Namen ein Lied seltener Art aufgezeichnet, welches mir in rührend feierlicher Weise überbracht wurde. Das Alles war ihnen aber noch nicht genügend, mit einem Male wurde unser Haus von bunten Feuersäulen umgeben, die unter Vivatrufen zum Aether aufflammten.

Es ist nicht zu beschreiben wie demüthigend solches Aufglühen menschlicher Begeisterung ist. Am liebsten würde ich, wenn es sich nur hätte thun lassen, dabei unsichtbar geworden sein.

Auf der Bühne, nun ja, da geht es noch an, wenn die Zuschauer mit dem Künstler von einer Idee sich tragen und beseligen lassen. Außer jener Bretterwelt aber fiel mir jede Art von Huldigung doppelt schwer auf's Herz. Dort war ich mir doch wenigstens bewußt, meine besten Gedanken und Empfindungen ausgestreut zu haben. Hier — hatte ich nichts zu geben, kaum daß ich einige arme Worte für all' das Empfangene hervorzustottern vermochte.

Eine andere Ueberraschung ist mir auf dem Straßburger Münster widerfahren. An einem festlichen Abend, den wir im Lamey'schen Hause zu erleben die Freude hatten, war die Stunde besprochen worden, in welcher wir am andern Tag den Thurm ersteigen wollten. Auf der Plattform angekommen, ertönte aus den Höhen der steinernen Filigranspitze ein feierlicher Gesang. — Es hatten sich dort abermals eine große Anzahl Mitglieder aus Straßburgs Liederkranz versammelt und in feierlicher Weise ihre Gesänge dargebracht. Die Wirkung war unbeschreiblich schön, und ich war nur glücklich, daß über mir einem Würdigeren dieser schöne Gesang entgegentönte.

Auch der berühmte Kirschstein hat meinem Profil die Ehre angethan, dasselbe in verschiedenen wohlgetroffenen Gypsabgüssen zu veröffentlichen. Unter all diesen Ehrenbezeugungen und Hul-

digungen wurde mir aber auch ein ganz ungewöhnliches Geschenk von einem Becker zu Theil. Lorbeere und Gedichte hatte ich bereits in Hülle und Fülle, ja, sogar einen silbernen Kranz, aber noch nirgends ist mir ein — Hefenkranz — gebacken worden. Ja, einen Hefenkranz mit Rosinen und Mandeln bestreut habe ich auch bekommen!!

In den Privathäusern des Herrn Stadtrichters S., des Doktor E. und der lieben gastfreundlichen Kaufmannsfamilie R., wo wir das letzte Mal wohnen mußten, haben wir gar liebevolle Beweise von Gastfreundschaft empfangen. Auch dieses Mal war trotz aller Kälte ein Zuströmen in die eisigen Kunsthallen und ein Enthusiasmus, wie er, seitdem das Theater stand, noch nicht erlebt worden sei.

Bei der letzten Vorstellung schlug mir ein allzu dramatischer, oder vielleicht auch nur täppischer Tybald als Romeo im Gefechte den Daumen der rechten Hand beinahe halb durch. Mit verbundener Hand sang ich, wie es einem Helden geziemt, meine Rolle weiter. Die feurige Jugend habe sich jedoch, wie ich hörte, meines zerschlagenen Handschuh's bemächtigt, ihn in tausend Stücke zerschnitten und dieselben mit solchem Stolz über der linken Brust getragen, wie kaum einer, der den rothen Adlerorden erster Klasse gnädigst verliehen bekam.

Diesmal theilte ich meine Kränze mit der geliebtesten Schwester, die schon in Breslau und auch hier mit vielem Glück neben mir gesungen.

Ich muß dieser duftenden Gaben mit doppelter Wehmuth gedenken, denn es waren die letzten Blüthen am ersten Abschnitt meines Künstlerlebens. Von hier an verschloß eine unsichtbare Hand allmälig die Pforten meines Glückes auf längere Zeit.

Paris.

Wer möchte auch hierher kommen, um in einem mit Marmorplatten und Strohteppichen belegten Salon am Cheminée-Feuer einem herannahenden Katarrh und dem prophetischen Gesang der drei Parzen geduldig entgegenharren! Hatte ich im Vaterland doch Alles stehen und liegen lassen, um hier mich nun satt zu schauen, zu bewundern und mit vollen Zügen die Vollkommenheiten der französischen Künstler-Notabilitäten zu genießen.

Wir wohnten nahe dem Boulevard rue Richelieu, hôtel de Colonies, in einer Straße, wo man die Unruhen aus erster Quelle genießen kann. Bei solchem Treiben läßt es sich leicht erklären, warum die Franzosen in ihren Tragödien solche Nerven-Proceduren ertragen können. Wer Tag und Nacht unter diesem Spektakel existirt, dem muß man auch wohl im Theater an der großen Glocke der Leidenschaft schellen, soll sein Gemüth noch gereizt, bewegt und erschüttert werden.

Das Erste was wir dort gesehen, war eine Tragödie, Caligula. Ich meines Theils müßte sehr lange in Frankreich sein, um durch den feierlichen Pathos des französischen Heros wahrhaft bewegt zu werden. Zudem steht diese Schule der Deklamation gar nicht im Einklange mit ihrer Aktion. Während sie durch ihren Alexandrinerpathos die Gefühle und Leidenschaften aus den Tiefen ihrer Seele wie aus einem Ziehbrunnen herauf zu holen scheinen, bewegt sich ihre Geberdensprache meist in enganschließenden, kurzen, oder in weit ausgebreiteten, nichtssagenden Gesten. Mir blieb auch von der Darstellung des Caligula kaum noch etwas in der Erinnerung, als die überaus steifen Knieen, welche der Held des Stückes für seinen Charakter eben so wenig aus dem classischen Alterthum herüber geholt haben konnte, als die

schwunghaften zierlichen Salonsbewegungen seiner Hände. Eine ihrer bekanntesten Manieren, wodurch sie die höchsten, aber auch minder bedeutungsvollen Freuden und Leiden auszudrücken pflegen, besteht in den schon früher einmal erwähnten hochfliegenden Nervenzuständen; zuerst fängt hierbei die eine vorgestreckte Hand zu zittern an, dann tremolirt die Stimme, alsdann der Körper und auch die andere Hand, und nun zittert und zappelt das ganze Geschöpf bis auch das Publikum in's Zappeln kommt und — applaudirt. So etwas nennt man alsdann in der Theatersprache Kunst. Wir Deutschen können jedoch das Kunststück auch zurecht bringen, wenn ich es auch nicht jeden Abend hätte anwenden mögen, um das Publikum in Schauer und Schrecken zu versetzen. Ich möchte wohl wissen, was man alsdann in solchen Momenten thun müßte, wie z. B. in der Oper: Templer und Jüdin, wo der armen Rebecca an der Schwelle des Todes ein Signal verkündet, daß ihr ein Retter naht, wo sich die geängstigte Brust von erstarrenden Todesahnungen immer mehr zu entfesseln beginnt, alle Pulse in steigender Freudigkeit immer lebhafter dem ersehntesten, geliebtesten Beschützer entgegenfliegen, der da erschien, um sie vom Tod in's Leben zurückzuführen. — Und was müßte Fidelio thun, wo Leonore dem Mörder ihres Gemahls mit den Worten entgegenstürzt: „Tödt' erst sein Weib!" und dieser durch ihre nach seinem Leben zielende Waffe wie von einem Blitz getroffen in die Hölle zurücksinkt, wohin er gehört. Da ist es wohl am Platz, mit der kleinen Waffe in der Hand und Freudenthränen in den Augen unter der schützenden Macht des großen Schicksalslenkers zu zittern, denn es ist hierbei, als hätten die Geister der Nacht ihre finsteren Thore für immer hinter sich zugeschlagen, als dränge nun durch alle Ritzen und Spalten des Kerkers Licht ein und göttliche Hülfe. — Bei jeder Kleinigkeit aber in's Zittern zu gerathen, ist gar zu theatralisch, gar zu fackelich. Am folgenden Abend wohnten wir einer Vorstellung in der Opéra comique bei. Le

domino noir wurde aufgeführt, worin mich die anmuthige Vortragsweise der Madame Damoreau-Cinti sehr anzog. Ueberhaupt fesselten mich jene Darstellungen am meisten, wo sich die Schauspieler im leichten Conversationston bewegen durften; darin sind sie unübertrefflich. Wo die Deutschen es für nöthig halten, eine ganze Hand hinzugeben, dazu verwenden sie oft nur die Spitzen ihrer Finger, wo jene mit beiden Augen hübsch lang und gründlich schauen, dazu braucht der Franzose nur einen flüchtigen Blick. — Ueber ihren Repräsentationen weht meistens ein Hauch des feinsten Anstandes, und wenn auch in diesem, sowie in der Anmuth, mit der sie sich zu geben bemüht sind, oft weit mehr Koketterie als Frische liegt, so bleibt die geistige Würze darin doch immer pikant. Die vollendetste Künstlerin, welche ich in der Repräsentation der bürgerlichen und Salon-Figuren sah, war Madame Mars. Sie soll damals schon ein hohes Alter überschritten haben und dennoch spielte sie jugendliche Rollen. Ich habe nie eine Frau gesehen, in der sich weibliche Anmuth in so liebenswürdiger Naivetät äußerte, als wie in ihr. Jede ihrer Bewegungen war voll Grazie, jedes Wort voll geistiger Lebendigkeit und Bedeutung. Die Sprache ihrer Augen war so bezaubernd, daß sie des Wortes entbehren und dennoch ihre geheimsten Gedanken in anmuthigster Weise hätte verrathen können. Leicht und elastisch war ihr Tritt und wie melodiös klang noch ihre Stimme! Bei ihr hatte man das erhebende Gefühl, was man beim Künstler haben soll, der nicht nach dem Beifall der Menge, wohl aber um den eines höheren Genius sich bewirbt, ihm gab sie sich aber auch mit aller Innigkeit einer geistreichen Französin hin.

Wir folgten eines Abends Meyerbeers gütiger Einladung und wohnten in seiner Loge der Aufführung seiner Hugenotten bei.

Es versteht sich, daß in Paris sehr viel für das Aeußere gethan wird, Dekorationen und Kostüme waren mit verschwenderi-

scher Pracht ausgestattet. Doch war das ganze von so betäubender Wirkung, daß mir von Allem insbesondere nur Duprez's Gestalt, welcher den Raoul gesungen hatte, immer wieder auftauchte. Er war durchdrungen von dem was er sang, hatte Begeisterung, Geschmack und verstand es, seine Stimme wie seine Geberdensprache ausdrucksvoll zu beseelen.

Herr Meyerbeer hatte die Güte, die Parthie der Valentine, die ich in der großen Oper singen sollte, gänzlich für meine Stimme einzurichten und ich verdanke nun seiner Güte nebst jenen sorgsamen Abänderungen, sogar auch den Clavierauszug genannter Oper, ohne daß ich nur jemals durch eine Execution dieser Parthie ihm meine Dankbarkeit beweisen konnte.

In der italienischen Oper hörten wir unsern Don Juan. Allen Respekt vor den Italienern, aber außer dem großartigen La Blache hat keiner weder durch geistige Auffassung, noch durch blose Gemüthsthätigkeit seiner Parthie genügen können. Das gleitete alles wohl recht gefeilt und leicht, zierlich und anmuthig dahin, waren aber keine Gestalten aus Mozarts Don Juan.

Die Donna Anna, eine schöne, reichbegabte Sängerin, hatte nur allzuflüchtig hinein gesehen in die sittliche Erhabenheit dieses großartigen Charakters, und anstatt ihre aus allen Pulsen strömende Liebe und Wehmuth vor der Leiche ihres ermordeten Vaters, den Geliebten zur Rache und Vergeltung zu steigern, blieb sie wie auch Don Ottavio während der erschütternden Scenen so ruhig, als spielten sie auf anständige Weise nur eine Komödie, als wäre die Musik nur des Singens wegen da.

Diesen Charakter hat denn doch unsere Schröder-Devrient ein Bischen anders aufgefaßt, gesungen und dargestellt. Ueberhaupt konnte ich weder an den französischen noch italienischen Sängerinnen eine so ausdrucksvolle Plastik in der musikalischen Betonung sowohl, als auch in der mimisch-plastischen Darstellung wieder finden, wie sie uns in Mad. Schröder-Devrient entzückte.

Die Zerline wurde allerliebst gesungen, aber außer ihrem spanischen Röckchen kam mir nichts in ihrem Wesen spanisch vor, im Gegentheil guckte allenthalben nur die gefeierte Sängerin heraus, die sich allerlei unzurechnungsfähige Eigenheiten erlaubte.

Don Juan wurde von einem berühmten Sänger gegeben, dessen Stimme leider von einer tremolirenden Manier dergestalt beherrscht war, daß seine Vortragsweise allen Lebensnerv entbehrte. Von einer aufwirbelnden, übersprudelnden Genialität, die ja wohl diesen Helden eigen sein müßte, konnte ich nichts gewahren, hingegen war ich froh, wenn er wieder ein Musikstück glücklich abgezittert hatte.

Ueber die Exekution des Orchesters und der Chöre habe ich mich nicht wenig gewundert; dergleichen hätte ich in Deutschland kaum in einer lahmeren Weise hören können. Don Ottavio, dem unter allen Sängern, die ich je gehört, Keiner an Kehlenfertigkeit zu vergleichen wäre, machte solche Wunder, daß man nur zu horchen hatte. Nicht genug, daß er Triller und Trillerchens Großmutter anbrachte, wo es nur irgend anging, auch den Violinen nahm er die Passagen und wo Ottavio in seiner Arie das hohe F. drei Takte lang aushalten sollte, machte er den Triller auf A. und die darauf folgende Passage und überließ dagegen seine Tonfiguren den Violinen. Die Wirkung war, wie er sie mit Benützung seiner Stimme ausführte, großartig und ich glaube auch, daß Mozart dem großen Sänger diesen Eingriff in sein Tonwerk verziehen hätte, wenn es nur nicht ein gar zu gewaltiges Haschen nach Effekt gewesen wäre. Nun folgte die Fermate. Zuerst kam ein langer Ton, dann verfolgten sich nach einander drei Reihen chromatische Läufe, die aus den obersten Regionen seiner Stimme in die Tiefe hinab perlten; alsdann erhob sich von unten hinauf eine Trillerkette und so machte er fort, bis Einem Hören und Sehen verging. Es versteht sich, Alles in musterhaftester Vollendung und unter rasendem Applaus

des Publikums. Wie schön und passend wären diese Zauberkünste an dem Grafen Almaviva im Barbier von Sevilla gewesen. Bei Mozarts Musik aber, da empört sich nun einmal unser Gefühl gegen solche Kunststücke, wenn man auch vor solcher Technik den größten Respekt haben muß.

Die Krone des Ganzen war Lablache. Er war überhaupt der großartigste Sänger, den ich jemals hörte. Ich kann die Ueberraschung nicht beschreiben, als in der Introduktion seine Stimme in den Worten an mein Ohr schlug: „Note e giorno faticar.“ — Es würde wohl kaum schöner getönt haben, wenn irgend wer goldene Glocken geschlagen hätte, so schön war die Stimme, so vollendet seine Artikulation, die in Allem, was er sang, wie scharf geprägte Münzen ihm von den Lippen glitt. Wie spielte er aber auch diese Rolle! Schalkheit, Ironie, Muthwille, Humor schlugen mehr oder weniger so ergötzlich in einander um, daß man sich diesem Hauptschelm aller Schelme nicht interessant genug vorstellen kann, gesehen muß man ihn haben, um einen Begriff vom Leporello zu bekommen. Da war nichts Plumpes, nichts Abgeschmacktes, nein, er hätte durch seine Ehrbarkeit das vollste Vertrauen jeder Frau gewinnen müssen; wie sang er nur die Arie zur Donna Elvira: „Madamina! il catalogo è questo etc.“ Aus all' seiner Schalkheit hindurch schimmerte eine so tröstende, so menschliche Theilnahme, daß ihr bester Freund kein rührenderes Mitgefühl zu entwickeln vermocht hätte, ohne eben die Stellung des Dieners zu vergessen.

Ich hörte ihn noch in Matrimonio segrèto, wo ich über seinem Spiel und Gesang die herrliche Musik anzuhören beinahe vergessen hätte. Wie leid that es mir, ihn nicht auch in einer tragischen Parthie gesehen zu haben, worin er eben so vollkommen gewesen sein soll.

Gleich in der ersten Zeit unsers Pariser Aufenthaltes hatten wir die große Freude, Ritter Sigmund von Neukomm's liebe Bekanntschaft zu machen, dem ich von Straßburg aus empfohlen war. Wer würde sich träumen lassen, unter den aufgekräuselten, immer nach neuester Façon gemodelten Parisern einem Manne von Distinktion noch in einem altväterischen Mäntelchen zu begegnen? Und doch hatte der hochberühmte Komponist, der fruchtbarste Schüler Haydn's, der intimste Freund des Fürsten Talleyrand, den Muth, aller Mode zum Hohn in einem alten dunkelblauen Mäntelchen mit kaum über die Schultern reichenden runden Kräglein durch die Straßen der tonangebenden Modewelt zu gehen. War er auch unter dieser Hülle im Frack, denn er ging immer im Frack, so gewann er doch insbesondere durch das vielleicht noch aus Haydn's Zeiten her stammende Alterthum sogleich meine aufrichtige Zuneigung. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Erhabenes, Gemüthreiches und überaus Vertrauen Erweckendes. Er gestand mir übrigens späterhin, daß auch ich sogleich seine Achtung gewann. Nicht etwa, als ob ich seine Sympathie durch ein ähnliches Alterthum erregt hätte, sondern weil ich ihm vielleicht nur eben einfach genug vorkam. Wie freute mich das! denn in unsrem grundsoliden Deutschland machte man mir nicht selten Vorwürfe deßhalb, daß ich denn doch auch gar zu wenig aus mir mache. Und hätte mich doch so leicht den einen Tag à la Grecque, den andern à la Turque, den dritten à la Chinoise frisiren lassen und auch eine gehörige Feder auf den Hut stecken können, aber so geht's, wenn der Mensch eben gar zu wenig aus sich zu machen weiß. —

Neukomm mochte etwa über die sechzig alt gewesen sein und da er die meiste Zeit in Paris gelebt hatte, so konnte er hinlänglich wissen, wie man sich dort zu verhalten hat. Man muß daselbst noch bei Weitem unzugänglicher sein, als irgendwo, gleich heißt es: qui voit-elle? Anfangs als mein Katarrh noch einen

milden Charakter hatte, ließ ich mich bisweilen hinreißen, mit Freund Neukomm ein wenig zu musiciren, zuerst theilte er mir Einiges aus seinen Werken mit, oder improvisirte er die erhabensten kühnsten Gedanken, die aus einem Blumenmeer von lieblichen Melodien in gigantischer Majestät emporragten.

Ich sang ihm dagegen, mit höchst mangelhafter Stimme, einige kleine Lieder. Als ich mich eines Tages auch noch an einige dramatische Bruchstücke wagte, und — so viel ich mich erinnere — das große Duett aus Medea: „Ihr drohet mir umsonst" ꝛc. gesungen hatte, versprach er, mich bei Cherubini einzuführen, was schon am andern Mittag geschah. Es klopfte mir das Herz, als wir vor dessen Thüre angekommen waren. Neukomm hatte unsern Besuch den Tag vorher bei seinem Freunde angekündigt. Man führte uns in ein kleines trauliches Stübchen und versicherte, daß der Herr Direktor nun bald kommen müsse, denn er habe es mit Bestimmtheit versprochen. Indessen wollte ich mir all die Sächelchen und Sachen in seinem Zimmer recht genau ansehen; aber kaum war ich vor seine Büste hingetreten, die in einer Ecke des Zimmers stand, als zu meiner großen Ueberraschung die Thüre aufging und — der gewaltige Direktor des Pariser Konservatoriums hereintrat. Er war ein kleines Männchen von etwa 80 Jahren, mit energischem Ausdruck. In Mienen und Haltung zeigte sich etwas Imponirendes, Ehrfurcht Einflößendes und aus seinen durchdringenden Augen sprach ein tiefer ernster Geist. Er reichte mir mit Freundlichkeit die Hand und sagte, er wisse wohl, daß ich seine längst verschollene Medea wieder auf die Bühne gebracht habe, er werde mich nächstens besuchen, wo ich ihm alsdann etwas vorsingen müsse. Er frug mich, ob man seine Musik in Deutschland noch gerne und oft hören mag. Ich, die immer meinte, man dürfte nichts sagen, wovon man nicht völlig überzeugt ist, besann mich erst ein wenig. Daß man sie gerne hört, wußt ich, aber *oft*? darüber hätte ich dem alten Herrn keine ganz

befriedigende Antwort geben können. Aber es fiel mir augenblicklich ein, daß ich ja selbst einmal in Dresden in einer seiner großartigen und schweren Messen mitgesungen habe. In Erinnerung dessen konnte ich mit voller Ueberzeugung ihm die Versicherung geben, daß die deutschen Künstler seine Werke nicht nur mit der größten Pietät aufführen, sondern auch die Zuhörer sie mit hoher Begeisterung anhören. Ich konnte ihm ja auch der Wahrheit gemäß versichern, daß sein Wasserträger den Deutschen eine der liebsten Opern sei.

Als wir uns entfernten, versprach er, mich recht bald zu besuchen, und wenn ich ihm auch nur zehn Takte aus Medea vorsingen würde. Ich wendete nun alle Mittelchen an und that meiner Stimme so schön wie nur möglich, damit sie fein artig und folgsam werde, aber es ging, wenn auch nicht gut, doch immer noch besser, als ich es nur erwartet hätte. Er kam, und wir sangen das Duett. Der alte Herr wurde aus Freude über die Erhabenheit seiner Composition ganz verjüngt und drückte mir einmal um das andere die Hände. Ich mußte ihm noch Einiges aus der letzten Scene vorsingen, was er mit tiefstem Interesse verfolgte. Er beschloß, diese Oper zur Aufführung zu bringen, und es handelte sich insbesondere nur noch darum, wie das zu bewerkstelligen wäre, da, wie er erzählte, nach den neueren Verordnungen alle Opern, welche ohne Recitative, nur mit Dialog ergänzt sind, nicht in der großen Oper aufgeführt werden dürfen, sondern in die — Opera comique — verbannt worden seien. — Das ist nun freilich nicht das passendste Terrain für dieses Sujet.

Einen recht wehmüthigen Eindruck machte das auf mich, als der hohe Greis immer wieder sein Köpfchen hin und her wiegte, sagend: Schade, daß ich schon viel zu alt geworden bin, um zu dieser Oper noch passende Recitative schreiben zu können, ich würde nur meiner Medea einen alten Kopf aufsetzen und dadurch ihr wie mir keine Ehre erzeugen. Ich konnte hingegen nur

versichern, daß ich nicht den Muth haben würde, vor den Franzosen ihre Sprache zu reden und besonders so zu declamiren. Das werde schon gehen, meinte Cherubini, er wolle indeß nur bei Mr. Duponchel (Direktor der großen Oper) zu bewerkstelligen suchen, daß diese Vorstellung in der großen Oper zur Aufführung gebracht werde.

Nun hatte ich nicht nur die von Meyerbeer mir so freundlich anvertraute Valentine, sondern auch Cherubini's Medea vor mir liegen, und es fehlte nichts weiter als meine sonst so kernhafte Gesundheit, um recht fleißig sein zu dürfen. Ich hatte mir nun ernstlich vorgenommen, keinen Ton weiter mehr zu singen und keinen Schritt mehr auszugehen, bis ich wieder ganz gesund sei.

Indessen ließ ich eine Französin täglich kommen, die mir den Text beider Parthien recht oft vorlesen mußte, wobei ich ihr die feinsten Nuancen abzulauschen bemüht war.

Es gingen mir bald Tag und Nacht diese Wortlaute im Kopf herum und anstatt es mit meiner Gesundheit besser wurde, ist es immer schlimmer geworden. Das widerwärtige Rückenstechen nahm immer mehr zu, und es mußte nun ein zweiter Arzt zu Hülfe gerufen werden, der eine Art Tubus mitbrachte, mit dem er die schmerzhaften Stellen meines Rückens aushorchte. Nun ging es an ein unbarmherziges Vampyrgeschäft. Zur Beruhigung sagte mir der Mann, daß es Damen in Paris gibt, die sich alle halbe Jahr zur Ader lassen und zwar einzig und allein darum, um — immer bleich und interessant auszusehen. Er producirte sein Kunststück an mir nun aber auch während des kurzen Zeitraums von fünf Tagen dreimal, wodurch der Schmerz jedoch keineswegs gestillt war. Mir kam er viel eher wie ein vernachlässigter Rheumatismus vor, und es ging nach diesen Forcemitteln immer schlimmer mit meiner Gesundheit.

Unser treuer Freund Neukomm kam ab und zu, um sich über meinen immer bedenklicher werdenden Zustand zu erkundigen.

Eines Tages erschien er recht wie mein guter Engel, die Schwester klagte ihm, daß ich in neuster Zeit gewöhnlich gegen Abend sonderbare Anfälle bekomme; da sei es, als hätte ich elektrische Schläge. Sie habe das wohl dem Doktor M. schon gesagt, aber entweder komme er dann gerade, wenn es vorbei oder noch zu erwarten sei. Neukomm der selbst schon oft durch Magnetismus glückliche Erfolge an Kranken bewirkt hatte, versprach noch am selben Abend mich zu besuchen. Er traf mich bereits in jenem Delirium. Ich weiß es noch wie heute, daß ich gerne mit ihm geredet hätte, allein es war als wenn die Gedanken mir fort und fort ausgegleitet wären. Er suchte mich durch Magnetismus zu beruhigen, aber es half nicht viel. Darauf eilte er um mir aus der nächsten Nähe selbst einen Arzt herbei zu holen. Schon war ich dem Ersticken fast ganz nahe, da kam er mit jenem Doktor glücklich herbei. Eiligst wurden mir nun fünf Gläser, in deren Höhlung brennende Papierstücke gethan waren, auf die Brust gesetzt, diese zogen nun augenblicklich hohe Blasen und der Athem wurde allmälig freier. Wäre Neukomm nicht gewesen, so würde ich einen abscheulichen Tod gestorben sein. Das Gefühl, ersticken zu müssen, ist furchtbar. Doktor M. erklärte den Zustand nach den Symptomen für einen Anfall von Nervenfieber. Meine arme Schwester war aus Alteration gleichfalls krank geworden, Karoline konnte mit dem besten Willen auf die Dauer nicht alle Nächte bei mir wachen, und es wurde nun auf Anrathen des Arztes eine Nonne zur Pflege bestimmt. Er ließ einige Zeilen weiter besorgen und in einigen Stunden trat die barmherzige Schwester bei uns ein.

Es war eine Dame, die die erste Blüthenzeit schon ein wenig überschritten hatte. Ihr ausnehmend sanftes, frommes und ruhiges Wesen that mir unendlich wohl. Es wirkte bald nicht nur auf mich außerordentlich wohlthuend ein, auch der gedrückte Gemüthszustand meiner armen Schwester wurde durch ihren Umgang aufgerichtet. Nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen ging es besser

mit mir und mein Appetit nahm allmälig mit Riesenschritten zu. Doch mußte ich darben und die bitterste Noth leiden, um durch strengste Diät das Fieber zu überwinden.

Mit zunehmender Genesung stieg auch der Schwester Frohherzigkeit und sie ging, wie sie es schon angefangen hatte auf meinen Wunsch wieder in die Singstunden zu dem damals berühmtesten und kostspieligsten Singlehrer Signor B., der für eine Lektion nicht weniger als einen Louisd'or zu nehmen pflegte und dennoch bis in die späteste Nacht hinein versagt war. Man mußte nur froh sein, wenn er sie neben einer seiner früheren Schülerinnen annahm, so daß diese alsdann mit einander die Stunde und das Honorar zu theilen hatten. —

Eines Tages, als die Nonne sich ganz allein bei mir wußte, vertraute sie mir ihre theuersten Geheimnisse. Sie war die einzige Tochter einer hochadeligen Familie, die meist den Sommer über in der französischen Schweiz zubrachte. Dort verliebte sich ein Mann in sie, den man allgemein den schönen Junker Hans genannt habe. Er sei aber auch schöner gewesen, versicherte sie, als alle Bilder, die sie in ihrem Leben jemals gesehen. Als es die Eltern merkten, daß sie für einander Neigung gefaßt hatten, so untersagten sie ihr den Umgang mit ihm auf's Strengste. Darnach die Liebenden aber nur um so eifriger Mittel und Wege suchten, sich gegenseitig heimlich Briefe zuzusenden.

Es kam nun ein reicher Graf, den sie jedoch nicht leiden mochte, der sich aber um ihre Hand allen Ernstes bewarb. Mit diesem sollte sie sich auf den Wunsch der Eltern vermählen. Sie versicherte, daß sie keine Neigung zu ihm fassen könne, und daß sie die unglücklichste Frau werden würde, wenn man sie zu dieser Heirath zwänge. Darauf habe man ihr die Wahl gestellt, ob sie ihn heirathen oder in's Kloster gehen wolle.

„Tausendmal lieber wählte ich das Letztere, aber, sagte sie, ich hoffte immer, daß er, Gott verzeih' mir die Sünde, kommen

würde, um mich zu entführen. Die Zeit, wo ich noch Novize war und wieder hätte austreten können, war mit vergebnen Hoffnungen bald verstrichen und so viele Briefe ich auch heimlich an ihn richten ließ, nie hab' ich eine Sylbe mehr von ihm erfahren. Vielleicht ist er todt, vielleicht hat er sich eine andere erwählt, ich weiß es nicht." Darauf weinte sie bitterlich, zog ihr Kreuzchen aus dem Busen, küßt' es und sagte: „Das ist nun mein einziger höchster Bräutigam, denn ich bin nun für immer in den Orden eingetreten." Als ich sie fragte, ob, wenn er hieher käme und krank würde, und auch die Hilfe einer Nonne sich erbäte, sie ihm wohl einen gleichen Dienst, wie mir erweisen dürfe, antwortete sie: „O gewiß, aber er müßte auch sehr schwer krank sein, denn sonst verlangt der Arzt keine Nonne und dann werden zu Herren gewöhnlich die ältesten Schwestern gesendet. Ach, wenn ich ihn doch nur noch einmal im Leben sehen könnte, ich wollte ja dann gerne sterben!" Das arme Geschöpf dauerte mich und ich hätte ihr gerne zur Erfüllung ihres Wunsches als Vermittlerin hilfreiche Hand geboten. Ich stellte ihr jedoch vor: Wenn er aber käme — mit denselben innigen Gefühlen wie einst — und sie nun in diesem Gewande sähe; würden Sie und er sich dann nicht noch viel unglücklicher fühlen, wenn Sie ihn von sich weisen, in seine frühere Einsamkeit zurück stoßen müßten? „Ach das fühl' ich wohl, daß ich ihn nie als weltlichen Bräutigam vor mir sehen dürfte, aber als geistlichen! O wie glücklich wär' ich, wenn er mir einmal als frommer Bruder eines heiligen Ordens begegnete! Dieser Gedanke tröstet mich immer und erfüllt mich mit den schönsten Hoffnungen. O, wenn sie es dahin bringen könnten." — Sie umfaßte flehend meine Hände. Ich versprach, an ihn zu schreiben und hab' es auch gethan, aber ohne Erfolg.

Als sie das letzte Mal zu mir kam, fiel sie mir um den Hals und gab mir beim Abschied eine Locke und ein Bildchen, welches den heiligen Franziskus vorstellte; das soll ich ihm geben, wenn

er mir einmal im Leben begegnen würde. Wie gerne hätte ich das und noch viel mehr für die gute Seele gethan, aber so viele Mühe ich mir auch gab, so konnte ich doch nicht erfahren, ob und wo er lebt.

Während der Dauer meiner Krankheit überwältigte mich oft ein unaussprechliches Heimweh nach der geliebtesten Mutter. Wir haben ihr von all' dem Jammer nichts geschrieben und so glaubte sie nicht anders, als daß nur ein böser Husten mich vom Singen abhält. Ich durfte nun (es hatte schon der Monat Mai begonnen) allmälig mich daran wagen, mein Krankenlager zu verlassen. Neukomm war und blieb sich in seiner aufopfernden Fürsorge treu. Kam er anfangs auch nur, um flüchtig durch die Stube zu streifen und die Nonne über meinen Zustand auszufragen, so zeigte er sich nun, wo ich mir wieder mehr als es nur gut war, selbst überlassen blieb, jeden andern Tag und erzählte mir dann zur Zerstreuung und Erholung von seinen reichen Erlebnissen, von dem Umgang mit seinem geliebten Lehrer u. s. w. Wie wenn ein junger schöner Frühlingsmorgen an Neukomm's Seele vorüberzöge, so erschien es mir, wenn er der Studienzeit bei seinem Meister Haydn gedachte, der ihn wie einen Sohn geliebt und gehalten habe. Alles was er mir über jenen Umgang mittheilte, hatte die heilige Weihe eines Frohherzigen, kindlich frommen Gemüthsaustausches. So streng Haydn auch auf Ordnung und Pünktlichkeit gehalten habe und hinter der Arbeit keinen Spaß verstand, so naiv und heiter habe er doch bei den Analysirungen irgend eines Gedankens werden können. Hingegen habe er sich religiösen Gefühlen stets mit solcher Innigkeit hingegeben, daß man es ihm anfühlen konnte, wie seine ganze Seele im Gebete sich verklärte.

Einen so interessanten Lebenslauf wie Neukomm hat wohl kaum ein zweiter Componist erlebt.

Ueberzeugt, daß es den Verehrern seiner in Deutschland leider noch gar zu wenig verbreiteten Meisterwerke von hohem Interesse sein wird, Näheres über den Mann zu erfahren, der wohl verdiente, in seinem Vaterlande bekannter zu werden, will ich es versuchen, aus dem, was mir durch mündliche und schriftliche Mittheilungen geworden ist, eine biographische Skizze von ihm zu geben.

Ritter Sigmund von Neukomm, geboren am 10. Juli 1778 zu Salzburg, ist von 23 Kindern desselben Vaters und derselben Mutter der Erstgeborene.

Seine Anlagen reiften durch die sorgliche Pflege seines Vaters sehr frühe. Dieser war erster Lehrer an der Haupt-Normalschule, und ein wissenschaftlich gebildeter Mann (vorzüglich bedeutender Hellenist). Kaum vier Jahre alt, konnte der kleine Sigmund schon geläufig lesen; mit dem fünften Jahre schrieb er eine leserliche Schulhand. Noch nicht sieben Jahre alt, fing er an Musik zu lernen. Im achten Jahre begann sein lateinischer Unterricht, den er dann ununterbrochen fortsetzte und auf der Salzburger Universität in seinem achtzehnten Jahre nach geendigten philosophischen und mathematischen Studien schloß. Sein Lehrer in der Musik war der tüchtige Stadt-Organist Weissauer, der ihn bald als Stellvertreter bei den minder bedeutenden seiner sehr zahlreichen Kirchendienste verwenden konnte.

Schon in früher Jugend übte er sich nicht allein auf den gewöhnlichen Streich-Instrumenten, sondern auch auf den Blas-Instrumenten. Die praktische Kenntniß derselben ist ihm als Tonsetzer bei seinen Arbeiten sehr nützlich geworden. Später, als er bei dem Hoforganisten und Konzertmeister Michael Haydn, mit dem er durch seine Mutter verwandt, seine kontrapunktischen Studien angefangen hatte, erlaubte auch er ihm oft, an seiner Statt

bei den häufigen Gottesdiensten im Dom sowohl, als in andern davon abhängigen Kirchen die Orgel zu spielen. Noch nicht sechszehn Jahre alt, wurde er als wirklicher Universitätsorganist mit 52 Gulden (leichten Geldes) jährlichen Gehalt angestellt, erhielt auch bald darauf die Stelle als Opern-Correpetitor am Hoftheater, die er aber nach einem Jahre verließ. Im März 1797 ging er nach Wien, um unter Joseph Haydn, dem er von dessen Bruder Michael empfohlen war, seine musikalischen Studien fortzusetzen. In Salzburg hatte er bereits seine theoretisch-kontrapunktischen Studien vollendet, und Joseph Haydn übernahm es mit väterlicher Sorgfalt, seinen hochbegabten Schüler in dem so wichtigen ästhetischen Theil der Kunst liebevoll zu unterrichten. Mit unbeschreiblicher Innigkeit gedachte er stets seines geliebten Meisters und ich hörte ihn oft die Worte sagen: „Das dankerfüllte Andenken an meinen hohen Lehrer und dessen Güte für mich hat mich mein ganzes Leben hindurch ununterbrochen begleitet". Von seinem Vater hatte er gelernt, mit Minuten haushälterisch zu wirthschaften, und so gewann er auf diese Weise Stunden für mancherlei Nebenbeschäftigung. So übte er sich in den schönen Künsten überhaupt und trieb sogar auch aus Liebhaberei (aber auch mit Ernst) naturwissenschaftliche und medizinische Studien.

Auf diese Weise durchlebte er sieben an Thätigkeit reiche Jahre, gab den Tag über Unterricht im Klavier und Gesang; die unvergeßliche Milder war seine Schülerin vom ersten Anfange bis zu ihrem Erscheinen auf der Bühne.

Mit dem Monat Jänner 1804 fängt das Verzeichniß seiner Arbeiten an, welches von jener Zeit bis auf diesen Tag (25. August 1856), wo er mir die letzte gütige Mittheilung über den Inhalt seines Kataloges gab, 1,989 Nummern zeigt, von denen eine größere Anzahl wiederum 50—60, ja oft mehrere, zum Theil sehr bedeutende Tonstücke enthält.

Am 5. Mai 1804 reiste er nach St. Petersburg, wo er kurz nach seiner Ankunft als Kapellmeister vom Kaiserlich-deutschen Theater angestellt wurde. Er schrieb dort eine Oper „Alexander am Indus", welche am Krönungstage des russischen Kaisers mit vielem Beifall und Hervorrufen aufgenommen wurde.

In seiner Begeisterung für Schillers „Braut von Messina" komponirte er eine durch das ganze Stück durchgehende melodramatische Instrumental-Begleitung. Seiner Ansicht zufolge muß die begleitende Musik zu einem dramatischen Werke durchaus untergeordnet bleiben; aber doch mit dem Drama Hand in Hand gehen, und sich mit ihm so innig verbinden, wie sich das Gewand einer Statue anschmiegt, ohne daß die Formen derselben dadurch verloren gehen.

Ein heftiges Nervenfieber, das ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters zuzog, veranlaßte ihn, seine Stelle am Hoftheater in St. Petersburg aufzugeben, worauf er unter dem milderen Himmel von Moskau seine langsam fortschreitende Genesung abwartete und sich dann wieder ungestört musikalischen Arbeiten widmete.

Von dieser Epoche an komponirte Neukomm größtentheils, und in der Folge beinahe ausschließlich, Werke religiösen Inhaltes in deutscher, lateinischer, italienischer und russischer Sprache, zu welchen mehrere, von dem russischen Dichter Dershawin eigens für ihn metrisch bearbeitete Psalmen gehören.

In jener Zeit wurde ihm die Auszeichnung von der königlichen Akademie der Musik zu Stockholm, und bald darauf aber auch von der philharmonischen Gesellschaft zu Petersburg, als Mitglied ernannt zu werden.

Seiner Reise-Liebhaberei zu Folge besuchte er noch viele russische Städte und kam endlich am 21. Juni nach Berlin, wo ihm Zelter mit kräftiger Freundlichkeit so aufrichtigen Herzens entgegengekommen sei, daß er sich während der wenigen Wochen seines

Aufenthaltes mit inniger Freundschaft an ihn schloß. Durch diesen lernte er die Meisterwerke von Fasch kennen, die Zelter ihm zu lieb, in der blühenden Sing-Akademie aufführen ließ.

Er setzte seine Reise über Dresden, Leipzig, München, Salzburg nach Wien fort, wo er während eines dreimonatlichen Aufenthaltes seinen theuern Vater Haydn täglich besuchte.

Er war, so erzählt Neukomm, obgleich noch nicht volle 77 Jahre alt, während der letzteren Zeit seines Lebens ganz altersschwach geworden, jedoch mit Beibehaltung seines Gedächtnisses und seiner unaussprechlichen, gemüthlichen Liebenswürdigkeit — nur der lebenssprudelnde, anakrontische Geist, der seine unzähligen Werke beseelte, war verflogen und hatte sich in eine kränkliche Gefühls-Reizbarkeit aufgelöst, die sich bei der geringsten Veranlassung in Thränen ergoß. Drei Monate später, nachdem Neukomm Wien verlassen hatte, unterlag Haydn dem Grame, über das Unglück seines Vaterlandes durch den neu ausgebrochenen Krieg.

Von Wien ging Neukomm über Salzburg (wo er zum letzten Male seine schon seit mehreren Jahren erblindete Mutter umarmte) nach Montbeliard (Mömpelgard). In diesem romantisch gelegenen Landstädtchen führte er in dem Hause einer befreundeten Familie und im Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern ein „patriarchalisches Still-Leben", komponirte auch viel und beendigte dort für die reiche Benediktiner-Abtei St. Florian in Ober-Oestreich seine erste große Messe, unter dem Titel St. Florian.

Am 13. Mai 1810 reiste er nach Paris, wo er das Glück hatte, durch die Fürstin von Lothringen Vaudémont dem Fürsten Talleyrand vorgestellt zu werden, der ihm in der Folge ein väterlicher Freund geworden ist, und dessen Haus- und Tisch-Genosse er (seine dazwischen fallenden Reisen mit eingerechnet) mehr als 20 Jahre war. Des Fürsten Haus war der Sammelplatz aller Auszeichnungen jeder Art, und er als Mittelpunkt seiner

Umgebung, strahlte seinen feinen Geist nach allen Richtungen derselben aus.

Während der ersten vier Jahre seiner Anwesenheit daselbst enthält sein Katalog troß dem zu Zerstreuungen so sehr verlockenden Leben dennoch mehr als 60 Nummern, unter welchen einige größere Kirchenkompositionen in der Folge veröffentlicht worden sind. Dahin gehört das große Tedeum, welches bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges Ludwig XVIII. und in seiner und der ganzen königlichen Familie Gegenwart in der Kathedrale Notre Dame aufgeführt wurde.

Im Jahre 1814 begleitete er Fürst Talleyrand zum Kongreß nach Wien, wo den 2. Jänner 1815 in der St. Stephans-Kirche sein großes Vokal-Requiem in C-moll von mehr als 300 Sängern, in Gegenwart aller beim Kongreß anwesenden Kaiser, Könige und Großen aller Nationen, aufgeführt wurde. Die Veranlassung dazu war die Leichenfeier, oder vielmehr die Versöhnungsfeierlichkeit, die Fürst Talleyrand für den Sterbegedächtnißtag des durch Revolution ermordeten Ludwig XVI. veranstaltet hatte. Darauf wurde er von König Ludwig XVIII. zum Ritter der Ehrenlegion ernannt und in den Adelstand erhoben.

Mit seinem Prinzen nach Paris zurückgekehrt, benützte er das freundliche Anerbieten des Herzogs von Luxemburg, ihn nach Rio de Janeiro zu begleiten, wohin dieser vom Könige als außerordentlicher Gesandter geschickt wurde. Während dieser Reise nach Brasilien hat der hohe Minister in seiner liebenswürdigen Gemüthlichkeit nicht nur mehrere Motetten und andere Werke kirchlichen Inhalts, sondern auch — Märsche und erheiternde Stücke für die auf der Fregatte befindliche Militär-Musik komponirt.

Bedeutender Empfehlungen zufolge wurde er von dem dortigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Da Barca, einem Manne von aufgeklärtem Geiste und viel

umfassender Gelehrsamkeit, freundlichst aufgenommen und dem Könige vorgestellt. Dieser hatte ihm auf des Grafen Veranlassung einen für seine Bedürfnisse mehr als hinlänglichen Gehalt ausgesetzt, ohne ihm dafür die geringste Verpflichtung aufzuerlegen.

So lebte er von 1816 bis 1821 in der unmittelbaren Nähe der ihm gnädigst gesinnten königl. Familie. Er hatte sich in diesem Feenlande, wo Alles wundervoll, schön und großartig sei, den Menschen allein ausgenommen, viel mit Naturwissenschaft, vorzüglich mit Entomologie und Hortikultur beschäftigt, doch zählt sein Katalog fünfundvierzig in Rio de Janeiro komponirte Werke auf, unter denen er eine große Messe (Sti Francisci) auszeichnet, welche auf den Wunsch der Gemahlin Don Pedro's für ihren Vater, Se. Majestät Kaiser Franz I., komponirt wurde, und welche er in der Folge (1842) in der kaiserl. Hofkapelle in Wien in größter Vollkommenheit aufführen hörte.

Ein Anfall von Lungen-Entzündung drohte ihm gefährliche Folgen zu hinterlassen. Er bat daher ärztlichem Rath zufolge um Urlaub, auf ein Jahr nach Europa zurückkehren zu dürfen. Schon hatte er Alles zur Reise vorbereitet, da brach die Revolution aus.

Ich beschleunigte meine Reise, so erzählte er, aus diesem gänzlich verwahrlosten Lande, in welchem die bei Weitem größere Zahl der Einwohner aus schwarzen Sklaven bestand, welche durch eine Handvoll nichtswürdiger Wühler zur Ausführung aller ihrer verruchten Zwecke aufgereizt und mißbraucht werden konnte. Der panische Schrecken verbreitete sich vom König aus über Alles, was dem Hofe angehörte. Alle im Hafen befindlichen Kauffahrteischiffe waren in diesem allgemeinen „sauve qui peut“ gemiethet; Einer seiner alten Freunde, der sardinische Gesandte Marquis de Grinaldi, hatte noch mit genauer Noth ein altes, baufälliges, kaum segelfähiges, dänisches Kauffahrteischiff für sich und sein Gesandtschaftsgefolge gefunden,

worin Neukomm mit Dank den ihm darin angebotenen Platz annahm.

Der König, welcher mit seiner Familie und Umgebung schon geraume Zeit vor ihm in Lissabon angekommen war, beehrte ihn bei'm Abschiede mit dem königl. portugiesischen Christus-Orden, und nach einigen Monaten ließ er ihn auch mit dem von ihm in Brasilien gestifteten Empfängniß-Orden (a ordem da Conceiçao) in Paris überraschen.

Bald nach seiner Ankunft daselbst, wo er vom Fürsten Talleyrand sowohl als von seinen übrigen Freunden mit gewohnter Güte aufgenommen wurde, führte ihn seine bereits erwähnte Gönnerin, die Fürstin Lorraine-Vaudémont, im Hause des Herzogs von Orleans (nachmals König von Frankreich) ein, wo er, wie zu ihrer Umgebung gehörend, gnädigst aufgenommen und von der edlen Familie bald als „ami de la maison“ geschätzt wurde.

Sein Ostermorgen, den er 1823 vollendet hat, war als ein Kranz für den Sarg seiner gütigen Gönnerin, der Herzogin von Kurland, bestimmt. Nach diesem habe er außer mehreren kirchlichen und anderen Werken acht große, ganz durchkomponirte vier- und achtstimmige lateinische Psalmen ohne Instrumental-Begleitung komponirt.

Aus Klopstocks Messias hatte sich der Meister einen Cyclus von drei Oratorien zusammengestellt; diese bilden zusammen ein Ganzes und sind: erstens Christi Grablegung, zweitens Christi Auferstehung und drittens Christi Himmelfahrt. Die Aufführung eines jeden dieser Werke dauert ungefähr eine Stunde.

Von Iliѐres und Nizza, wo er mit Fürst Talleyrand den Winter zugebracht und das erste dieser drei Oratorien vollendet hatte, ging er nach Italien, in das Land seiner schönsten Jugendträume, wo Alles, was sich ihm allenthalben so reichlich darbot, seine kühnsten Erwartungen bei Weitem übertroffen hat.

Mit besonderer Liebe gedachte er seines hochbegabten Freundes Bunsen, mit welchem er während seines Aufenthaltes in Rom unter andern auch die Worte zu seinem Oratorium: „das Gesetz des alten Bundes" oder die zehn Gebote aus der heiligen Schrift zusammenstellte, die Neukomm in der Folge in's Englische übersetzte.

Nach Paris zurückgekehrt, komponirte er fünfzehn Psalmen für eine Singstimme, theils in deutscher, theils in italienischer Sprache. Darauf vollendete er am 23. März 1828 das Oratorium „das Gesetz des alten Bundes". Es ist in England unter dem Titel: „Mount-Sinai" im Klavier-Auszuge erschienen, und dort sowohl als in Nordamerika sehr bekannt. Auch in Berlin wurde es zweimal unter Neukomms Leitung aufgeführt. Die Zahl der Mitwirkenden war hier vierhundert.

Im September 1830 folgte Neukomm dem Fürsten Talleyrand nach London, wohin Letzterer als Ambassadeur vom König Louis Philipp gesandt ward.

Hier fängt für unsern Meister eine neue Epoche an. Seine Oratorien und andere bedeutendere Werke wurden bei allen großen „Festivals" in England, Schottland und Irland aufgeführt; und da er seine Werke in jener Zeit immer selbst dirigirte, so durchkreuzte er diese drei Reiche zu wiederholten Malen nach jeder Richtung hin.

Nachdem er eine Reise in das südliche Frankreich zurückgelegt und auf's Neue Italien besucht hatte, schiffte er sich in Toulon am 21. Dezember 1834 nach Algier ein, und stieg dort am 23. Abends an's Land. Er machte mehrere Reisen an der afrikanischen Nordküste, besuchte die Städte und Umgebungen von Bougie und Bone (das alte Hipona, der ehemalige Bischofsitz des heil. Augustin).

Den 28. Jänner 1835 kehrte er nach London zurück, wo er

mit rastloser Thätigkeit eine beträchtliche Anzahl von Werken religiöser Art komponirte.

Am 14. August 1837 dirigirte er bei der Enthüllung des Guttenberg-Monumentes sein großes militärisches Te Deum. Er hatte bei der Aufführung dieses Werkes (auf freiem Platze) 12—1300 Singstimmen.

Nach seiner fortgesetzten Reise durch Frankreich und Deutschland kam er abermals nach Mainz, um dort bei dem großen Fest zur Gedächtnißfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst seine Musik zu dirigiren. Man hatte seiner Messe „Santi Philippi“ einen passenden deutschen Text unterlegt, und er traf alle Anstalten, die zu einer Aufführung in kolossalen Verhältnissen nöthig sind; 2000 Singstimmen, alle im Einklang, wirkten mit. Das Werk wurde auf Begehren für einen wohlthätigen Zweck wiederholt. Zum Schlusse wurden ihm auch hier, wie aller Orten, wo seine Werke ertönten, die größten Ehrenbezeugungen zu Theil.

Nach beendigten Festlichkeiten machte er einen Abstecher nach Italien und kam über den Simplon ꝛc. nach Bern zu seinem Freund Bunsen, welcher damals preußischer Gesandte daselbst war. Während seines zweijährigen Aufenthaltes in der Schweiz wurde sein Katalog mit 64 Nummern bereichert. Hierher gehören auch zehn durchkomponirte deutsche Psalmen für Eine Singstimme und fünfundzwanzig englische „Psalm-Tunes“ für zwei Singstimmen. Auch war er inzwischen von der helvetischen Musikgesellschaft eingeladen, sein Oratorium „Christi Himmelfahrt“ bei einem großen Fest in Luzern zu dirigiren.

Bei dieser Gelegenheit wurde ihm das Diplom als Ehrenmitglied überreicht.

Nachdem er am 16. Jänner 1842 über Paris nach London zurückgekehrt war, folgte er einer Einladung nach Beauvais, wo am 3. Juli bei Gelegenheit der Bischofweihe eine seiner Messen, ohne Begleitung, von 400 Sängern aufgeführt wurde.

Von da ging er über Karlsruhe nach Salzburg zur Einweihung des Mozart-Monumentes.

Als Mitglied des leitenden Ausschusses war ihm die Ehre zuerkannt worden, die für diese Feier bestimmte Rede zu verfassen und sie im Augenblicke der Enthüllung des Monumentes am Fuße desselben vorzutragen. Auch hatte er übernommen, den Plan zu dem für die vier großen Konzerte nöthigen Orchester-Gerüste zu entwerfen und die Aufführung desselben zu leiten.

Darauf reiste er nach England, welches er abermals nach allen Richtungen hin durchkreuzte, dabei aber so fleißig arbeitete, daß er sein Verzeichniß abermals um 23 Nummern vermehrte, unter welchen ein Requiem für vier Männerstimmen ohne Begleitung, welches er für die königl. Kapelle in Dreux zur Gedächtnißfeier am Sterbetage des verunglückten Herzogs von Orleans komponirte, und eine große Cantate „Pfingsten" mit Orchester-Begleitung, ferner sechs Orgelstücke für eine sogenannte stille Messe, d. h. ohne Singstimme: eine neue Form.

Diesen Werken folgten bald eine Anzahl Stücke für die Singorgel (orgue expressif), welche in vielen Heften bei Canaux in Paris (dem gewöhnlichen Verleger seiner Werke) erschienen sind.

Zu den ferneren Arbeiten im Jahr 1845 gehört eine liturgische Bearbeitung von 128 vierstimmigen biblischen Eingangs- und Epistel-Sprüchen zu Bunsens Gesangbuch (ohne Begleitung) für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs.

Der Anfang des grauen Staares auf beiden Augen, der sich aber nur langsam fortschreitend entwickelte, zwang ihn, seiner gewohnten Thätigkeit, in dem Zeitraum von 1845—1848, Schranken zu setzen. Nach vollendeter Operation (im Dezember 1848) folgten bald mehrere Messen und Psalmen.

Nach seiner Wiedergenesung komponirte er vor allen anderen Werken: einen vierstimmigen Canon (danket dem Herrn).

Zu den ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen gehören: die großen Gelehrten- und Krönungs-Medaillen der allerhöchsten Potentaten und eine beträchtliche Anzahl Diplome, welche ihm die Gesellschaften der verschiedenen Akademien: von Dublin bis Wien, von Petersburg bis Rom, von Stockholm bis Boston ehrenvollst zugetheilt haben.

Das allerschönste Diplom aber wurde ihm vom König aller Welten gnädigst verliehen; nämlich: ein menschenfreundliches gütevolles Herz, ein beharrlicher, nur am Edlen sich erfreuender Sinn, und eine herrliche, geistig und moralisch ausgerüstete Kraftnatur. Möge ihm sein Genius noch lange eine heilige Leuchte sein.

Ich führe ihn nun wieder zurück in die Krankenstube der armen Sängerin, deren gesunkenen Muth er aufzurichten und ihren Geist durch seine unbeschreiblich interessanten Erzählungen zu erquicken suchte.

Einmal, weil ich so gar übel aussah, und im innersten Herzen auch gar nicht daran glaubte, wieder mich einer vollen Gesundheit erfreuen zu dürfen — verlangte er von mir irgend ein Stückchen von meinem Weißzeug, das er einer Dame bringen wolle, die er sehr leicht durch Magnetismus in einen somnambülen Zustand versetzen könne. Er sagte, wenn diese mein Eigenthum auf ihre Brust lege, so könne sie ihm zuverlässigen Aufschluß über meine Zukunft geben. Als er am andern Morgen wieder zu mir kam und das Resultat mittheilte, erschrack ich fast vor Erstaunen, denn er erzählte mir, daß mich diese Dame vom Wirbel bis zur Zehe nicht nur treffend geschildert habe, sogar meinen Anzug habe sie ihm genau bezeichnet. Alles das war so, wie sie es gesehen. Er erzählte mir ferner noch, daß sie immer fast mitleidsvoll gesagt habe: „O wie bleich sieht sie aus! aber sie wird wieder so gesund wie sie nur jemals war“.

Nachdem der edle Mann meine physische Natur schon gerettet hatte, brachte er dadurch auch für das arme niedergedrückte Gemüth Trost und Beruhigung. Eines Morgens überraschte er mich mit einer Partitur, die er mir mit eigener Hand aufgeschrieben. Es war das ein Psalm. Dann schenkte er mir die Partitur seiner wunderbar ergreifenden Composition: die nächtliche Heerschau (Gedicht von Zedlitz). Ein andermal brachte er mir Haydns Ariadne auf Naxos, die meines Wissens in Deutschland gar nicht bekannt ist, dazu auch eines der vollendetsten und nothwendigsten Stücke, das Jeder, der ernstlich Musik treibt, haben sollte — ein Melzel'sches Metronom. Es war gar rührend, wie er gleich einem väterlichen Freund mich mit all diesen ernsten, bedeutungsvollen Dingen zu bereichern suchte. — Cherubini, der zwar um selbst mich zu sehen, eine beispiellose Scheu vor der Erbschaft eines Nervenfiebers geäußert, habe sich um so theilnehmender bei Neukomm nach meinem Zustand erkundigt; auch ließ er mich eines schönen Morgens durch denselben mit einem Canon freundlichst überraschen, den er mir eigenhändig aufgezeichnet. Dieses mir so theuere Andenken trägt in seinem Aeußeren die sichtbarsten Spuren einer zitternden Hand und dennoch behauptet der Inhalt, selbst unter dieser verwitterten Gestalt immer noch seine geistige Kraft.

Obgleich in einem fremden Lande, wurde ich doch auf eine so rührende Weise von dem Wohlwollen und einer so herzlichen Theilnahme edler Menschen überrascht, daß ich ihrer nur mit Dankesthränen gedenken kann.

Freund Neukomm versprach, mit den ersten schönen Frühlingstagen uns bei einem berühmten Orgelbauer etwas „vororgeln" zu wollen. Ich hatte schon unbeschreibliches Verlangen, wieder einmal Musik zu hören, welchen Genuß hat er uns aber auch bereitet! Es war mir bei seinem Vortrag, als schwebten sanft aneinander sich reihende Sphärenklänge über uns hin, als redeten Geisterzungen ihre feierlich erhabene Sprache. Neukomm's

tiefes Gemüth war ganz dazu geeignet, sich mit aller Innigkeit zum Gebete zu erheben. Der Dank, den meine Seele zum Ew'gen gesendet, konnte wohl durch nichts so sicher empordringen, als durch seine verklärenden Harmonien.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, wie erhebend und erquickend die heilige Musik auf mich wirkte, folgten wir auch mit Freuden Cherubini's gütiger Einladung und wohnten einem Concert im Conservatoire bei. Obgleich Beethoven nur 60 Orchestermitglieder zur Aufführung seiner Symphonien verlangt, behauptend, daß das Weitere nur Lärmmusik mache, so würde er doch bei dem großartigen Charakter seiner Compositionen in keiner Weise durch dieses reichbesetzte Orchester beleidigt worden sein. Wie wurden sie wiedergegeben, die tiefmysteriösen Schatten, aus denen sich mit gigantischem Drängen und Gähren wunderbare Gestalten und Welten erheben. Bald wähnt man phantastische Gesichter im Zickzacktanze zu erblicken, bald wieder als breite sich unter dem Sternenmantel der Nacht ein Blumenmeer weit hin vor uns aus, und wieder dringt es aus den Tiefen, als verlangt' es die Erde mit der Sonne zu ringen. Der selige Meister muß bei solchem Streben, wie wir es an jenem Abend hörten, durch das was er den Sterblichen geschenkt, noch im Jenseits freudig berührt worden sein.

Eine weitere Ueberraschung wurde uns noch zu Theil; schon bevor ich erkrankte, hatte Neukomm die Absicht, mich zu seinem alten, sehr leidenden Freund Paer zu führen. Es wurde das nun ausgeführt. Dieser war eine von Cherubini ganz verschiedene Persönlichkeit. Letzterer hätte seinem äußeren und inneren Wesen nach in das classische Alterthum gehört, jener war, obgleich schon fast ganz gelähmt, immer noch der galante, schmiegsame, lebensfrohe Italiener. Er beichtete uns auch sehr bald alles Mögliche heraus, unter Anderem seine Sprachkenntnisse, die er in Dresden, wohin ihn Churfürst Friedrich August berufen ließ, erworben habe

und diese lauteten: „Sie sind so schön wie eine Rose — ich bin bezaubert von ihre schönen Augen. — Ich bitte geben Sie mir einen Kuß!“ — Das war Alles, was er bei uns gelernt hat. Als ich auf seine philologischen Erwerbnisse hin bemerkte, daß ich sehr der Meinung sei, er habe unsere Sprache bei keinem Professor studiren wollen, so rief er mit lachender Miene aus: „Vor Professoren habe ich stets hohen Respekt, vor schönen Frauen aber noch weit höheren!“ Er erinnerte sich noch meines geliebten Lehrers Mikſch und ich konnte versichern, daß ich bei ihm manche schöne Arie aus seiner Griseldis, Camilla, Agnese einstudiren mußte. Leider konnte ich ihm durch die That keine Beweise davon geben, denn nach meiner Krankheit war ich noch gegen anderthalb Jahre lang kaum fähig, ein lautes Wort zu sprechen, viel weniger denn singen zu können.

Auch eines heiteren Abends will ich hier gedenken. Bei Mr. Erard wurde eine große Soirée veranstaltet und wir freundlich dazu eingeladen. Es waren wohl über hundert Gäste da, auch die berühmten Pianisten Thalberg und Döhler. Man musicirte sehr viel — Dilettanten nämlich — die beiden Herrn hingegen spielten dießmal nicht, sondern nahmen nur Huldigungen ein, oder ließen sie auch leicht an sich abgleiten.

Besonders fiel eine hohe Dame ihrer Begeisterung wegen auf, die sie an Thalberg vergebens verschwendete. Es war bekannt, daß sie hauptsächlich nur die Vorzüge der Männer zu schätzen wußte, für diejenigen der Frauen übte sie sich am liebsten in absprechenden Bemerkungen. Sie hatte auch stets irgend einen Schmetterling um das Licht ihres Geistes herumflattern. Solche aber, die sich noch nicht reif genug für ihre Geisterschau hielten, wichen ihr am liebsten aus, als hätten sie Furcht, daß sie in ihren Entzückungen wirklich einmal den Geist aufgeben könnte.

Nachdem uns Fräulein Erard an eine mit köstlichen Speisen reich besetzte Tafel, eine Art Buffet geführt, wo man sich seinen

Teller nach Belieben versehen konnte, setzten wir uns in einem Eckchen des Salons an ein Tischchen; kaum hatten wir hier Platz genommen, so kam Thalberg mit einem Wiener Namens „Sepperl“ und gesellte sich zu uns. Auch die Dame näherte sich und wollte am gleichen Tische Platz nehmen. Wenn Oesterreicher zusammen sitzen, nach gibt's Kindereien. Was hätte Thalberg hierbei mit den schmachtenden Flattereien jener geistreichen Dame thun sollen; so ein armer Künstler ist oft ganz froh, wenn er bisweilen nur noch wie ein Kind empfinden und plaudern darf. Es wurde also beharrlich deutsch geredet, bis sie es für gut fand, weiter zu gehen. Sie wandelte nun zu Döhler; kaum war sie dort warm geworden, so kam auch er zu uns herüber und — so machen es die Künstler, die für ein Geisterreich, außer demjenigen ihrer Kunst, nicht reif genug sind. Döhler war noch zu meiner Zeit mit dem Herzog von Lucca in Dresden und hatte mich auch hier in meinem Hotel schon vor diesem Abend aufgesucht. Es war da nun ein harmloses Völkchen beieinander und der Sepperl, der sich wohl nie in den hohen Ernst irgend einer Kunstproduktion hinein zu versteigen gedachte, war der Hauptkasperl. Schreiben und Drucken läßt sich darüber wohl nicht viel, denn ich wußte schon am folgenden Tag nichts weiter mehr davon, als daß wir sehr viel lachen mußten, wodurch die Franzosen nebst ihren Damen, die an einem andern Tisch ganz vornehme Politik raisonnirten, oft ganz überrascht aufsahen, so sehr wir uns auch bemühten, unser deutsches Lachen in ein französisches Lächeln umzumodeln.

Nach einigen Tagen war bei Mr. Schlesinger eine Soirée, wobei Cherubini, Lablache, Duprez, Lafont und Thalberg zugegen waren. Es gewährt unendlichen Genuß, so verschieden begabte Talente, so vollendete Künstler neben einander zu hören und zu sehen. Thalberg sollte mit seiner Phantasie über Thema's aus Mozarts „Don Juan“ die musikalische Feier eröffnen. Cherubini bot mir den Arm und brachte mich an das beste Plätzchen dem Flügel gegenüber.

Als nun die Versammlung ihre Sitze eingenommen hatte, setzte sich Thalberg an das Piano. Er präludirte, aber in sehr bescheidenen Passagen. Er sah dabei aus seinem feinen Köpfchen tiefblickend halb auf mich hin, ich dachte, so pflegt er vielleicht zu schauen, wenn er aus dem braven Thalberg in den leichtfertigen Don Juan über zu gehen pflegt. Oder sollte etwa gar mein silbergraues Moirékleid und meine Blondenmantille ihn so in Erstaunen setzen, mit denen ich das Renommée unserer deutschen Modestie aufrecht zu erhalten bemüht war? Nein, alles das nicht, er hielt inne; neigte sich über das Pult vor, die Gesellschaft horchte auf, und er sagte mit halblauter Stimme zu mir hinüber: „Der Sepperl ist richtig fort!“ Neugierig steckte man die Köpfe zusammen, was das wohl für ein öffentliches Geheimniß sein mag, denn verstanden haben sie es in keinem Falle. Und nun begann er wahrhaft bezaubernd seinen Don Juan mit all jener Grazie, Genialität und Schwärmerei: schmachten, kosen und tändeln zu lassen, die ich in der Opernvorstellung gänzlich vermißte. Darauf begann sein künftiger Schwiegervater Lablache das Gebet aus Moses mit wahrhaft majestätischer Erhabenheit vorzutragen. Dieser große Künstler war im Salon und bei näherem Umgang ein höchst bescheidener, gemüthvoller, sinnig ernster Mann, in dessen Nähe es einem recht wohl werden konnte; was bei jenen wilden Genie's nie der Fall ist.

Duprez sang Einiges von seinen allerliebsten Kompositionen mit hinreißendem Animo. Darauf spielte Lafont mit einer Genialität, Leichtigkeit und Anmuth, als kreiselten Amoretten im luftigen Reigen kosend und neckend an uns vorüber. Auf Cherubini's Wunsch mußte er einen Satz wiederholen und er erfüllte denselben mit wahrhaft französischer Galanterie, indem er mit seiner Violine dicht vor uns hintrat, um, wenn es möglich war, diesen Satz noch zauberhafter vorzutragen. — Ich hatte hier Gelegenheit, durch Herrn Schlesinger's Güte Kunstgenüsse zu empfangen, wie sie sich

in so interessanter Zusammenstellung selbst in Paris nur selten an einander reihen mögen.

Inzwischen begleitete ich meine Schwester bisweilen zu dem berühmten Singlehrer, der durch seine ausgezeichneten Solfeggien einen hohen Ruf genießt.

Der Unterricht selbst aber war nicht hinreichend, um ein Talent zum selbstständig dramatischen Künstler auszubilden, wenn auch der Konzertsänger mit so eleganten Manieren, wie sie B. seinen Schülern einzuimpfen suchte, sich immer viele Bewunderer gewinnen wird. Allein beim dramatischen Sänger, wo es sich nicht nur um einen schön gefeilten, anmuthigen Klingklang, wohl aber um die Offenbarung tiefer Gefühle und den charakteristischen Ausdruck gewaltiger Leidenschaften handelt, da reicht ein blos ästhetisch gebildeter Ton ohne psychische Bedeutsamkeit nicht aus. Ich hörte zu, was denn meine Schwester in all den Stunden gelernt hatte. Es waren Arien mit geschmackvollen Verzierungen und Fermaten.

Ich bat, ob ihre Mitschülerin nichts Ernstes, vielleicht ein bedeutendes Recitativ mir zum Besten geben könne.

Die Dame war gerne bereit, die erste Scene aus Norma vorzusingen, und, wem es um einen Vortrag à la cammera zu thun war, dessen Ohren konnten eine schmeichelhafte Befriedigung finden; wenn man sich aber darnach frug, wer jene Frau ist, in deren Charakter sie singt, an welche Umgebung sie ihre Worte richtet, von welchen Gefühlen sie hierbei gesteigert wird, der würde wohl erkannt haben, daß dieses Recitativ in dem modernen Styl eines anmuthigen Konzertgesanges vorgetragen wurde, nicht aber in dem erhabenen Patho's einer zwischen Liebe und Besorgniß kämpfenden Seherin. Alles hat doch seine Regeln und Grundsätze, die zu erkennen der Künstler ernstlicher streben muß, als das Nachahmen bloßer Manieren, die wohl bei dem einen Genre von Musik höchst wirksam, bei dem andern sehr übel angebracht sein können.

Einige schöne Genüsse hatten wir auch der gastfreundlichen Familie Leo zu danken, wo wir Chopin und deutsche Männer-Quartette hörten. Wie Cherubini bei Mr. Schlesinger, so übte hier Neukomm das würdige Amt eines ritterlichen Freundes gegen uns aus, und so waren wir in jeder Hinsicht herrlich versorgt. Es ist von unschätzbarem Werth, in der Nähe eingeweihter Priester Kunstgenüsse zu empfangen; sich unbefangen mittheilen zu dürfen, ohne mißverstanden und mißdeutet zu werden.

Chopin brachte sich meist, sollte er irgendwo spielen, seinen eigenen Flügel mit, er spielte auch selten in Gesellschaften, denn er war immer sehr bald angegriffen. In seinen Kompositionen und noch lebendiger in seiner Vortragsweise herrschte ein seltsames Gemisch von romantischer schmerzerregenden Sentimentalität und neckender Genialität, von liebenswürdiger Innigkeit und kapriciöser Launenhaftigkeit, so daß seine Vortragsweise nicht leicht wohl nachzuahmen sein dürfte. Es scheint diese Gefühlsmischung besonders den Polen eigen zu sein, denn in Warschau hörte ich seine Stücke in ganz ähnlicher Weise spielen.

Es war ganz lustig zu sehen, wie er nach Beendigung seines höchst interessanten Spieles von Damen umschwärmt wurde, ach, und ich glaube, es würde am besten gewesen sein, wenn diese und alle sonstigen Bewunderer ihn in Ruhe gelassen hätten, denn seine Nerven waren sichtlich aufgeregt. Deßhalb flüchtete er sich auch wohl zu Neukomm, von dem er wenigstens keine Ueberschwenglichkeiten zu fürchten hatte.

Die Quartette wurden gut gesungen und heimelten mich sehr an. Ueberhaupt wurde die Sehnsucht nach der Heimath immer lauter in mir, und nachdem wir noch dem Museum im Schlosse zu Versailles, seinen herrlichen Orangerien und Springbrunnen, den verschiedenen Kirchen unsere Visiten abgestattet, auch einem Longchamps durch die elisäischen Felder beigewohnt hatten, reisten wir trotz allen Verordnungen der Aerzte, die mich

meiner fortdauernden Heiserkeit halber in ein Bad nach dem südlichen Frankreich sprechen wollten, mit den schönen Erinnerungen, die uns bei aller Trübsal in Paris geworden sind, nach unserm alten Nürnberg zurück.

Wie erschrack die arme Mutter an meinem bleichen Aussehen und mit welcher Liebe gab sie sich meiner Pflege hin! Obgleich ich nun reich war an schönen Erlebnissen, so trübte sich doch immer mehr der harmlose Genuß derselben unter dem Druck von Sorgen, die mich bei dem Gedanken überfielen, daß ich nun vielleicht unrettbar für die Erfüllung meiner theuersten Pflichten verloren sei, und ich konnte mich der bittersten Wehmuth kaum erwehren. Meine starke und gottvertrauende Mutter sagte mir dann wohl zum Trost: „Du mußt deßhalb den Muth nicht verlieren, wenn nach dem Sonnenschein, der dich bisher erwärmt, nun auch einmal die Stürme hereinbrechen.“ Meine stets heitere Schwester aber tröstete mich über den etwaigen Verlust einer glänzenden Zukunft, die ich ihnen mehr als mir selbst hätte bereiten mögen, damit, daß sie mir das alte Sprüchlein unaufhörlich wiederholte: „Verlange nicht nach Gut und Geld, denn wo keines ist, da steckt der T— doch nur einmal, wo aber vieles ist, da steckt er zweimal.“

Anstatt ich nun meine lieben Leserinnen darnach umschauen lasse, wo er in der That nur einmal, und wo er doppelt ist, will ich sie lieber auf die herrliche fränkische Schweiz aufmerksam machen, wo ich mich wiederum abwechselnd mit Mutter und Schwester aufhielt, um in der erquickenden Gebirgsluft meine Gesundheit bestmöglichst zu stärken.

Schon früher erwähnte ich der bezaubernden Gegenden bei Muggendorf, ihrer wunderbaren Höhlen und sagenreichen Burgen,

ihrer köstlichen Forellen und der für die stattlichen Aale schwärmenden Professoren, Studenten u. s. w. Auch wird dem durstigen Wanderer in dem ferngelegenen Kapuzinerkloster das erquicklichste Bier gereicht, hingegen ist neugierigen Damen der Eintritt in das Innerste seines Zauberkreises — wo es vielleicht eben gar nicht sehr zauberhaft aussehen mag — auf das Strengste untersagt. —

Nachdem ich die romantischen Schicksale des wunderschönen und unerbittlichen Burgfräuleins von Rabeneck und dem leidenschaftlichen Ritter von Rabenstein hinlänglich angestaunt hatte, und mich noch weit mehr durch die göttlichen und menschlichen Werke: der majestätischen Riesenburg, dem idyllischen Pottenstein, und das von kühnen Felsen umgebene romantische Tuchersfelden innigst erbaut hatte, war ich durch die erwärmenden Sonnenstrahlen und das düftehauchende Grün der lieben Natur so weit wieder hergestellt, daß ich vorerst doch wenigstens laut sprechen konnte. Durch dieses glückliche Ereigniß war auch mein Muth völlig wiedergekehrt, denn wenn ich auch nie mehr hätte singen können, so wär' ich nun eben, meinem längst gehegten Wunsche gemäß, in's Schauspiel übergegangen. —

Ich hatte nun bereits verschiedene Einladungen nach Frankfurt, Hamburg, Wien und in noch andere Städte. Dem Rufe nach Wien sollte ich zunächst folgen; aber ich besaß ja noch keine Stimme zum Singen. — Die Zeit rückte mir immer beengender über den Hals und — in der Hoffnung, es werde sich nun das Uebel durch die Luftveränderung ganz heben, reiste ich halb in Verzweiflung, halb im unerschütterlichen Vertrauen auf mein sonst so gutes Glück mit meiner Schwester, die einem Rufe nach Grätz folgte, nach Wien.

Leider wurde meine Stimme bei dieser Reise während der rauhen Herbsttage auf dem frischen Donaustrom nicht eben besser, und als ich in Wien war, mußte ich nach Verlauf von mehreren Monaten und nach allerlei vergeblich angewandten Mitteln der

berühmtesten Aerzte — unverrichteter Dinge wieder abreisen. Während meines dortigen Aufenthaltes bot sich mir eine freundliche Hand dar, die mir, wie den Meinen, die Zukunft ebnen und mich allen Sorgen und allen ferneren Anstrengungen entheben wollte. Wer aber nicht von Jugend auf an das liebe Umherschlendern und Nichtsthun gewöhnt ist, der wird moralisch bei der Aussicht vor einem glänzenden Ruhestand eher Bangigkeit als Freude empfinden. Ohne tiefere Neigung mir ein bloß äußeres Glück auch noch mit der Aufopferung einer nützlichen häuslichen Thätigkeit erkaufen zu sollen, hielt ich für eine doppelte Versündigung. Aber auch auf eine Neigungsparthie würde ich unter diesen Umständen nie eingegangen sein, konnte ich schon keine irdischen Güter einem Manne mitbringen, so wollte ich doch wenigstens die Fähigkeit, mir solche erwerben zu können, ihm geopfert haben.

Aermer zwar an pecuniären Mitteln und durch neuerlebte Mißgeschicke gedrückter, aber nicht entmuthigter als ich nach Wien gekommen war, eilte ich mit Vertrauen auf unsern höheren Beschützer zu meiner unglücklichen Schwester nach Grätz. Sie sollte daselbst eine Reihe von Gastrollen singen, wurde jedoch während der Proben, so wie auch bei der Vorstellung von einer dortigen Primadonna dermaßen chicanirt und durch Rohheiten gekränkt, daß sie eines Abends inmitten der Vorstellung an einem Lungenblutsturz erkrankte. Alles das geschah, als ich noch in der Kaiserstadt war.

Jene edle Fürstin, die sich einst in Wien so freundlich mir zugeneigt, habe während der Unterbrechung dieser Oper, der sie beigewohnt, von dem traurigen Ereigniß gehört, und sich darauf nach meiner Schwester erkundigen lassen. Als ihr nun berichtet wurde, daß nicht nur sie, sondern auch ich in einem trübseligen Gesundheitszustand mich befände und ich nun auf Anrathen der Aerzte nach Italien reisen müsse, schickte sie derselben voll rühren-

der Theilnahme eine bedeutende Summe, mit dem Wunsche, daß auch sie dort Heilung suchen möge. Wir machten uns nun, sobald es der Arzt gestattete, mit einander auf den Weg, und befolgten seinen Rath, uns vor italienischen Aerzten zu hüten, da es uns bei diesen leicht ebenso ergehen könne, wie es mir in Paris ergangen.

Schon in Wien hatte ich, nachdem die Allopathen vergeblich an mir ihre Kunst probirt, zur Homöopathie meine Zuflucht genommen. Ich schaffte mir eines der berühmtesten Werke und eine Apotheke von etwa hundert Mittelchen dazu an. Auch meine Schwester hatte dazu mehr Vertrauen als zur Allopathie, und wenn man behauptet, daß diese Art zu kuriren eben so gut sei, als wenn man die liebe Natur ohne alle Zuthat sich selbst aufhelfen lasse, so haben wir wenigstens das Gegentheil bewiesen.

Mit dem innigsten Vertrauen ging es nun durch Wind und Wetter über Schneeberge und Eisschollen hin nach

Italien.

Ein Brief an meine Mutter gibt von dort her nachstehenden ersten Bericht.

Triest, den 18. Febr. 1839.

Liebes gutes Mütterchen!

Hier wären wir glücklich angekommen, ohne von Räubern angefallen worden zu sein. Wir hatten große Furcht, als wir den Courier einnahmen, weil erst vor kurzer Zeit der Eilwagen von Spitzbuben ausgeraubt wurde, doch die Bedeckung von mehreren Soldaten schützte uns vor dergleichen Abenteuerlichkeiten. Die Bora blieb auch aus, und so hatten wir das schönste Wetter. In der Steyermark war es noch sehr kalt, als wir jedoch die julischen Berge überfahren und auf der Höhe von Opschina das tief unten

liegende dunkle Meer erblickten, war es, als seien wir nach einer langen Nacht voll übler Träume in einem Zauberland erwacht. Warme Lüfte kamen uns entgegen und vor uns lag ein wunderbar belebtes Bild. Die Segel der großen Schiffe flogen wie weiße Seevögel hin und her, die kleinen gleiteten langsamer dahin wie schwimmende Lotosblumen.

Die vom Meer umschlossene freundliche Stadt Triest mit dem halbförmigen Hafen, sah anfangs so klein wie ein Dörfchen aus, erst als wir drei Viertel Stunden lang durch schöne Anlagen mit Oliven-, Oelbäumen und Orangen den Berg hinunter gefahren waren, breitete sie sich in ihrer ansehnlichen Größe aus. Schon fängt es an zu grünen und es war gestern ein Tag, wie in Deutschland im Monat April. Wir besuchten sogleich in Begleitung unsers freundlichen Condukteurs den Seehafen, wo nicht mehr als 700 Schiffe stehen, aus Amerika, Griechenland, England, der Türkei u. s. w. Sie können denken, welches Treiben und Leben hier ist und welche Sprachen man zu hören, Kleidungen und Gesichter man da zu sehen bekommt. Unser Gasthof liegt sehr schön; wir haben eine freie Aussicht auf das Meer. Vor uns steht der Leuchtthurm, wo man die Schiffer handeln und wandeln sehen, ihre Gesichter und Gesten studiren kann.

Wir waren auch an Winkelmann's Grab und sahen dort auf einer der Marmortafeln, die an beiden Seiten der Nische angebracht sind, unter dem Namen derer, welche dasselbe gestiftet haben, den unsers lieben Professors Pettrich aus Dresden. Wir werden Ihnen einen Lorbeerzweig von da mitbringen. Auch auf dem Markt haben wir uns umhergetrieben, wo die Orangen auf dem Boden in so großer Menge aufgethürmt sind, als bei uns die Kartoffeln. Ungeheuern Seespinnen und Seekrebse — und Fischchen, die man fast durch ein großes Nadelöhr bringen könnte, waren auch in so großem Maße zu sehen, daß wir nur zu staunen hatten.

Leider ist heute und morgen keine Oper, weil eine neue in die Scene gehen soll. Bekommen wir für die nächste Darstellung keine Billete, da es schon reißend darum hergehen soll, so fahren wir weiter, denn es drängt mich nach Venedig zu kommen. Alles was hier von Merkwürdigkeiten zu sehen ist, wollen wir uns zeigen lassen. Unter den Gebäuden soll nicht gar viel Besonderes sein, die Steinbrüche aber sind unbeschreiblich imposant. Ja, wer seiner Alten daraus nur ein Häuschen bauen dürfte!

Heute fahren wir nach dem Leuchtthurm, um zu erproben, wie sich's auf dem Meere fährt. Die Straßen sind hier mit großen Steinplatten belegt; nur verlassen sich die Leute, wie es scheint, gar zu sehr auf die Bora und bläst die den Schmutz nicht hinweg, so bleibt er liegen.

Nina befindet sich besser, Gottlob dafür! Auch mir geht es besser und ich wünsche nur schon in Venedig zu sein, wo die Luft uns sicher heilen wird.

Das Wetter ist sehr schön, der Wind gut, hoffentlich werden wir uns an das Wasser gewöhnen.

Leben Sie wohl, liebstes Mütterle! Von Nina 66,000 Küsse und von mir noch einen drüber.

Ihre Sie zärtlichst liebende
Nina und **Agnes.**

Als nun die Zeit der Abfahrt nach Venedig heranrückte, riethen uns Einige, nichts zu essen, Andere aber wiederum, daß wir doch ja recht viel essen sollten, denn es sei erschrecklich, wenn man mit leerem Magen über See fahren müßte.

Abends 10 Uhr stieß unser Dampfschiff ab. Mit bangen Erwartungen harrten wir der Dinge, die da kommen sollten. Schon glaubten wir, als unser Schiff längst auf offner See einer Nußschale gleich umhertanzte, die Seekrankheit habe uns ganz vergessen; aber ehe man's dachte, erhob sich Sturm unter der

See, wie sie's nannten, und ohne daß wir nur irgend einen guten Willen zur Seekrankheit mitgebracht hatten, mußten wir uns dennoch ihrer Macht übergeben. In einem Schweben zwischen Leben und Tod hörte ich nur noch die Ausrufungen der verschiedenen Mitreisenden, Engländer, Franzosen, Türken, Italiener, Ungarn und Deutsche. Alle riefen in ihrer Landessprache die bittersten Wehen in die mondhelle Nacht hinein. Von einer Seekrankheit läßt sich nun eben nicht viel sagen, als daß so ein Meer wenig Federlesens mit armen Stäublingen macht, und kämen sie auch mit Orden und Adelsbriefen, Geldköpfen oder Goldspangen über und über bedeckt dahin.

Nach einer wie es uns schien ewig langen Nacht lichtete sich endlich der dunkle Saum des Horizontes und ein schmaler Silberstreif, der sich an der äußersten Begränzung des Meeres hinzog, verkündete den herannahenden Morgen. Mit halberloschenen Lebensgeistern harrten wir seiner Auferstehung und unserem Ziele sehnsüchtig entgegen; da erschien die goldne Himmelsleuchte des ersten Frührothes. Erröthend flüchteten die Dunstkreise und die Sonne küßte mit gluthgetränktem Strahlenhaupte das feuchte Auge des Meeres. Alles jubelte ihr entgegen, ja, selbst die fernen Gebirge haben ihre Nebelkappen vor ihr abgezogen. Nach und nach stieg die Delphinenstadt wie eine Fabelwelt aus den Wellen empor und in unbeschreiblicher Schönheit lag sie da, die reizende Venezia.

Ich habe schon sagen hören, daß es einen weit bezaubernderen Eindruck machen würde, wenn man sich die Mühe geben wollte, all' die herrlichen Kirchen, Marmorpaläste und Palästen ähnlichen Häuser von verwitterndem Dunst der Jahrhunderte zu reinigen. Ich muß jedoch bekennen, daß mich diese wellenumgürtete Nymphe auch in ihrer ergrauten Majestät dergestalt entzückte, daß mir jede derartige Reflektion sogleich in's Meer gefallen wäre. Zudem hatte ja auch die liebe Sonne ihre verklärenden

Strahlen in solcher Fülle auf sie niedergesenkt, daß diese Feenstadt wohl niemals in höherer Schönheit prangen konnte. Als wir glücklich an der Dogana angelangt waren, machte sich ein verschmitzter Italiener sogleich den Spaß, uns Lehrgeld bezahlen zu lassen. Er nahm seine beiden Fremdlinge, mich und meine Schwester, in eine Barke und anstatt uns auf geradem Weg an das Hotel zu führen, ließ er uns eine viermal so lange Wasserpartie machen und ruderte wohl um die halbe Stadt herum, nur um hinterher für eine solche Strecke Weges reichlichen Lohn ansprechen zu können. Wobei wir uns jedoch noch ganz frisch den großartigsten Eindrücken hingeben konnten.

Wir wohnten auf dem Canal Grande Hôtel dell'Europa und hatten eine wundervolle Aussicht.

Ueber dem breiten Wasserspiegel zur Linken sahen wir die kleine Insel S. Giorgio mit ihrer freundlichen Kirche S. Giorgio Maggiore. Zur Rechten zeigte sich S. Ma. della Salute.

Wir waren viel zu betäubt von der nächtlichen Meeresfahrt, um irgend einen Spaziergang machen zu können; es drehte sich Alles in wogender Bewegung vor uns hin — und jeder weitere Blick in das bewegte Element griff uns so sehr an, daß wir uns zur Ruhe begeben mußten. In Venedig sein und am hellen Tag die Augen zumachen müssen, das war doch auch gar zu viel. Mit Verlangen harrten wir des Abends, nur, damit es bald morgen werde. Aber welche Ueberraschung war das, als wir mit hereinbrechender Mondesnacht von unüberwindlicher Neugier gedrängt, die Fenster öffneten! — Das ganze Firmament hatte seinen Sternenmantel ausgebreitet und im Meere wiederspiegelte sich das Himmelsbild bis in den tiefsten Grund hinab. Ueber und unter uns war ewiges Leben. Ein unnennbares Gefühl, von dem ich nicht sagen kann, war es Gebet oder Sehnsucht, bewegte mir die Brust. Da ich in meinem Entzücken nun aber weder den Himmel, noch das Meer umarmen konnte, so umschlang ich meine Schwester.

Die Schiffer, die anfangs mit schallenden Ruderschlägen in die dunklen Seitenkanäle eilten, so, als hätten sie Nothwendiges zu fördern, fuhren allmälig immer weniger hastig; es schien, als schaukelten sie sich nur zum eigenen Vergnügen auf den von kosenden Lüften leicht bewegten Wellen. Einer und der Andere sang auch wohl mit inniger Schwärmerei ein Liedchen. Ich glaube, daß in jenem Moment nichts in der Natur sich feindlich hätte begegnen können. Bei diesem nächtlichen Meerestreiben konnten wir auch lange nicht zur Ruhe kommen, erst als sich die tiefen Schatten unserer Häuser immer gespensterhafter über das Meer hin dehnten, und nur hie und da noch in weiter Entfernung eine schwarze Gondel vorübergleitete, lautlos und unheimlich, als wär' es Charon's Nachen, da geleiteten auch uns die schönen Erlebnisse, wenn auch nicht schon auf die Insel der Seligen, so doch in sanfte Träume voll schöner Nachklänge.

Am kommenden Morgen wurden wir durch den Besuch eines biedersinnigen und gemüthlichen Deutschen, welcher ein Offizier der Marine war, freudig überrascht. Capitani Ludwig, ein Badenser, dem wir empfohlen waren, erschien mit einem unter den Arm geklemmten Buche, das Bild eines gründlichen Deutschen. Obgleich er sich uns mit aller Freundlichkeit als Begleiter für die Zeit unsers dortigen Aufenthaltes anbot, und selbst mit jedem Stein Venedigs hinlänglich bekannt war, so daß wir keines weiteren Commentars bedurft hätten, so empfahl er uns dennoch eine genaue Durchsicht jenes Buches, es war Martens Beschreibung über Venedig.

Nachdem er sich erkundigt hatte, wie wir mit unserer Wohnung zufrieden seien, was wir für sämmtliche Gegenstände zu entrichten hätten — eine Wissenschaft, die man sogleich beim Eintritt in Italien studiren muß, da man dort gewöhnt ist, jeden Bissen vorher bis auf Centesimi herab auszuhandeln, geleitete er uns ohne nur zu sagen wohin, auf den Markusplatz! — Wer

mit einem Zauberschlag nach Asien versetzt würde, könnte nicht verzauberter dastehen als wir es waren.

Es mag wohl kaum noch einen zweiten Platz auf Erden geben, der einen so imposanten Eindruck hervorzubringen vermöchte, als dieser mit großen Quadern gepflasterte Raum. Am oberen Ende erhebt sich die auf 500 Säulen ruhende, moscheenähnliche St. Markuskirche mit ihren goldnen Kuppeln, vor ihr ragt der hohe Glockenthurm, der Campanile, empor.

Zur rechten Seite sieht der stolze Dogenpalast nur wie im Vorüberschreiten herein. Am linken Flügel aber schlagen zwei eherne Riesenmänner auf der Torre del'Orrloggio (der Uhr) Zeit und Stunde an, wo der gewaltige Doge seine irdische Herrlichkeit, der arme unter den Bleidächern verschmachtende Gefangene aber seine Fesseln abstreifen darf. Und nun, wie imponirend stehen die neuen Prokuratien da, mit ihren königlichen Säulengängen. Wie vieles Interessante sieht man unter den herrlichen Arkaden mit ihren Kaufgewölben, Kaffeehäusern; dann unter den Baldachinen derselben mit ihren blauen Vorhängen, wo sich Christen und Türken, Juden und Amerikaner friedlich einfinden, um Kaffee zu trinken.

Mit unbeschreiblichen Empfindungen und unheimlichen Schauern überschreitet man diesen Platz, wo Riesengeister mit-, für- und gegen einander sich erhoben, und alle Erzeugnisse des Orients aufgehäuft lagen, wo jeder Fußbreit mit den ungeheuersten Kosten und Mühen dem Meere abgerungen ist, wo jeder Stein, wär' ihm nur Sprache verliehen, Merkwürdiges erzählen könnte. Am oberen Ende führt die Piazzetta, ein Arm des großen Platzes an das Meer hin. Der Anblick ist von hier in den mit Schiffen bedeckten Canal hinaus unendlich schön.

Auf einer der beiden schlanken Granitsäulen erhebt der geflügelte Löwe mit wilden Blicken seine Tatze, als sei er auf dem Sprunge sich Beute zu holen. Groß und unbeschreiblich ist der

Eindruck, den man auf dem herrlichen Corso der Riva dei schiavoni empfängt. Zuerst neigt man sich vor der Majestät des gewaltigen Dogenpalastes, der von außen einen erhabeneren Eindruck macht, als im Inneren, wo es mir vorkam, als wäre das das Schönste und Erhabenste darin, daß man aus den großartigen Fenstern hinaussehen darf. Dann die Aussicht von der offenen Gallerie desselben ist wahrhaft zauberhaft. Nach einem erquickenden Spaziergang längs der Riva hin, kehrten wir zurück, um unter einem der Baldachine auf dem Markusplatz durch einige Seel und Leib zusammenhaltende Gegenstände auch den irdischen Menschen zu erquicken. Wir kamen also unter die Türken u. s. w. Ich bin nun zwar weit entfernt, mich auf die Seite jener zu neigen, die sich nach den Erscheinungen einzelner Personen über das Charakteristische eines ganzen Volksstammes schnell ein fix und fertiges Urtheil ausarbeiten; da es ja doch allenthalben sehr verschiedene Individualitäten gibt. Allein es ist nicht zu beschreiben, wie lang und langweilig es herging, bis so ein Türke mit seiner Pfeife und seinem Kaffee zu Ende kam. Das war ein Phlegma, wie es der langsamste Deutsche kaum zuwege bringen kann. Ich konnte darum auch nicht dazu kommen, irgend einen chevaleresken Charakterzug an so einer rauchenden Bildsäule zu entdecken, der noch aus der Sarazenenzeit in ihnen wiederklingen soll. Dagegen haben die Griechen in allen ihren Bewegungen eine angeborne Grazie. Ihr Gang hat Elastizität, ihre Haltung eine stolze Sicherheit und edle Freiheit, die man nicht leicht anderwärts zu sehen bekommt.

Da man in Venedig erst um 5 Uhr Nachmittags dinirt, so hatten wir stets einen langen Tag vor uns, um die Merkwürdigkeiten zu bewundern. Das Nächste war, daß wir dem Inneren der Markuskirche einen Besuch abstatteten.

Welch' ungeheure Schätze sind in diesen Räumen aufgehäuft! Der wellenförmige Boden ist von kostbaren Steinchen

mit herrlichen Arabesken ausgelegt. In den Nischen der Kirche, so wie an ihrer Decke prangen auf Goldgrund unzählige Mosaikbilder, dem heidnischen und christlichen Kultus angehörend. Alles, was die Kunst hier zeigte, wurde durch Marmor-Schnitzwerk und die edelsten Metalle gegeben. Wenn irgendwo Kunstwerke erschaffen worden sind, die von Beharrlichkeit und Ausdauer des menschlichen Geistes die erhabensten und rühmendsten Beweise geben, so zeigt sie diese Stadt. Nicht nur dasjenige, was über dem Meere sich eines unsterblichen Ruhmes erfreut, steht einzig da; auch der künstlich erzeugte Grund, die aus Cedernstämmen in einander gefügten Roste, auf denen diese Marmorwelt ruht, und die, wie sie sagen, eben so tief in den Grund gesenkt sind, als die Gebäude sich in die Luft erheben, geben die staunenswerthesten Beweise von dem Scharfsinn ihrer unsterblichen Meister. Venedig hat bekanntlich nicht weniger als 300 Kirchen und Kapellen, die nicht selten durch die Begeisterung hochsinniger Menschen entstanden sind. So haben eine derselben drei Patricier-Familien erbauen lassen; wenn ich nicht irre, ist es die Kirche St. Redentore auf der Insel Giudecca. Eine der Familien wählte für das Innere derselben den schwarzen Basalt. Die andere grünen, die dritte dunkelrothen Porphyr, welche auf die sinnigste Weise durch- und über einander angewendet worden sind.

In der Kirche ai frari errichtete eine einzige Familie ihrem Dogen ein kolossales Monument von cararischem Marmor, das ungeheure Summen gekostet habe. Und so sieht man überall Beweise, wie die alten Venetianer, um eine erhabene Idee durchzuführen, die größten Mühen und Opfer nicht scheuten.

In einer der schönsten Kirchen wohnten wir auch einmal einem Requiem bei. Es war Nachmittags und die Strahlen der Sonne fielen so durchdringend hell auf die zu dieser Feier mit rothen Vorhängen überdeckten Fenster, daß ein magischer Schein sich über den ganzen inneren Raum verbreitete. Neben

den brennenden Kandelabern des Sarges standen Klagefrauen, in schwarzen Schleiern verhüllt, und von dem Chor herab tönte eine Musik, deren Kompositeur von dem tiefen Leid bei dem Andenken an einen Abgeschiedenen wohl eben so wenig eine Ahnung hatte, als die rothen Vorhänge von dem Ort, wohin die Seele des Verstorbenen versetzt sein mochte.

Da jedoch in unserer katholischen Kirche Alles eine symbolische Bedeutung hat, so besann ich mich, was wohl der rothe Schein, der die ganze Kirche erfüllte, vorstellen sollte? war es vielleicht eine Versinnlichung der lichten Sphären, in die die Seele des Todten nun gelangt sein könnte? Ich sann auch wohl darüber nach, was sich der Komponist bei der einem gemüthlichen Ländler ähnlichen Musik gedacht haben mag? Sollte sie vielleicht andeuten, wie die Seele des Verstorbenen sich freudig der irdischen Schlacke entwunden habe? Oder wär' es Absicht gewesen, durch so liebliche Tanzmusik die bösen Geister, die, nach dem Glauben der Muhamedaner, der Seele des Todten zusetzen sollen, abzuwehren? Oder meinte der Komponist, die himmlischen Heerschaaren würden an einer im Dreiviertel-Takt heranschwebenden Seele ein höheres Wohlgefallen haben, als wäre sie von jenen, dem tiefsten Herzen sich entwindenden Harmonien geleitet, die wie Sehnsuchtshauche zum Ew'gen sich erheben? Ich ging schweigsam aus dem herrlichen Gotteshaus, und dachte mir mein stilles Theil über diese italienische Todtenfeier. —

Eines Tages geleitete uns Herr L. in sein Terrain, nämlich in das Arsenal, das Alles in sich birgt, was Schiffbau und Schiffahrt benöthigt. Was erwirbt sich unsereins aber auch in so einem Arsenal; etwa klare Begriffe über die technische Vollendung und zweckmäßige Anordnung eines Linienschiffes, oder einer Fregatte, oder einer Flotte? Oder hätte ich den unermeßlichen Werth berechnen können, den die gewaltigen Ankertaue, welche auf der 1000 Fuß langen Seilerei geliefert werden, für

die Menschheit haben? Oder sollt' ich mir die fünf Kanonengießereien im Modellsaal recht gründlich betrachten? So unbeschreiblich imposant an Umfang wie an Ausstattung das unübersehbare Gebäude ist, so blieb mir doch insbesondere nur der stolze Bucentauro im Gedächtniß, nämlich das goldene Schiff mit dem schönen Baldachin und den unzähligen Figürchen an den Säulen der ersten Etage, dann die Hunderte von vergoldeten Rudern, die sich aus der unteren Etage hervor bewegten, und über Alles hin die mit Fahnen umgebene Erhöhung, über deren Muschel sich der Doge erhob, wenn er, von fürstlicher Pracht umgeben, sich durch einen kostbaren Ring, den er von dort aus in die Wogen gleiten ließ, mit dem Meere vermählte.

Der prachtvolle Eingang in das Arsenal ist wohl das Großartigste, was man in dieser Art nur sehen kann, und ich begnügte mich gerne an dem Anblick der äußeren Schönheiten, der unerschütterlichen Mauern und Thürme, der eisernen Gitterwerke und Statuen, so wie an den athenischen Riesenlöwen, welche so stolz über das Meer hinblicken. Nachdem unser sachkundiger Seekapitän mit aller Güte viele höchst interessante Aufschlüsse über obige Gegenstände an uns verschwendet hatte, von denen ich recht Vieles erzählen könnte, besäß' ich nur ein Fünkchen von einem Admiral, führte er uns auch an die Riesendämme (die Murazzi), welche von Menschenhänden zum Schutze für Venedig in das Meer gesenkt wurden. Alles dieses und der Anblick der Lagunen, welche die größten Flotten in sich aufnehmen können, erzeugte in uns das höchste Erstaunen, die tiefste Bewunderung, aber auch — einen überaus guten Appetit. Wir gingen darum in die erste beste Osteria und ließen uns etwas geben. Es waren Macheroni, mit Olivenöl geschmälzt, und geriebener Parmesankäse dazu. — Davor würde sich wohl mancher deutsche Gaumen geschüttelt haben und dennoch schmeckt es ganz gut, wenn man Appetit hat. Der billigste Wein, den man dort trinkt, ist der

Cyperwein, und da er in der That billig ist, so kann man sich vorstellen, in welch' unverfälschtem Zustande er Einem vorgesetzt wird. Doch schmeckt auch er vortrefflich und die Seeluft scheint zu dem Lob, das ihm die Gäste ertheilen, das Ihrige nicht minder beizutragen.

In den Giardini pubblici, einem Garten, mit dem die Venetianer das rechte Ende ihrer Delphinenstadt krönten, sahen wir doch auch wieder einmal Blumen und Bäume. Und welch' seltene Gewächse waren dort! Außer den Pflanzen erblickten wir aber auch Kinder, die in Venedig, wenigstens auf den Hauptplätzen, gar selten gesehen wurden. Ist die Sorge der Mütter vielleicht schuld daran, da kleine Kinder unter mangelhafter Aufsicht sehr leicht in einen Kanal gerathen könnten? Von Wagen übergefahren und von Pferden getreten zu werden, hat man nicht zu befürchten, da es in Venedig keine gibt, deßhalb es auch nicht wenig zur Belustigung dient, wenn so ein Junker vom Lande mit Sporen und Reitgerte über Venedigs Granitquadern einhersaust.

Alles was mir von Kindern in dieser Stadt zu Gesichte kam, waren solche, die sich schon auf eigenen Füßchen fortbringen und etwa die Schule besuchten. Kinderwägelchen erinnere ich mich gar nicht gesehen zu haben. Daraus ließe sich fast vermuthen, daß die Mütter wenig Zärtlichkeit gegen ihre Kleinen haben, da sie dieselben ja nicht einmal in freie Luft schicken, dem ist aber nicht so. Liebende Mütter machen dort selbst die Kindsfrauen und sitzen mit ihren Kleinen auf den Balkon oder am offenen Fenster, wo sie, wie es die Beispiele zeigen, groß wachsen. Das Innere einer halbitalienischen Haushaltung und eines ehelichen Zusammenlebens lernten wir durch Befreundete des Hrn. L. kennen. Der Mann war ein Deutscher, der immer irgend etwas zu grübeln und zu bästeln wußte und somit nie Zeit übrig hatte, sich selbst oder seiner Familie zur Last zu werden. Sie war eine jener schöngeformten, gluthgetränkten Frauen, dem würdigen

Gegenstand ihrer Achtung mit aller Innigkeit und Leidenschaft ergeben. Ihr Gatte war gleichsam ihr Erzieher, und mit welcher Güte und Herzlichkeit er bei seiner geistigen Klarheit und umfangreichen Bildung ihre geistige Empfänglichkeit zu sich heranbildete, ohne die edleren Blüthen ihres Gemüthes, ihrer lebhaften Phantasie zu erdrücken, das mit anzusehen war wahrhaft erquickend. Ob jene Italienerinnen, die sich keines ähnlichen Glückes zu rühmen haben, durch eigene Ueppigkeit und Wandelbarkeit, oder durch Charakter- und Gefalllosigkeit ihrer Männer zu Verirrungen und Ausartungen sich verleiten lassen, weiß ich nicht. Jedenfalls aber glaube ich, daß man Unrecht thut, sie von vorne herein zu beschuldigen, als gingen sie darauf aus, ihre Männer zu betrügen. Es ist jenen liebevollen Wesen ein zu inniges Bedürfniß, sich an den edlen, zuverlässigen Charakter eines Mannes anzuschmiegen. Darum möcht' ich auch nicht glauben, daß wahrhaft liebende Frauen, die in einem naturgemäßen Verhältniß des Ehestandes leben, sich durch die Zuwage menschlicher Leidenschaften nur aus Veränderungssucht herabziehen lassen könnten.

Die beiden Leutchen haben sich wenig mit Betrachtungen ihres eigenen Werthes abgegeben, sie übten die Liebe um der Liebe, nicht um eitler oder selbstsüchtiger Interessen willen, und ohne daß sich die Frau fragte, wie viel ihm fehle, ohne daß er sich frug, wie viel ihr fehle, um vollkommen zu sein, waren sie Beide mit dem zufrieden, was sie hatten; er mit ihrem leichterregbaren, feurigen — auch bisweilen ein Bischen eifersüchtigen — Wesen, sie mit seinen höchst gründlichen Kunstforschungen und äußerst bedachtsamen Modellschiffsbästeleien. — Es ist wahr, daß die Italienerinnen keine sonderliche Neigung dazu zu haben scheinen, aller Orten das Bild ihrer Häuslichkeit sogleich aus dem Strickkörbchen zu ziehen, um für ihre sämmtlichen Barfüßler darauf loszustricken. Es ist auch wahr, daß die Frauen in Italien weder über Wäsche und Seifenbrei, Büglerei und Schnei-

derei, Kocherei und Putzerei viel Gerede machen, und dennoch hat man Strümpfe an, auch waren nicht nur bei dieser Frau, sondern auch bei anderen, die Zimmer wie ihr Aeußeres, ihre Tafel wie ihre Unterhaltung in jenem unformirten, heimlichen Zustande, daß man sich gerne zu ihnen gesellte. Und wenn sie auch weder von Göthe noch von Schiller viel zu reden wissen, so liegt doch in ihrem ganzen Thun und Treiben so viel Poesie, daß sich mancher Dichter dabei erwärmen könnte. Weil sie jahrelang ihren Männern in einem schwarzseidenen Kleide schön genug vorkommen, so haben sie auch nicht nöthig, veränderungssüchtig stets nach den neuesten Moden zu haschen. Zu ihren Kochereien verbrauchen sie auch wenig Zeit, da sie mehr der Erfrischungen benöthigen und ihre Küche für gewöhnlich sehr einfach bestellt ist. Reis mit Fleisch oder Macheroni mit Parmesankäse, Fische, oder jene nahrhafte Polenta (Brei von Kastanienmehl) und drgl. m. ist ihre gewöhnliche Nahrung. Früchte aller Art, Austern, Sorbetti (Gefrorenes), Apfelsinen, Brünellen, Kastanien laufen inzwischen durch. Das Köstlichste, was die Venetianer entbehren müssen, ist ein gutes, gesundes Trinkwasser, denn das Cisternenwasser ist so matt und unrein, daß man es vor Grausen nicht hinunter bringen kann. Durch ihre Anspruchslosigkeit an gekünstelten Kochereien und die Einrichtung ihrer späten Mittagsstunde haben die Herren wie die Frauen einen langen Tag zur Bestreitung ihrer amtlichen und häuslichen Angelegenheiten vor sich, wodurch ihnen Zeit- und Geldersparnisse gesichert sind.

Man fand nichts Unschickliches darin, uns im Schlafzimmer zu empfangen, und ich war darüber auch gar nicht böse, denn so wie ich in Nürnberg oft am liebsten in der ebenso zierlich als originell eingerichteten Küche von einer Fräulein Lißmann meine Visiten abgestattet, eben so gerne befand ich mich in der Schlafstube der liebenswürdigen Italienerin, wenigstens zehnmal lieber darin, als in so einem ausblasenen nüchternen Salon.

Wenn der Mensch zu Ende gewachsen ist, so muß er den lieben Gott um Kinder bitten, sie bringen auch dem ernsten Denker einen neuen Frühling, und Herr v. R. kam mir hier weit liebenswürdiger vor als unter seinem Schiffskrust. Hatten sich die Kleinen (es waren Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen) auf der Mutter Schoos hinlänglich ausgetummelt, so wurden sie in ein von Drahtgitter umzogenes Bett gesteckt, wo man ihnen wie den Vögeln Naschereien hinsteckte: Feigen, Zibebenträubchen u. s. w. Neben diesem Kinderbett stand dasjenige der Eltern, welches mit Vorhängen reichlichst verziert und so groß war, daß mindestens sechs Personen ihr Unterkommen darin gefunden hätten. Solche Ruhestätten sieht man sehr häufig in Italien, die bei großer Hitze auch einen besonderen Werth haben; sie stehen meist aus vorsorglichen Gründen — von wegen der ungebetenen Gäste — nur mit der Kopfseite kaum an der Wand und sehen ihrer zierlichen Ausstattung halber höchst feierlich aus. Die schöne Italienerin hatte dasselbe mit einem rosa gefütterten, ausgenähten Spitzentuche straff überdeckt und zu Kopf und Füßen mit gleichem Fleiß ausgenähte Rolets gelegt, so daß man mit ihr, die wie ein Kind sich ihrer Hände Werke freute, und an dieses Himmelbett wie an einem Christbaume hinauf sah, wahrhaft entzückt werden konnte. Nächst diesem Bett war in einer Ecke des Zimmers ein Betaltar, der mit einem Spitzentuch belegt war und worauf zwei Blumenvasen mit gemachten Blumen neben dem Erlöser standen, über denselben war das Bild der heiligen Maria und noch etwas höher ein mit goldpapierenen Sternchen besäeter Himmelsbogen.

Es konnte einem bei diesen harmlosen Menschen gar traulich zu Muthe werden; in ihr war auch keine Spur von jenen überschwänglichen Mondscheins-Temperamenten, wie sie oft unter den eifrigen Leserinnen der weinerlichen Romanzen- und Novellen-Poesie zu finden sind und er war ein einfach biederer Mensch im vollsten Sinne des Wortes.

Eines Abends gingen wir in Gesellschaft des freundlichen Paares und Herrn L. zum Carneval. Der sonst so ernste Markusplatz war in einen Redoutensaal umgewandelt; bei Mondenschein und Laternenbeleuchtung fanden sich hunderte von Masken singend und klingend hier ein. Jedes zeigte Frohsinn und muntere Laune, Scenen aller Art wurden improvisirt. Einige hielten begeisterte Reden über die gute alte Zeit und die großen Thaten ihrer Vorfahren, Andere besangen die Tugenden der Frauen und schilderten die Raserei ihrer eifersüchtigen Männer. Hier brachte man Schönheitsmittel, wodurch die Herzen der Männer für ewig zu fesseln wären; dort machten die Aerzte ihren Spuck und brachten durch die Fragen an ihre Patienten und durch ihre Vermuthungen, wie, woher und wodurch die Uebel entstanden seien, die Zuhörer in ein solches Lachen, daß eine gute Lunge und Stimme dazu gehörte, um verstanden zu werden. Die Harlekinade wurde durch Groß und Klein allerliebst aufgeführt. Männer, als Frauen verkleidet, bewegten sich gar zimpferlich durch die Menge. Troubadours verfolgten sie, ihre Reize besingend. Dichter brachten ihnen die schönsten Huldigungen dar. Maler flehten um die Gunst, doch wenigstens eine ihrer zierlichen Händchen oder Füßchen zeichnen zu dürfen. Endlich ließ sich eine dieser Schönheiten dazu erweichen und gab dem Flehenden nach. Sie stellte sich entschlossenen Muthes auf einen Tisch, schürzte mit aller erdenklichsten Grazie und Anmuth das Röckchen bis über den Knöchel und — ein gewaltiger Stiefel kam unter allgemeinem Jubel hervor. Dem altersschwachen Tisch wurde die süße Last bald zu schwer und er brach unter Knicken und Krachen zusammen. Da lag sie nun die Liebreizende. Ein herbeistürzender Poet, dem die Gelegenheit erwünscht zu sein schien, um seinen dichterischen Eingebungen auf frischer That Luft zu machen, umschlang sie noch zu rechter Zeit mit beiden Armen, sonst wäre sie mit der Nase unter die Trümmer ihres Postamentes gerathen. Hingegossen in bezaubernder

Ohnmachts-Attitüde lag sie da. Er beschwor die Götter des Olympos und des Meeres, die Geister der Luft und Erde, dieses Meisterstück der Schöpfung doch wieder in's Leben zurück zu rufen, da zog eine Frevlerhand den Schleier von ihrem — bärtigen Gesicht und mit dem Schleier — entsank auch der schöne Wahn.

Auf der Piazzetta — zunächst dem Meere — stürzte eine unglückliche Gattin — ebenfalls ein verkleideter Mann — händeringend durch die Menge; den Treulosen suchend, rief sie unter Klagen und Seufzern die herzzerschneidendsten Worte in die theilnehmende Umgebung; endlich trat sie an das Meer, wie einst Ariadne, flehend, daß die Sterne des Himmels und die Wogen des Meeres sich erbarmen und den verführten Gatten in ihre Arme zurückgeleiten oder verderben möchten; diese schienen sich jedoch um ihren treulosen Mann nicht viel kümmern zu wollen und um ihre verderbensüchtigen Wünsche auch nicht und ließen ihn laufen und sie stehen. Jammernd warf sie sich auf einen Stein, sagend, daß er sich ihrer erbarmen möchte. Als sie nun so da lag bei ihrem steinernen Trost, erscheint der Treulose mit ihrer Nebenbuhlerin, nicht ahnend, welches Loos hier beider harrt. Flüsternd wandelten sie nach der breiten Marmortreppe, an deren Stufen sich die Wellen seit Jahrhunderten gebrochen haben und Gondeln stets zum Empfang bereit sind — da faßt es ihn beim Domino und — wie wenn die Elemente um der Sonne Gluthball sich kämpfend gegen einander empörten, so fuhren die zwei Frauenzimmer gegen einander los. Schon wollte der Treulose zu seiner Pflicht zurückkehren, da wirft sich die Nebenbuhlerin ihm zu Füßen und beschwört ihn bei seinen Tugenden, die kein Weib so wie sie zu würdigen verstehe; — er bejaht es stillschweigend, reißt sich los von seiner Gattin, stürzt sich mit seinen Tugenden in eine Gondel — und rudert hastig fort. Die Geliebte stürzt sich ebenfalls in eine solche und fährt wie der Falke einer Taube nach. Die Zuschauer lachen und zischen, die verlassene

Gattin ist indessen wieder zu ihrem Stein niedergesunken und wird alsdann von einigen lustigen Masken auf eine Trage von Ruderstangen gesetzt. Wie ein verlorener Sohn eilt der Treulose aus dem Hintergrund hastig herbei und ruft: „Sie, die meine Untugenden mir verzeihen kann, soll mein guter Engel sein!“ Darauf wird er gleichfalls auf die Ruderstangen gesetzt und mit seiner gerührten Gattin dahin gebracht, wo man mit Kaffee und Sorbetti die Treue belohnt.

An dem Humor und der dramatischen Lebendigkeit, mit der die Italiener solche Scenen aufführen, würden sich unsere vaterländischen Masken nicht wenig ergötzen, sie, unter denen die Mehrzahl sich schon mit dem gegenseitigen Ansehen ihrer schönen Garderobe begnügen und kaum den Muth haben, mehr zu erdichten als: „So, bist du auch da?“ Ja, ich bin auch da, kennst du mich? „O, ich kenne dich wohl!“ Ach nein, du kennst mich nicht. „Ei ganz gewiß kenn ich dich.“ Woher kennst du mich? „Weil ich dich kenne, darum kenn' ich dich.“

Ein Regen von Confetti (kleinen Zuckermehlkügelchen) flog als Zeichen von Huldigungen bisweilen über uns her, wie ein Kieselwetter.

Wenn in Italien die Tugend des Verheimlichens und der Selbstverläugnung überhaupt nicht sehr geübt wird, so findet man es auch unnöthig, beim Anblick einer ansehnlichen Frau sein Vergnügen zu unterdrücken, und als glichen die Straßen einem lebendigen Bildersaal, so hört man bald: „O, che bella ragazza! che bella figura! che begli occhi!“

Schöne Früchte wurden während des Abends zur Erfrischung angeboten, feines Confekt mit sentimentalen Sprüchen u. s. w. So heiter und frohsinnig es auch überall herging, nirgends kamen Pöpelhaftigkeiten vor, es ist als wär es auch dem geringsten Italiener ein Bedürfniß, sich anständig und ergötzlich zu zeigen.

Schon in Triest hatte ich Gelegenheit der Aufführung einer italienischen Oper: Gemma di Vergy von Donizetti beizuwohnen. Eine Engländerin sang die Titelrolle. Ihre Stimme war klangvoll und angenehm, ihr Aussehen edel und ihre Darstellung höchst anständig; auch war sie mit vielem Kunstaufwand in Paris gebildet worden und hatte nun bereits ein ganzes Jahr lang ohne Honorar für ihre Leistungen an verschiedenen Theatern Italiens gesungen, doch weder die Italiener in wahre Begeisterung, noch zu einem Engagement daselbst es bringen können. Ein Beweis, daß selbst durch die vorzüglichste Schulweisheit und die glänzendsten Mittel bei Naturkindern, wie die Italiener sind, dennoch wenig ausgerichtet wird. Gewöhnlich ist bei den dortigen Opern Alles sehr mittelmäßig bestellt und ein einzig guter Sänger, eine einzige ausgezeichnete Sängerin muß das Ganze halten. An ihren Leistungen will man sich alsdann aber auch erwärmen und durch sie für alles Fehlende entschädigt werden. Aber — mit Romeo zu sagen — so wie die Philosophie keine Julia schaffen kann, eben so wenig kann man sich durch alle Theorien der Welt Begeisterung, Schwärmerei, schöpferische Einbildungskraft und Genialität beibringen. Veredelt können diese Kräfte durch Lehren und Erfahrung wohl werden, aber nicht erzeugt. Wo nun aber keiner dieser Vorzüge vorherrschend ist, auch jene poetische Gefühlsausströmung fehlt, die vom Herzen zum Herzen dringt, da machen die Italiener wenig Federlesens, besonders wenn es ein Sänger wagt, sich sogleich in einer ersten Parthie ihnen vorzustellen. Ohne Barmherzigkeit wird alsdann während der Vorstellung laut korrigirt und das muß man ihnen schon lassen, daß sie den Gesang zu beurtheilen verstehen.

Miß N. war nun keineswegs mit beleidigenden Fehlern behaftet, im Gegentheil war sie in jeder Hinsicht eine gebildete Sängerin und es fehlte ihr leider nur eben das bischen Verstand oder Geschmack für die richtige Anwendung ihrer Erwerbnisse.

Ihre Stimme machte oft ganz andere Dinge, als der Seelenzustand der Person im Drama erforderte, deßhalb sich auch ein muthwilliger Italiener während einer langen Fermate, worin ihre zwiespältige Seelen- und Kehlenwanderung den höchsten Gipfel von technischer Fertigkeit zu erreichen suchte, den Spaß machte, bei dem Verhallen eines endlosen Tones unbändig zu gähnen. Das ganze Publikum brach in ein lautes Gelächter aus und die arme Sängerin, die vergessen zu haben schien, daß die neueren und vorzüglicheren Italiener, auch selbst bei ihren figurirten Fermaten, den charakteristischen Ausdruck, den der Sinn des Wortes und der Gemüthsstimmung erfordert, nicht mehr fallen lassen wollen, wurde darüber so betrübt und kam so gänzlich aus aller Fassung, daß sie mich schmerzlich dauerte.

In Venedig hörte ich im Theater della Fenice, die zu jener Zeit berühmteste Sängerin — eine Deutsche — und zwar in der Lucrezia Borgia von Donizetti. Ihre Erscheinung überraschte mich, nicht so wohl wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres alltäglichen Aussehens. Eine hohe breitschulterige Gestalt, ein mehr in die Breite als in die Länge geformtes Gesichtsoval, eine — besonders in den Mitteltönen — ziemlich ausgesungene Stimme, eine leicht erregbare Leidenschaftlichkeit, das waren ihre Requisiten. Ich wurde um so begieriger, sie zu hören. Denn da sie neben der Malibran und Pasta die gefeiertste tragische Sängerin war, so mußte das geistige Element in ihr um so überwältigender sein. Die Lucrezia ist ein widerwärtiger Frauencharakter und es war mir leid, sie ausschließlich nur immer wieder in dieser Parthie sehen zu müssen; denn sie hatte Geist und ihr Vortrag tiefe Bedeutsamkeit, so daß sie sich oft über den pathetischen zum wahrhaft dramatischen Gesang erhob. Auch ihre Mimik und Geberdensprache stand weit über jener der anderweitigen talentvollen und liebenswürdigen Sängerinnen Italiens, die zwar einzelne Momente mit großer Wirkung zu geben wußten; sie gab weit

mehr ein ganzes, mit allem Fleiß durchdachtes, wenn auch mehr nur — wie es bei dieser Parthie wenigstens der Fall war — ein durch gewaltige Effekte herausgeputztes Bild. Sie fiel aber selten aus ihrer Rolle, wie das mancher anderen bei den minder bedeutungsvollen Parthien der Oper bisweilen passirte. Es ist das während solcher Stellen, bei denen sich die Zuhörer gewöhnlich Visiten in den Logen machen, um zu plaudern, — eine Sitte, die mich von der Scene vertrieben, oder mich dazu veranlaßt hätte, der Sache und meinem eigenen Gefühl zu Liebe, unbeirrt fortzuspielen. Nur während der Hauptstücke entstand allgemeine Stille, die man alsdann aber auch mit gespanntester Aufmerksamkeit begleitet.

Es gewährt hohen Genuß, zu hören, wenn vorzügliche Sänger oft selbst gemüth- und geistlose Musikstücke in ihre Gemüthsfülle und geistige Höhe herüber und herauf singen. Aus manchen Stücken, die in unserm geliebten Vaterlande gänzlich zu Grabe getragen werden, oder doch wenigens unbeachtet vorübergleiten, wußten jene Sänger oft so viel zu machen, daß sie einem ganz von höherer Bedeutung erschienen. Wollte Gott, unsere deutschen Klassiker dürften sich gleicher Liebesdienste erfreuen. Nun wissen es zwar unsere gebildeten Musikkenner, daß das innerste Wesen, wie die äußere Form unserer dramatischen Musik nicht nur auf technischen Grundsätzen und poetischer Wahrheit, sondern auch auf psychologischen und sprachlichen Principien ruht; sie wissen auch, daß es Aufgabe des Sängers ist, durch den plastischen Ausdruck des Tones, wie durch seine Tonmalerei den Zuhörer in die Situation und den Seelenzustand der Person im Drama einzuführen. Wie genügsam sich aber — unter Umständen — Sänger und Kritiker hierbei verhalten, davon gibt Nachstehendes ein Beispiel.

Ich wohnte einmal in einer unserer bedeutendsten Städte einem Conzerte bei, in welchem klassische Stücke aufgeführt wurden,

unter anderen auch das Finale von Mozart's Titus. Ein berühmter Kunstrichter, der dem Publikum durch seine Urtheile zu imponiren wußte, ließ uns am folgenden Tage in einem Artikel vernehmen, daß Fräulein X., welche den Sextus sang, ihre Parthie wahrhaft klassisch vorgetragen habe. Nun hatte die Stimme jener Dame einen vollen runden Tonkörper, jedoch schien sie weder durch ihre Schule, noch durch ihre geistige Passivität irgendwie dazu befähigt zu sein, eine solche Aufgabe genügend lösen zu können. Daß auch die Kritik sich durch körperliche Reize bestechen läßt, ist oft genug dagewesen, allein jene klassischen Meisterwerke sind doch wohl nicht erdichtet worden, um sie nur durch materielle Fülle und geistige Anmuth wiedergeben zu dürfen, und im Zuhörer statt innigen Mitgefühles nur sinnliche Entzückungen zu erregen.

Sextus befindet sich hier in dem gespanntesten Gemüthszustande; er ist auf dem Weg, ins Kapitol einzudringen, um den geliebten Herrscher, seinen erhabensten Freund und Wohlthäter, auf Begehren der herrschsüchtigen Vitellia, seiner feurigst angebeteten Geliebten, zu ermorden. So nahe der Vollstreckung einer verruchten That werden ihm, der ja von Natur kein Bösewicht ist, mit dem hereinbrechenden Entsetzen, das ihm beim Anblick des Kapitols das Mark durchschüttert und alle Fibern beben macht, folgende Worte sicherlich nicht, wie wir es von jener Sängerin hörten, in monotoner Weise mit breitgedehnter pathetischer Deklamation und wohlgehaltenen Tönen gemächlich von den Lippen gleiten. Hätte Mozart für den Seelenkampf eines durch Verirrungen und wilde Leidenschaften an den Abgrund des Verbrechens gedrängten Jünglings Pfundnoten haben wollen, so würde er für die in diese Situation einleitende Orchesterbegleitung: Adagio oder Andante, nicht Allegro assai vorgeschrieben und andere Töne und Worte gewählt haben, als:

„O Götter! wie klopft und bebet, ach, wie schaudert mein Herz! Höllenangst ergreift mich; enden will ich's, und zaudre,

ein Lüftchen, ein Schatten macht mich erzittern. Thor! der ich wähnte, nur Spielwerk sei der Sprung von der Tugend hin zum Verbrechen. Doch, ich muß vollenden, damit nur ruhmvoll mein letzter Schritt noch sei. Noch ruhmvoll? verdient wohl Verrätherei noch Ruhm? Unsel'ger Sextus! Du ein Verräther! Der Nam' ist schrecklich! und dennoch ringst du, ihn zu verdienen. Und wen verräthst du? Ihn, den höchsten, den gerechtesten, ach! den besten Herrscher des ganzen Erdballs, dem du verdankest, was du hast, was du bist! trefflich belohnst du so viele Güte! warst du sein Freund, sein Liebling, daß sein Mörder du seist! Verschlinge mich der Abgrund, wenn ich das werde! Nein, ich vermag's nicht, Vitellia, der Rache Fordrung dir zu stillen, ich verging, wollt ich es wagen, vor seinem Antlitz u. s. w."

Es ist gegen alle psychologische Wahrheit, in einem so hochgespannten Gemüthszustande die Worte zu dehnen, so unpassend, als wollte man die Schilderung streitender Affekte und Leidenschaften in den gleichmäßigen Fortgang einer blosen Erzählung, oder in den ernsten, einfach belehrenden Vortrag allgemeiner Wahrheiten kleiden. Auch hat Sextus hier kein Objekt vor sich, dem er durch den Pathos seiner Sinne imponiren müßte, vielmehr wirken die Bilder, die Anfangs in rascherem Fluge an seiner Seele vorüberziehen, ängstigend auf sein Gemüth und machen ihn unfähig zu handeln. Erst nach dem schmerzlichen Vorwurf: „Und dennoch ringst du ihn zu verdienen!" beginnt das Recitativ einen andern Charakter anzunehmen und bedarf somit auch für die Offenbarung rührender Gefühle einen andern Rhythmus, ein allmälig sich lichtendes Tonkolorit. Das Tugendbild seines erhabnen Freundes tritt immer heller vor seine Seele. Voll Wehmuth und Innigkeit umschlingt er es mit den wärmsten innigsten Tönen und einem Ausdruck zärtlichster Liebe und innigster Begeisterung, diese steigern seine Selbstanklage über den im Tumult wilder Leidenschaften verlorenen Seelenfrieden zu erbitterten Vorwürfen.

Entschlossenen Muthes schleudert er den Gedanken an die Ausführung des an Vitellia gegebenen Versprechens weit von sich, und mit dem Siege des Göttlichen in seiner Brust, sieht sein geistiges Auge voll Scheu, Reue und tiefster Verehrung bei den Worten: „Ich verging, wollt ich es wagen, vor seinem Antlitz" hinüber auf seinen erhabenen Schutzgeist. Im weiteren Verlauf des Recitativs wird Sextus durch äußere Bedrängnisse zu einer andern Stimmung hingerissen. — Wäre dies Büchlein eine Singschule, wie es keine sein soll, so würde ich durch musikalische Zeichen und sonstige Erläuterungen den Text wie die Töne analysirend begleiten, und mich gründlicher darüber ausgesprochen haben, wo die Worte gedrängter oder zurückgehalten, schärfer und markiger, gedämpfter und sanfter, die Vokale dunkler oder lichter gehalten werden sollten, hätte auch die wenigen aber bedeutungsvollen Anwendungen des Portamento, so wie das An- und Abschwellen des Tones angeben müssen. Da jedoch eine solche Arbeit zu durchblättern den Laien Langeweile machen würde und die Kritik bei dem klassischen Vortrag der Fräulein X. auf dergleichen Bestrebungen auch gar keine Ansprüche zu machen für nöthig erachtet, so kann man ja nach wie vor Aehnliches über sich ergehen lassen, wenn es auch schmerzlich wehe thut, daß zur Ehre unserer tiefgedachten und tiefgefühlten Meisterwerke weit geringere Vorbereitungen ausreichen sollen, als sie die Italiener ihren Kompositionen erweisen.

Es drängte mich, nun auch nach Mailand zu kommen, um hier noch so viel als möglich von den Kunstleistungen während der Winter-Saison zu erhaschen. Wir hörten indessen hier auch nichts weiter, als zwei Opern, die fortwährend abwechselnd hinter einander gegeben wurden. Es war der Liebestrank von Donizetti und il Bravo von Mercadante. Vorzüglich gefiel mir der Liebestrank, obgleich die Exekution beider Opern mit großem Fleiß gegeben wurde. In jener mußten die Zuhörer durch ächt nationale

Naivetät und Humor ergötzt und erfrischt, in der anderen aber durch Leidenschaften mit fortgerissen werden. Wie in Venedig, so hörten wir auch hier Lustspiele, und wenn ich sage, wir hörten Lustspiele, so hat das seine guten Gründe, denn es war bei ihrer Conversation ein Lärm, als befänden sich die Spielenden in einem heftig erregten Zustand, während sie doch die friedlichsten Dinge mit einander verhandelten. In der Execution der Conversationsstücke war nun freilich neben denen der französischen Acteurs ein großer Unterschied; während diese in den Stücken des verfeinerten Lebens sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihre Worte so leicht und lebendig, so lispelnd und flüsternd, als nur möglich, auszuhauchen und ihre Hände und Arme in kurz und eng anschließende Bewegungen zu zwängen, ließen die Italiener ihrer lieben Natur freieren Lauf und es schien ihnen besondes wohl zu thun, ihre Worte durch die schöne, klangvolle Sprache so volltönend wie möglich auszusprechen und dabei einen weiten Raum mit Hand und Arm zu durchziehen. Die Italiener sollten den französischen Tragödienspielern von dem innigen und tieferen Ausdruck ihrer Gefühlssprache, und von der natürlichen Energie und Majestät ihrer Artikulation und Aktion etwas abgeben, während diese den Italienern bisweilen durch ein wenig mehr Leichtigkeit, Grazie und geistige Pikanterie beim Vortrage der Conversations-Stücke des verfeinerten Lebens aushelfen könnten.

Meine Stimme nahm an Frische und Kraft immer mehr zu und es würde mir allmälig zu Muthe geworden sein, wie dem Vogel beim herannahenden Frühling, wäre meine Schwester nur erst geheilt gewesen. Um unter Thränen zu lächeln, dazu hätte ich es damals noch nicht bringen können. Das Leben der Meinen hing mit allen Fühlfäden an meinem Herzen und ich konnte nur

dann froh werden, wenn ich sie auch glücklich wußte, nur dann mit aller Hingebung und Harmlosigkeit ein Gefühlsleben auf meiner kleinen Bretterwelt entfalten, wenn ich in der Wirklichkeit keine Gemüthsleiden empfand. War das aber der Fall, so verlor ich bald alle Ruhe und Fassung. — Ich bitte meine gütigen Leserinnen um die Erlaubniß, einen Brief meiner Schwester, der diese Sache mit berührt, einrücken zu dürfen.

Mailand, den 17. April 1839.

Liebstes, süßes, gutes, einziges, unvergleichliches Mütterchen! Wie können Sie nur so in Angst und Sorge um mich sein? Ich mußte recht weinen, als ich Ihr liebes Briefchen las. Denken Sie doch nur an das Sprichwort: Unkraut u. s. w. An's Sterben denke ich noch lange nicht, sehe auch gar nicht mehr darnach aus, und obgleich ich noch immer tüchtig huste, so zehre ich doch nicht ab dabei, im Gegentheil. Aber selbst das wäre kein Wunder, denn wenn ich mit Agnese spazieren gehe, so sagen ihr die Leute auf öffentlicher Straße die schönsten Artigkeiten in's Gesicht, was ich in Triest, Venedig, Verona und hier mit anhören mußte. Sie können leicht denken, wie dann der Neid in mir rege wird, und nichts schadet der Gesundheit so sehr, als der Neid; dann gehe ich aber in mich und denke, daß es ja meine Schwester ist, der alle diese Artigkeiten gesagt werden und das tröstet mich. Jüngst sagte ein hübscher Italiener: O, che bella ragazza! worauf sie zu deutsch antwortete: O, läppischer G'sell! was er für eine Höflichkeit zu halten schien, denn er machte ihr dafür ein Compliment.

An Ostern waren wir bei der heiligen Beichte. Der geistliche Herr hat einen schönen Satz gemacht, als er das lange Sündenregister in meinem Büchlein erblickte. Agnes war voll Wehmuth und Reue, denn sie war sich bewußt, daß sie den lieben Gott während ihres langen Unwohlseins durch ihre Ungeduld oft und schwer beleidigt hatte, und nun, wo er sie dennoch mit seiner

Liebe und Barmherzigkeit segnete, that es ihr schmerzlich wehe, sich gegen ihn versündigt zu haben und sie wollte Buße thun. Der geistliche Herr aber, der, wie sie hoffte und erwartete, ihr tüchtig die Leviten lesen sollte, tröstete sie in ihrer Wemuth immer mit dem Zuspruch: Fa niente! (das thut nichts!)

Das Wetter fängt an sehr schön zu werden, und wenn es so fortgeht, haben wir in vierzehn Tagen Sommer, denn Frühling kennt man in Mailand gar nicht und mit der besseren Jahreszeit wird auch meine Gesundheit wieder zurückkehren.

Herrn Doktor S. sagen Sie viele Grüße und daß ich ihm zu seiner neuen Collega Agnese nicht sehr gratuliren könne, da sie ein viel zu ängstlicher Doktor wäre. Wenn ich zu husten anfange, fängt sie zu jammern oder gar zu weinen an. Wenn sie damit fertig ist, nimmt sie die Homöopathie zur Hand und studirt, als wollte sie sich noch zur Stunde den Doktorhut verdienen; dann findet sie aller Augenblicke eine andere Krankheit und sagt: die hast du! Wenn ich aber hoch und theuer versichere, daß es nicht so sei, so sagt sie unter Thränen: „Es ist doch aber auch ein Kreuz mit dir, du willst nicht einnehmen und dich muthwillig in die Grube bringen.“ War ich blau im Gesicht (was mir bei kaltem Wetter natürlich schien), so sagte sie: wie bist du blau. War ich roth, so sah sie mich noch ängstlicher an und sagte: Ach Gott! was bist du roth! Nein, das ist keine natürliche Röthe, du mußt etwas einnehmen! Dann hätte ich mögen die homöopathischen Pillerln handvollweise hinunterschlucken. Hilft's dann noch nichts, so sieht sie mich an, als läg' ich schon im Grabe, oder reißt ihr auch wohl die Geduld und sie ruft aus: Gott im Himmel! mit dir ist's aber auch ein helles Elend! wie kannst du nur immer solches Zeug einnehmen, was nichts hilft, suche doch die rechten Mittel“. Ja, da ließe sich's leicht Doktor sein, wenn die Patienten immer die rechten Mittel fänden. Der Arzt kommt ihr zu selten und an die gar zu unscheinbaren Pillen hat sie keinen

rechten Glauben. Ich weiß aber, daß wenn mir durch die Homöopathie nicht aufgeholfen werden kann, ich auch bei Anwendung der Allopathie in's Gras beißen müßte, darum sein Sie ohne Sorgen, die französischen Aerzte haben ja trotz aller Anstrengungen, die Agnes auch nicht in die Grube fördern können und der Mailänder Homöopath, der zugleich auch Allopath ist, wird doch sicherlich wissen, auf welche Art man länger leben kann. Also lassen Sie sich ohne Noth das Köpfchen nicht grau werden. Agnes übt indessen ihre Stimme fleißig und geht es mit ihr ganz gut und mit mir besser, so kommen wir, um Ihnen unsere Zärtlichkeit persönlich auszudrücken. Indessen erhalten Sie sich lieber für Ihre zwei liebenswürdigen Kinder

Agnes und **Nina.**

Wir wohnten in einem Privathause und hatten hier hinlänglich Gelegenheit, dem Leben und Treiben eines italienischen Ehepärchens zuzusehen. Anfangs gingen uns die Leutchen aus dem Wege, weil wir Deutsche waren und diese in Mailand, der ihnen aufgedrungenen Soldateska wegen, nicht eben beliebt sind. Doch da wir Monate lang die Zimmer von ihnen gemiethet hatten, und ihnen keine unbescheidenen Forderungen auferlegten, so schienen sie sich endlich davon überzeugt zu haben, daß nicht alle Deutsche Barbaren sind, wie sie dieselben zu nennen pflegten.

Der Mann glich nun freilich in keiner Weise Herrn von R., jenem venetianischen Schiffsbästler, obgleich er wenigstens auch vermöglich sein mußte, um so leben und mitmachen zu können, wie sie es thaten.

Von unsern Fenstern, auf der Contrada del Durino, deren jedes einen kleinen Balcon hatte, konnten wir den Markt übersehen; und da erblickten wir schon in aller Frühe den Herrn des Hauses mit seinem Dienstmädchen, Geflügel, Eier, Grünes und sonstige Gegenstände einkaufend. Die Frau aber lag entweder

noch zu Bette, oder schlenderte im Hause umher. Der Mann kam und kochte den Kaffee, die Frau guckte zum Fenster hinaus, die Magd kehrte die Strohteppiche oder, wie es im heißen Sommer geschah, besprengte die marmorenen Fußböden. Die Treppe hingegen wurde nur alle Wochen zweimal gekehrt, gefegt nur zu allen heiligen Zeiten einmal. Das genirte jedoch die Dame des Hauses wenig. Desto mehr hatten die seidenen Kleider der besuchenden Italienerinnen zu thun, um über die Bescheerung hinwegzukommen, oder sie aus dem Weg zu räumen. Nach dem Frühstück wurde eine Art Toilette gemacht, nämlich die Schlafhaube heruntergerissen und mit der Bürste über den Kopf gefahren, so, daß die Haare in äußerst losem Zustand mit einem hohen Kamm ein Bischen befestigt wurden. Das Hauskleid, welches sie gewöhnlich trug, war eine Art Blouse von buntstreifigem Zeug, die sie ungegürtet um sich herum hängen ließ. In dieser höchst unforcirten Toilette, die ich auch auswärts an anderen Frauen bemerkte, wurden alsdann auch die Besuche empfangen; die Herren fanden nichts Unschickliches darin, die Damen in solchem Zustand zu betrachten, und die Damen fanden nichts Beleidigendes dabei, sich in diesem Negligée betrachten zu lassen. Ich muß jedoch gestehen, daß es mir bei der ruhigen Haltung dieser Frau ebenfalls gar nicht eingefallen ist, zu verlangen, sie sollte schön steif geschnürt und mit enganschließendem Leibchen herausgeputzt sein. Ihre, von aller Kokettenspielerei freien ruhigen Augen, mit denen sie die Männer ansah, gaben hinlänglich zu erkennen, wie wenig sie für sich von ihnen zu fürchten habe.

Diese Sicherheit war mir ungemein anziehend; denn bei alledem war nichts Kaltes, Herzerstarrendes in ihren Augen. Der Eindruck, den die Gegenstände auf ihre Seele machten, zeigte sich in ihnen, wie in einem reinen Spiegel, und nie kann ich mich erinnern, daß ihr Gemüth bei der Unterhaltung eines lebendigen oder schwärmenden Italieners beunruhigt, oder gar wie Butter

an der Sonne zerflossen wäre. Für ihren dienst- und kocheifrigen Gemahl schien sie so viele Zärtlichkeit und Dankbarkeit zu haben, daß ihr jeder Andere gleichgültig blieb. Doch so rührend es auch mitanzusehen war, wie der Mann seine schöne Frau gleich einer Blume pflegte, fürchtend, sie könne im Verkehr mit dem Alltäglichen den reizenden Duft ihres Wesens verlieren, so machte er mir denn doch hinter der Kohlenpfanne, wo er sich schmähliger ausnahm, als Herkules am Spinnrocken, bei all seinen sonstigen Tugenden einen all zu kuriosen Eindruck.

Als es der Hitze wegen noch anging, hat der Herr Gemahl inmitten der Stube auf einer hohen Kohlenpfanne sogar auch das Mittagessen gekocht. Wenig zwar, aber gute Sächelchen. Nach dem Speisen wurde sehr schöne Toilette gemacht, in der die Frau reizend aussah, was jedoch ohne allen Zweifel auch geschehen wäre, wenn sie ihrem Patrone Vormittags die Küchenschürze abgenommen hätte. Sie gingen dann auf den Corso oder in die öffentlichen Gärten, wo Erfrischungen: Sorbetti und dgl. zu sich genommen wurde; hernach in's Theater und in Gesellschaft. Wie lange sie in dieser Lebensweise Befriedigung fanden, kann ich nicht sagen. Bisweilen gab es freilich einen Mordspektakel; ich glaube, das geschah gewöhnlich dann, wenn Frau Marietta zufällig an das Fenster trat, wenn hübsche Leute vorbeigingen. Was sollte sie thun, wenn ihr „Sie-Mannerl" — so nennt man in Oesterreich diese Art Männer — die Frauengeschäfte besorgte?

Um ganz Mailand läuft ein mit Bäumen reichbesetzter Wall. Die Gräben desselben sind meistens mit hohen Weinreben garnirt, die sich von einem Pfahl oder Baum zum andern an Schnüren

hinschlingen und im Sommer wie im Winter unberührt wachsen und sich entblättern. Der Corso ist der schönste Versammlungsort für Einheimische und Fremde, und die an ihn gränzenden öffentlichen Gärten bestehen aus vielfachen, von eisernen Gittern umschlossenen Alleen. Die Stadt hat sehr schöne Eingangsthore und herrliche Straßen. An den Häusern Trottoirs von breiten Quadern, und in der Mitte ist die sehr schön gepflasterte Fahrstraße, mit Radbahnen — Streifen von breiten Steinen — versehen, die zur Schonung der Räder dienen. Die Mädchen und Frauen des Mittelstandes tragen, wie in Venedig, schwarze Schleier; die der höheren Gesellschaft, wie in Frankreich und Deutschland, Hüte.

Eines Tages wurde der Papst erwartet, der in dem herrlichen weißen Marmordom den Segen austheilen sollte. Es kam aber nur ein Stellvertreter und empfing die Huldigungen im Namen Sr. Heiligkeit. Die Hauptstraßen, die nach der Kirche führten, waren mit rothseidenen und mit Goldborten besetzten Vorhängen geschmückt, welche sich aus den Fenstern der ersten oder zweiten Etage mit jenen der gegenüberliegenden Häuser in einander drappirten und mit Blumen und Zweigen bestreut waren. Am Portal der Kirche war ein ungeheurer Baldachin von rothem Seidendamast errichtet, der sich über den großen Platz vor derselben bis an die Wohnung Sr. Heiligkeit hindehnte. An jenem Morgen in die Kirche zu gelangen, war gänzlich unmöglich. Ja, selbst der große Platz vor derselben war während des Gottesdienstes so zum Erdrücken voll, daß man nicht einmal die weißgekleideten Kinder und Jungfrauen ruhig in Augenschein nehmen konnte. Unsere hübsche Hausfrau, die wir endlich erblickten, kam uns mit nassem Gesicht entgegen; als ich versucht war, ihr die Tropfen abzuwischen, fuhr sie zurück und rief aus, daß ich ihr doch ja das geweihte Wasser nicht vom Gesicht streifen möchte, sie habe sich darum so nahe gedrängt, um

bei dem Aussprengen desselben recht viel zu bekommen. Ich weiß nicht mehr, für was Alles dadurch geholfen werden sollte. Sie hielt überhaupt sehr viel auf die Einwirkung geheimer Kräfte und trug stets einen ganzen Bündel Amulets an sich; so daß ihr Leben wie ihre Leidenschaften gegen alle Anfechtungen förmlich assekurirt waren. Ihr Mann hatte somit ganz Unrecht, sich ihretwegen etwaiger Untreue halber abzuängstigen.

Der bunte Kram, mit dem die Straßen überhängt waren, glich einem Kinderspielwerk neben dem Anblick des ungeheuren Domes. Als sich die Menschen zerstreut hatten, gingen wir in das Innere, dessen kolossale Marmorsäulen und Pilaster, Spitzbögen und Altäre, bei dem durch die herrlich gemalten Fenster herein dämmernden Sonnenlichte, einen überschauernden Eindruck erregten. Erfüllt von dem majestätischen Anblick und der tiefen Stille knieten wir andächtig in einen Betstuhl. Im Glauben, ganz allein und unbelauscht hier zu sein, wurden wir fast unangenehm überrascht; denn hinter einer Säule hervor trat ein Mann, der gleichfalls unsrem Beispiel folgte und sich, wenn auch ohne allen Zweifel nicht aus gleichen Motiven, ebenfalls bewogen fühlte, in unsere Bank niederzuknien. Ueber ein Weilchen flüsterte er mir mit höchst andächtiger Miene die frommherzigsten Worte zu. Mir kam diese Anrede am geweihten Ort so überraschend vor, daß, obgleich ich schon manchen Unsinn zu hören gewöhnt war, doch nicht gleich wußte, soll ich mich ärgern und ihm eine Zurechtweisung geben, oder ihn mit Höflichkeit zur Buße vor den Heiligen ermahnen. Ich zog vor, stillschweigend mit meiner Schwester dem Kirchendiener entgegen zu eilen. Dieser war bemüht, die einzelnen Stühle an einer Seitenwand hoch aufzustapeln, um sie bei nächster Gelegenheit für einen kleinen Sold wieder herunter zu langen, da die Kirche nur wenige Stühle in sich faßt und die meisten Andächtigen während des Gottesdienstes entweder auf den Boden hinknien oder auf solchem von dem

Kirchendiener oder irgend einem galanten Herren herbei gebrachten Stuhle Platz nehmen. Die Herrn scheinen hinter dem Stuhle oft weit andächtiger gestimmt zu werden, als vor dem heiligen Altar und nehmen sich sammt den Damen ziemlich frivol aus.

Wir ließen uns von dem Kirchendiener das mit Silber und Edelsteinen bedeckte Mausoleum des Karl Borromäus, die silbernen Statuen in der Sakristei, Michelangelo's wundervolles Grab der Medicis zeigen und alsdann auf das Dach hinauf geleiten.

Die Wirkung, die von hier aus der Anblick in den Wald von unzähligen Thürmchen, Statuen, Pflanzengebilden, phantastischen Schnörkeln gewährt, ist unbeschreiblich! Hundertarmig breiten sich diese Gegenstände aus einer ungeheueren Filigranarbeit in die Lüfte hinauf und alles das, ja selbst das Dach, die Treppe, die Gallerien sind von blendend weißem Marmor, deßhalb ich die Kirche auch weit lieber bei Mondscheinbeleuchtung als bei Sonnenschein betrachtete.

Einsam an den Gränzen eines weiten Exercierfeldes steht der prachtvolle Triumphbogen, das schönste Thor, das auf Erden stehen mag. Bonaparte soll befohlen haben, die Straße von Simplon her durch dieses Thor durch die Stadt bis zum Dom hin zu ziehen. Mit dem Sturz des Kaiserreichs zerfiel dieser großartige Plan. Doch haben die Mailänder nicht geruht, das Prachtwerk auf ihre eignen Kosten auszubauen, und damit die neue Regierung ihnen dabei nicht hemmend in den Weg trat, sich sogar bereit erklärt, den Kaiser Napoleon, der aus den herrlichen Basreliefs hervorragte, in den Kaiser Franz umzubilden. Ueber dem mittelsten der drei imposanten Bogen steht die Göttin des Friedens auf einem mit sechs muthigen Rossen bespannten Wagen, umgeben von vier Siegesgöttinnen; sämmtliche Gruppen sind von Bronze. Die Basreliefs von Marchese und Aquisti sind von kararischem Marmor, zum übrigen großen Ganzen haben die Marmorbrüche des Lago Maggiore ihren Kern geliefert.

Dieser See, den wir gleichfalls besuchten, ist von hohen Bergen umgeben. Der Simplon, der Monte Rose, die anderen weißen Häupter der Alpen erheben sich nah und fern zum Aether empor. An den zunächst dem See gelegenen Bergen hat menschlicher Fleiß das Möglichste gethan, um ihnen Nutzen abzugewinnen, und sie durch die reizendsten Villen, Blumenterrassen, Kirchlein, Hütten, Alleen, Landhäuser, Dörfchen, Weingehänge u. dgl. m. malerisch auszuschmücken. Das Klima ist hier sehr mild und selbst im Winter blühen und gedeihen im Freien tropische Pflanzen. Wie kleine Feeninseln erheben sich die Isola bella und Isola madre über der blauen Fluth. Letztere ist ein Naturkind, erstere durch Kunst erschaffen; sie soll wie Venedig, gleichfalls auf Roste, welche in den See gesenkt wurden, erbaut worden sein. Ihre künstlich emporgegipfelten Terrassen sind so hoch mit Erde belegt, daß die seltensten Pflanzen und Bäume darauf gedeihen. Ein Zitronenwäldchen, Cypressengänge, Ananas, Datteln gedeihen hier in üppiger Schönheit; auch zwei Cedern des Libanon prangen hier. Auf einer der letzteren soll Napoleon vor der Schlacht bei — ich weiß nicht wo, die Worte Battaglia in die Rinde eingeschnitten haben. Die Sculpturen waren bereits stark verwittert, und selbst das Meerpferd, das auf der obersten Spitze der pyramidalen Tafel steht, scheint lebensmüde. Das Schlößchen ist mit alten und neuen Herrlichkeiten ausgeschmückt. Die Wege zwischen den Anlagen sind theils mit Quadern, theils mit kleinen Steinchen mosaikartig eingelegt. Die Isola madre gleicht einem kleinen Paradies. Hier ist eine noch üppigere Vegetation, und außer jenen Gewächsen, welche die Isola bella trägt, erblickten wir hier noch die schönsten Lorbeer-, Myrthen- und Palmenbäume. Goldfasane und Silberfasane, Perlhühner und andere Thierchen belebten das Ganze. Dazu sangen die Nachtigallen zwischen duftenden Baumkronen ihre schönsten Lieder. Alles vereinigt sich hier, um das Gemüth zum höchsten Entzücken zu erheben und — wie das

wohl jedem bei seltenen und erhabenen Naturerscheinungen ergehen mag — die Brust mit unendlicher Sehnsucht zu erfüllen.

In der Brera, dem Mailänder Museum, stehen in drei Sälen, die aus verschiedenen Kirchen enthobenen wunderbaren Fresken. Das Refektorium der Santa madonna delle Grazie, enthält das Abendmahl von Leonardo da Vinci in einem recht verwitterten Zustande. Die herrliche Certosa von Pavia ist eine Klosterkirche so seltener Art, daß, wer Mailand besucht, die kleine Reise dahin nicht scheuen sollte, um sie zu sehen.

Eines Tages wohnten wir einem Wagenrennen in der Arena bei. Die Frauen im größten Putz, als wären sie auf dem Ball, saßen mit entblößtem Halse umher, die Herren mit weißen oder lichtgelben Glaçehandschuhen, buntgestickten oder weißseidenen Westen und lichten oder auch ähnlichen schwarzen Halsbinden u. s. w. Es war ein hübscher, festlicher Anblick.

Eine Dame fiel mir ihrer blendenden Schönheit wegen auf. Dunkle Mondscheinaugen, die jedoch wenig inneres Leben verriethen, glänzend schwarzes Rabenhaar, ein Gemisch von roth und weiß, als wäre sie von Wachs, dazwischen schlängelte sich ein feines Gezweige von blauen Adern über den oberen Theil ihrer Büste hin, auch im Gesicht waren diese ungewöhnlichen Reize hie und da ausgestreut. Ich frug, wer denn diese Schöne sei? da erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß diese Adern gemalt, ihr Gesicht weiß und roth geschminkt sei u. s. w. Ich hielt das für schwarze Verläumdung und rückte ihr näher. Aber ach, es zeigte sich nur zu bald, daß eine dieser blauen Lebensquellen, welche über den Nacken herab sich schlängelte, durch das fortwährende Hin- und Herziehen der blauseidenen Schärpe völlig versiegt war. Wie sich die mit einemmal abgerissene Ader ausnahm, kann

sich Jedes vorstellen. Was doch dem Menschen in der lieben Langenweile nicht alles einfallen kann! Wie bezaubernd wirkten dagegen die ungemalten weniger blendenden Schönheiten!

Die Wettkämpfe und Stiergefechte gingen glücklich vorüber, und es folgte nun das Wagenrennen. Jünglinge in römischer Kleidung auf zweiräderigen Bigas erschienen in feierlichem Aufzuge und wurden von der Menge mit Beifall empfangen. Nun fuhren sie hinter einander her, aber mit so zunehmender Eile, daß es endlich aussah, als flögen sie durch die Lüfte, wie Apollo auf dem Sonnenwagen. Das Volk jubelte, die Damen mit ihren Taschentüchern winkten ihnen entgegen, man applaudirte und rief aus vollen Kehlen Evviva!! da stürzte eines der Pferde und der arme Jüngling wurde weit hinaus geschleudert. Alle glaubten, er sei todt, weil er regungslos dalag; endlich erhob er sich und verbieß sichtlich seine Schmerzen. Auf den Zuruf der Beifall klatschenden Menge machte er die Runde bei den Zuschauern, bestieg mit lahmem Fuß und lahmem Arm eine andere Biga und — errang sich noch mit wahrem Löwenmuth einen der ersten Preise.

Auf dem Platz, wo jetzt das Theater della Scala steht, war früher eine Kapelle der heiligen Veronika von Beatrix Scala aus Verona, Gattin des Barnaba Visconti im vierzehnten Jahrhundert wieder erbaut. Nachmals wurde das Kirchlein zu einer Kirche erweitert und erhielt den Namen der heiligen Maria della Scala. Im Jahr 1778 wurde die Kirche demolirt und das Theater an ihrer Stelle erbaut. Dasselbe ist eines der größten in Italien und hat sechs Stockwerke oder Bogenreihen, deren man in jedem Rang 46 zählt. Jede der Logen hat besondere, dazu gehörende Zimmerchen, wo ich die Leute soupiren, ja sogar bei minder glänzenden Opernstücken, Karten spielen sah. Die Logen haben rechts und links zwei lange gepolsterte Bänke, worauf die Besuche empfangen werden, die alsdann nach einander vorzurücken suchen, um der im

Vordergrund sitzenden Padrona ihre Achtung zu bezeigen. Die Logen haben Vorhänge, hinter denen man nach Belieben unbeachtet zuhören und auch zusehen kann. Die untersten Logen sind größtentheils erbliches Eigenthum verschiedener Familien, die sie entweder selbst benützen oder an Meistbietende vermiethen. Nur jene des fünften Ranges stehen zur Disposition des Theaterunternehmers, so wie die Gallerie im sechsten Stock, außerdem das Parterre und die Sperrsitze. Der gewöhnliche Eintrittspreis ist drei Lire. Die Sperrsitze kosten das Doppelte. Die Logenplätze des fünften Ranges noch etwas mehr. Dafür hat man eine Oper und zwei Ballete.

Während meines Aufenthaltes in Mailand empfing ich nachstehenden Brief von einem Manne, den je gesehen zu haben, ich bis heute mich noch nicht erinnern kann.

Venedig, am 11. Mai 1839.

Ohne Zweifel, mein Fräulein, erinnern Sie sich meiner von Dresden und von Pesth, wo ich das Vergnügen hatte, Sie oft und mit Vergnügen zu hören; im Augenblick habe ich Hoffnung, auf fünf Jahre das große Theater la Fenice in Venedig zu bekommen. Welche Freude würde es mir machen, Sie auf diesem Theater glänzen zu sehen. Ich offerire Ihnen, wenn ich das Theater bekommen sollte, für drei Monate 7000 Lire (östreichische Zwanziger) und die Einnahme einer ganzen Benefice-Vorstellung. Nur muß ich Sie bitten, folgende Bedingungen mir zu bewilligen.

Nro. 1. Da auf jeden Fall es entschieden sein wird Ende dieses Monats, ob ich das Theater bekomme oder nicht, so müßten Sie die Güte haben, alle Kontrakte, die Sie mit andern Theaterunternehmern machen könnten, abzubrechen und meine

sichere Antwort, ob ja ob nein, bis Ende dieses Monats abzuwarten.

Nro. 2. Muß ich Sie bitten, ja an Niemanden etwas über den Preis zu sagen. Wir sind in Italien, und leider ist hier mehr der Charlatanismo zu Haus wie in andern Ländern. Man macht hier immer mit den Sängern doppelte Kontrakte, einen wahren, und einen falschen, wo dann das Dreifache gesetzt wird; man macht das, um sowohl sich als auch der Actrice mehr Ton zu geben.

Nro. 3. Bei Ihrem jetzigen Aufenthalt in Mailand müßte ich Sie bitten, weder in Gesellschaften, noch Theatern, oder unter was immer für einer Ursache, öffentlich sich hören zu lassen; da ich mir das Glück vorbehalten will, Sie dem italienischen kunstgesinnten Publikum selbst vorzustellen. Nicht, daß ich im Geringsten zweifelte, daß Sie überall, wo Sie singen werden, furore e enthusiasmo erregen würden, aber alle haben Neider, und Sie, die mit allen Talenten und Vortheilen von der Natur begabt sind, haben mehr zu befürchten wie andere. Da ich den ersten und berühmtesten Tenor Donzelli haben werde, wie ich sicher hoffen kann, so werde ich solche Opern geben, in denen Sie sowohl als auch der Tenor alle Ehrenbezeugungen erhalten können. Weil nun Donzelli berühmt ist als Othello, so würde ich Sie bitten, die Rolle der Desdemona, die Sie schon früher mit so großem Beifall gegeben haben, italienisch umzustudiren. Dann die Rolle im Bravo von Mercadante. Herr A. Stecchi, der mit großem Vergnügen hofft, Sie bald zu sehen, ist sicher, daß Sie Ihr Glück machen werden. Bald hoffe auch ich, das Vergnügen zu haben, Ihnen mündlich zu sagen, wie sehr ich bin Ihr ergebenster Diener

Cavaliere Nicolo de Karajan.

Mittlerweile hatte mich in Mailand eine Sängerin ersucht, in ihrer Benefice-Vorstellung einige Scenen zu singen. Ich wußte nun nicht, was ich thun sollte. Das Anerbieten nach Venedig

war so gut gemeint, daß ich es gerne angenommen hätte, und doch konnte ich, da ich nun 20 Monate lang von meiner Stimme keinen Gebrauch zu machen fähig war, nicht wohl jetzt schon ein solches Engagement annehmen, bei dem ich nicht nur hätte Gefahr laufen müssen, meine Stimme durch die großen Anstrengungen, die eine solche Stellung mit sich bringt, und das Um- und Neueinstudiren von Parthien obendrein, sogleich zu ruiniren. Italien verlassen ohne wenigstens einmal dort gesungen zu haben, wollte ich auch nicht, denn unsere lieben Landsleute hätten ja allen Glauben an mich verloren, wenn ich dort zu singen nicht den Muth gehabt hätte. Ich versprach also, der Beneficiantin den letzten Akt der Desdemona aus Othello und die Liebesscene aus Romeo zu singen. Alles war schon vorbereitet, da wurde mit einem Male die Sängerin, welche die Emilie geben sollte, krank, und ich mußte daher auf Verlangen anstatt diesen Akt der Desdemona, die erste Scene des Romeo noch schnell mit italienischem Text hinzustudiren. Das Gefühl, welches mich vor dem ersten Auftritt überwältigte, kann ich nicht beschreiben. Freude und Bangigkeit kämpften mit einander. Bangigkeit, nach so langer Unterbrechung in einem fremden Lande vor einem so kritischen Publikum erscheinen zu müssen, und Freude, daß ich endlich doch wieder einmal meine kleine Bretterwelt betreten konnte, sie, wo sich jede Regung meines Denkens und Fühlens bei Lust und Schmerz in voller Freiheit entfalten durfte. Alle Pulse flogen mir, und ich weiß nicht, was ich alles für niederschlagende Mittel angewendet habe, um das aufgeregte Blut niederzukämpfen.

Das Ritornell begann und ein Schwindel überfiel mich so, daß ich das Aergste für meinen Gesundsheitszustand fürchtete. Aber: — du mußt hinaus! rief ich mir zu, und — wie ich gesungen habe, davon weiß ich nichts zu sagen. Stimme, Mienen und Bewegungen müssen diesmal, auch ohne daß ich zugegen war, ihre gewohnte Schuldigkeit gethan haben. Man rief mich

nach der ersten Scene heraus und nach jener darauf folgenden mit Giulietta ebenfalls.

Nach Kurzem wurde auch das Loos über den neuen Theaterunternehmer in Venedig entschieden, allein nicht jener Herr, sondern ein Anderer bekam die Entreprise. Aber auch dieser bot mir ein Engagement an und Herr Stecchi — nun Regisseur und Singmeister daselbst — war beauftragt, mir in seinem Namen die Kontrakte zur Unterschrift zuzusenden.

Ich muß gestehen, daß ich, obgleich sonst so schnell entschieden, dennoch nicht wußte, was ich diesmal thun sollte; in Venedig gefiel es mir gar zu sehr! Der redliche Signor Stecchi, der schon früher von Bologna mit mir unterhandelt hatte, mir persönlich aber so unbekannt blieb, wie der Mann im Monde, schrieb mir im Monat Juli voll Ungeduld:

Verehrteste Fräulein!

Einen Brief von 18. Dieses samt zwei einig lautenden Kontracten für das Theater alla Fenice habe ich das Vergnügen gehabt zu senden, aber leider ich habe nicht einen Antwort erhalten; Vielleicht habe ich verfält das Haus Nro. Ich bitte gütigst nachzufragen bey dem briefträger an der postamtoffice worin diese Leute sich täglich sammeln um 11 Uhr vormittag. Sollten sie schon bereit sein zu der Reise, dass wäre mir lieber, so würden wir können noch besser di Konditionen des Kontractes abschliessen. Ich bin beiligt weil di Post augenbliklich abfährt.

Schreiben sie bald an mich ein paar Zeilen! Ihr aufrichtigster und unterthänigster Diener

A. Stecchi.

Ich entschloß mich nun rasch, wenn auch mit schwerem

Herzen, die Kontrakte zurück zu senden, worauf mir der Direktor Folgendes erwiederte:

L'appaltatore teatrale Natale Fabrici

Alla Stimmata Agnese Schebest **Venezia, li 25 Luglio 1839.**
Milano.

Favorito dal gratiss^{o}. di foglio 21 andante, ebbi con quello anche di ritorno le scritture, che a mezzo del S. Stecchi Le avevo inviate, e sono ben dispiacente, che per addoteme ragioni abbiano a rimanere senza effetto. Quale e quanto grande sarebbe stato il mio genio di poter conciliare il trattate, non so a sufficenza descriverlo; ma non perdo la lusinga per questo, che quanto prima, e forse anco nella prossima Stagione di Primavera, io vedessi conchiunto tra noi un più conveniente contratto al quàle scopo; poiche rilevo, che nel prossimo Ottobre Ella sideve recare a Vienna, non le surà discara di qui passare in Venezia, perche di presenze, senza dubbio, qualche cosa concilieremo. — Mi sono anche permesso, nella supposizione di farle cosa grata, di farle conscere il celebre Maestro Mercadante, il quale, senza dubbio, potrà giovarle moltissimo nella cariera dei Teatri d'Italia, cui ora si devide calcare. Le tante dotti, onde è ha freggiato il suddetto Sig. Maestro giustificheranno tale mio arbitrio.

Approfitto di questo incontro per protestarle la mia stima e consideratione con la quale mi dico di Lei obbl^{o}. amiliss^{o}. e devotiss^{o}. servitore

Natale Fabrici.

Die Uebersetzung dieses Briefes würde ungefähr lauten:

Der Theater-Unternehmer Natale Fabrice

dem verehrten Fräulein Venedig,
Agnese Schebest den 25. Juli 1839.
Mailand.

Mit Ihrem freundlichen Schreiben vom 21. dieses beehrt, erhielt ich mit demselben zugleich die Papiere zurück, welche ich Ihnen durch Hrn. Stecchi geschickt hatte und es thut mir leid, daß solche aus denen mir angeführten Gründen ohne Erfolg zu bleiben haben. Wie groß mein Verlangen gewesen wäre, den Kontrakt abschließen zu können, kann ich Ihnen nicht genügend beschreiben. Doch gebe ich deßhalb die Aussicht nicht auf, daß ich in nächster Zeit, ja vielleicht noch im nächsten Frühling, zwischen uns einen noch erwünschteren Kontrakt abgeschlossen sehen dürfte. Und da ich in dieser Beziehung ersehe, daß Sie in kommendem Oktober sich nach Wien zu begeben haben, so wird es Ihnen nicht unlieb sein, über Venedig dahin zu gelangen, denn in persönlicher Anwesenheit werden wir ohne Fehl etwas verabreden. Ich habe mir erlaubt, in der Voraussetzung, Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen, Sie mit dem berühmten Maestro Mercadante bekannt zu machen, welcher ohne Zweifel Ihnen in der Laufbahn des ital. Theaters, die Sie jetzt betreten, sehr nützlich wird sein können.

Die vielen Talente, mit welchen besagter Hr. Maestro ausgestattet ist, werden diese mir genommene Freiheit rechtfertigen.

Ich benütze diesen Anlaß, um Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit auszudrücken, mit der ich mich nenne Ihro Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

Natale Fabrice.

Er schrieb mir noch einen zweiten Brief, worin er wegen eines Engagements zum nächsten Frühjahr sein „sehnlichstes Verlangen" aussprach, was ich bis dorthin am Ende auch noch

angenommen hätte, wär' ich mit dem Theaterunternehmer des Wiener Hofoperntheaters meiner Gastspiele wegen in Ordnung gekommen. Dieser Direktor unterhandelte jedoch vom Monat Juli bis Oktober ununterbrochen mit mir fort, und da ich durchaus darauf bestand, daß man für meine Gastspiele folgende Opern einstudiren müsse: Iphigenia, Fidelio, Titus, so brachte ich den guten Signor B. durch meine Beharrlichkeit zur größten Ungeduld, denn er war verpflichtet, während der Zeit der deutschen Opernstagione noch fünf Opern, zwei neue und drei ältere, zur Aufführung zu bringen. Er bat mich, doch um Alles in der Welt nicht darauf zu bestehen, daß man obige alte Opern für mich einstudiren soll, ich könne ja auch im Pferd von Erz, in der Ballnacht, in der Nachtwandlerin, in der Turandot, im Figaro und der Entführung aus dem Serail Furore machen.

Da ich nun aber weder im Pferd von Erz noch in den andern Opern einstudirt war, es auch für eine größere Ehre hielt, in jenen von mir bezeichneten Parthien mich vor meinen lieben Landsleuten wieder hören zu lassen, anstatt die tausendmal abgeleierten italienischen und französischen Klingeleien zu wiederholen, verschob ich die Ehre, in Wien zu singen, für eine Zeit, wo die Direktion durch Umstände weniger verhindert sein werde, meinem — alten Geschmack zu Liebe die nöthigen Vorbereitungen machen zu können.

Es verlangte uns nach der Mutter und wir reisten über den majestätischen St. Gotthard vorerst nach Zürich, wo ich unter der Direktion von Mad. Birch-Pfeifer mehrere Vorstellungen gab.

Während meiner Gastspiele brach Rebellion aus, nicht etwa meinetwegen, sondern — um des heiligen Glaubens willen. Die Leute behaupteten, man wolle ihnen den lieben Gott wegnehmen und haben sich mit Blut und Leben dagegen gewehrt, der liebe Gott ist aber heute noch, wie von Anbeginn her da, und jene armen Menschen würden es sicherlich gefühlt haben, daß er

in friedliebenden Seelen wohnt, wären sie nur, statt mit Dreschflegeln und Morgensternen auf einander loszugehen, geduldigen Sinnes in das stille Kämmerlein ihres Herzens eingekehrt. — Der hohe Rath von Zürich war darüber in Noth, die Madame Birch-Pfeifer war in Noth, ich auch, denn ich fürchtete durch eine voreilige Abreise unversehens einer bewaffneten Schaar in die Hände zu kommen. Endlich wurde beschlossen, daß mich Madame Birch-Pfeifer nur singen lassen möge, dadurch würden die Leute doch auf andere Gedanken gebracht. Um nicht durch die Stadt zu müssen, da wir beide vor dem Thore wohnten, sie in Wolleshofen, ich über dem See, ihr gegenüber, so kamen wir die Stadt im Rücken, per Schiff zueinander und die lebensfrische, umsichtsvolle Frau wirkte wahrhaft herzstärkend auf meine gesunkene Zuversicht. Denn obgleich ich mit wahrem Löwenmuth mein Heldenschwert sogleich loszog, sobald es nämlich in meiner Rolle vorgeschrieben stand, so hätte ich unter diesen Schaaren mir doch nicht zu helfen gewußt.

Um die Leute durch kriegerische Leidenschaften nicht zu steigern, mußte ich den schmachtenden Langweiler Tancred singen. Dieser zahme Liebesheld ist eben so wenig dazu geeignet, die Gemüther zum Streit zu erhitzen als es die darauf folgende Emeline in der Schweizerfamilie war. Madame Birch-Pfeifer konnte jedoch ihr Gelüste nach einem Stückchen feurigen Lebens und innigen Seelenkämpfen nicht überwinden und setzte mit kühnem Muthe Romeo an. Bei der Wiederholung dieser Oper hatten jedoch die kampfgerüsteten Züricher ihre Mordwaffen längst abgelegt und brachten dem Liebeshelden Sträuße und Kränze.

Ich ging nun mit den neuen Lorbeeren und dem freundlichen Eindruck, den die gemüthvolle Frau, deren generöser Charakter für eine Theater-Direktorin viel zu gut war, nach meiner lieben Heimath, da ich durch anderweitige Gastspiele doch noch nicht so schnell auf meine Gesundheit losstürmen wollte.

Die Mutter und unser Doktor waren nicht wenig erstaunt über das Meisterstück, das ich als Arzt an meiner Schwester vollzogen. — Wer übrigens brustkrank oder heiser ist, dem rathe ich, mit einer Homöopathie in der Tasche an den Lago Maggiore auf die Isola madre oder nach Venedig zu ziehen, dort kann ihm sicher geholfen werden, wenn irgend Hülfe noch möglich ist.

Bei meiner Ankunft in der geliebten Heimath wurde ich durch einen lieben Brief von Freund Neukomm freudigst überrascht, der sich wiederum auf einem „Abstecher", und zwar dießmal nach Konstantinopel, befand und auf dem Rückweg bei uns einzukehren versprach, was er auch hielt.

Ferner wurde mir durch einen Theater-Agenten, Mr. F. J. Collignon, exdirecteur de Spectacles zu Paris, im Namen des General-Direktors des kaiserl. Theaters zu Petersburg, Hrn. v. Guèdeonoff, ein Anerbieten gemacht, worin ich für drei Jahre engagirt werden sollte. Der Gehalt für jedes derselben war 25000 Silberrubel per Jahr und für jede Vorstellung 100 Silberrubel Spielhonorar, nebst einer alljährlichen Benefice-Vorstellung. Das war ein großartiges Anerbieten. Allein ich war durch lange Leiden furchtsam geworden und wollte nun, kaum erst wieder genesen, nicht sogleich nach Petersburg, wo man für eine glänzende Aussicht mit einem Mal sein Stimmen-Capital verlieren kann. Ich verschob es daher für das nächste Jahr und gedachte, mich vorerst langsam gegen Norden einzusingen.

Bevor ich zu einem neuen Ausfluge mich rüste, möchte ich mir nur die Bemerkung erlauben, daß man die enger zusammengefaßten Ereignisse, bei denen ich von nun an alle Nebendinge unerwähnt lasse, die Einem auf Reisen und insbesondere einem Künstler vorkommen können, nicht als Neigung zur Flüchtigkeit deuten möge. Um meine verehrten Leserinnen ein wenig in das Innere alltäglicher Thätigkeit und einfacherer Erlebnisse hineinblicken zu lassen, habe ich schon bei meinen früheren Reisen, wie

ich glaube, so ausführlich geschrieben, daß ich fürchte, gelangweilt zu haben. Und dennoch schien es mir fast nöthig zu sein, auch darüber Einiges zu sagen.

Ich gedenke mich nun um so kürzer zu fassen und nur das Ungewöhnliche, noch nicht Erlebte hervorzuheben. Lorbeeren, Blüthenkränze und empfängliche Gemüther gibt es auch im Norden, und somit weiß man, daß dem Künstler auch dort solche gespendet werden.

Vor meiner Abreise aus Nürnberg wurde ich noch durch folgenden Brief meines alten verehrten Meisters Mieksch aus Dresden freudig überrascht:

Meine innigst geliebte Freundin!

Jeder Versuch, Dir meine Freude über Deinen Brief vom 31. Oktober d. J. mit Worten auszudrücken, ist vergebens. Ich kann daher nur im Stillen dem Himmel danken, daß Du bei allen Schlägen des Schicksals Dich wie ein Held benommen hast, den man nicht allein achten, sondern auch bewundern muß, weil Tausende in Deiner Lage dem Kampfe unterlägen wären.

Deine Beschreibung von Venedig hat mich entzückt, und was Du von der ...... über ihr Spiel und ihren Gesang sagst, unterschreibe auch ich. Sie hat mich in allen ihren Darstellungen, welche sie in Dresden gab, nur im Barbier von Rossini ganz befriedigt, weil sie als Deutsche eine ächte naive Italienerin trotz ihres Alters und Figur darzustellen wußte. Von einem schönen Ton ihrer Stimme kann bei einer Sängerin mit so außerordentlicher Koloratur wohl nie eine Rede gewesen sein. Ihr Spiel ist national ächt italienisch, aber nicht plastisch; in tragischen Scenen, wie z. B. im Othello, übertrieb sie so, daß sie einer Furie glich, wodurch der Ton ihrer Stimme einen Schimmer von dem eines alten Castraten erhielt; welches jedes musikalische Ohr beleidigen mußte.

Du hast sehr klug gethan, das Engagement nach Venedig auszuschlagen. Venedig sowohl als alle Städte Italiens sind für reconvalescirende Sängerinnen keine Oerter, wo sich Schonung zu erholen wäre. Ich wünsche Dir viel Glück zur Reise nach Weimar, und bitte Dich ja recht sehr, sogleich zu melden, wie Du allda aufgenommen worden bist, und ob Du in Leipzig singen wirst. Vielleicht erlaubt es meine Gesundheit, daß ich Dich allda besuche. Mein Heinrich grüßt Dich tausendmal. Er ist als Arzt in dem hiesigen Stadtkrankenhaus angestellt. Ich habe mich unterdessen aller früheren beschwerlichen Dienstgeschäfte entledigt, und treibe die Kunst blos als Liebhaberei, wenn ich irgendwo eine gute Stimme finde, die des Ausputzens verdient. Ich übersende Dir mit gegenwärtigem Schreiben ein Paar lithographirte Abdrücke von meinem sehr alten Gesicht, wovon ich einen für Dich und den andern für Deine Schwester bestimme. Meine Schüler in Dresden haben sich ihren Schulmeister abbilden lassen, um sich seines Gesichtes zu erinnern, und da ich Dich für meine vorzüglichste Schülerin halte, so nimm es mit der Ueberzeugung an, daß er Dich am meisten liebt und verehrt.

Dresden, am 6. Nov. 1827.

Johannes Miksch.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt bei der geliebten Mutter, wobei ich auf Nürnbergs Bühne hie und da eine Parthie sang, reisten wir nach Weimar. Sextus im Titus war hier meine erste Rolle, Fidelio meine zweite, alsdann folgte ein Hofkonzert und dann die weiteren Gastspiele. Nach dem Hofkonzert hat meine Schwester der Mutter folgendes berichtet:

Weimar, den 9. Dec. 1839.

Aufgepaßt!

Hübsch andächtig und langsam gelesen. Mein liebes Müt-

terchen! Freuen Sie sich mit uns, eben hat Agnes einen wundervollen Schmuck von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzogin geschenkt bekommen: Ein Halsband und Ohrenringe von Gold, guten Perlen und mit Bouquetchen von bunten Steinchen gar sehr geschmackvoll verziert. Beim Fidelio war ein solcher Jubel, ein Applaudiren und Herausrufen, wie es nur dem großen Devrient bei seinen Gastspielen zweimal widerfahren sei. Morgen gehen wir zu Frau von Göthe. Bei Genasts wohnten wir jüngst einem unvergleichlichen Abend bei. Dreischock spielte ergreifend und bezaubernd schön. Herr und Frau Genast sind biedersinnige liebevolle Menschen, deren Güte wir viel zu verdanken haben &c.

Nach Beendigung meiner Gastrollen in Weimar folgte ich einer Einladung nach Göttingen; wie es mir dort erging, schildert gleichfalls ein Brief meiner Schwester.

Göttingen, den 9. Jan. 1840.

Liebes Mütterchen!

Seit zehn Tagen sind wir in dem heiteren Göttingen. Der hiesige Direktor schrieb, als Agnes in Weimar sang, ob sie nicht auch Göttingen mit ihrem Besuch beehren wolle, da ja doch noch alle berühmten Sängerinnen hier gesungen hätten. Wozu jedoch Agnes gar keine Lust bezeugte, nur auf mein Zureden gab sie nach.

Als wir nun glücklich hier angekommen waren, sind wir auch sogleich von Sr. Durchlaucht dem Prinzen N. zu einem Soupée eingeladen worden, um das alte Jahr fröhlich zu beschließen. Ein traulicher Kreis von Gelehrten und Professoren war hier versammelt, und jeder gab sich Mühe, durch seinen Geist den Abend zu verherrlichen. Am andern Tag waren wir wieder zu einem großen Mittagessen eingeladen, wo sich die Ersten der Stadt und meistens gelehrte Herren: Professoren, Justizräthe und Doktoren einfanden. Sie können sich vorstellen, wie wir zwei ungelehrte Frauenzimmerlen uns dabei ausnahmen.

Vorgestern war Norma, worin Agnes mit Kränzen und Blumen überschüttet wurde. Es ist hier bei 30 Thaler Strafe untersagt, nicht zu applaudiren, deßhalb auch aus besonderer Vorsicht die Polizei an allen Ecken zur Aufrechthaltung der Ruhe aufgestellt war. Norma erschien und wurde mit einem wahren Hagelwetter von Applaus empfangen. Wem sollte man nun die 30 Thaler abfordern? Nach der Vorstellung wurde unser Wagen ringsherum von Polizeidienern begleitet, denn die Studenten hatten ausgemacht, die Pferde aus- und sich einspannen zu wollen. Im feierlichen Trabe ging's nun langsam voran, als wäre Agnes der erste Mordbrenner und Räuberhauptmann, den man seiner verbrecherischen Streiche halber zum letzten Gange geleiten müsse. Man wollte ihr eine Nachtmusik bringen, aber dagegen wehrte sich die hohe Polizei mit dem strengen Ausspruch, daß dergleichen erst nach Hannover berichtet werden müsse. Da nun die Jugend nichts unternehmen durfte, so hielten die ernsteren Häupter der Stadt, der Herr Stadtsyndikus obenan, noch am selben Abend in unserem Gasthof eine Raths-Versammlung und es wurde beschlossen, am folgenden Tage ein großes Mittagsessen zu geben, wobei Agnes mit einem dreimaligen Tusch empfangen wurde, und bevor man noch Platz nahm, füllten die Herren ihre Gläser und tranken im Champagner auf Agnesens Gesundheit, wozu der Herr Professor der Aesthetik in gar sinniger Weise einige begeisterte Worte sprach. Nach Tische wurde ihr beifolgendes Gedicht überreicht, nebst einem sehr schönen Pokal, welchen ihr die verehrte Gesellschaft zum Andenken gab.

Es geht eben nichts über eine Universität! Schade, daß ich kein Justizrath geworden bin. Morgen sind wir in der lieben Familie des Herrn Professor Oesterlin, Bruder des Herrn Stadtsyndikus, eingeladen, der die Güte hat, Agnes in einem Moment aus Norma durch seine Kunst zu verewigen u. s. w.

Noch größere Geschäfte hatte die Polizei bei der zweiten

Vorstellung, ja, man drohte endlich sogar vor Beginn der dritten, daß wenn sich die Zuhörer nicht ruhiger verhalten, diese genöthigt wäre, mir als „Unruhestifterin" das fernere Auftreten geradezu untersagen zu müssen. Da ich nun aber nicht mehr als drei Vorstellungen zu geben Zeit hatte, weil ich nach Schwerin mußte, und das Publikum sich von dem fortwährenden Commando der Polizei durchaus nicht knechten lassen wollte, im Gegentheil, Enthusiasmus und Empörung sich immer mehr Luft zu machen suchte, so reiste ich zum Frieden der Polizei ab. Es ist doch ein eigenes Gefühl, unter polizeilicher Aufsicht singen zu müssen. Bei jedem warmen Seelenausdruck mußte ich fürchten, die Zuhörer aufzuregen und die Polizei zu beleidigen und da nun einmal die Feuerköpfe einer Universität oft mehr geistige Empfänglichkeit in ihren Käppchen haben, als so ein Ruhebrüter im ganzen Hirn, so mußte ihnen der Dienst im Tempel der Kunst eine wahre Höllenplage geworden sein.

In Schwerin, wo ich nachdem sang, wurde das Fünkchen polizeiwidriger Zündstoff, das mir ein gnädiges Geschick verlieh, nicht mit solcher Aengstlichkeit überwacht. Im Gegentheil hat hier sogar Ihro Königliche Hoheit, die kunstliebende, schöne und liebenswürdige Frau Großherzogin mit wahrer Engelsgüte meine Bestrebungen durch alle möglichen Beweise innigsten Wohlwollens ermuntert. Nicht genug, daß Sie in Gesellschaft ihres hohen Gemahls so mancher Opernprobe mit aufrichtigstem Interesse beiwohnte, und mich bei einem Besuch in ihrem Schlosse mit einem kostbaren Armband höchst eigenhändig schmückte, auch zu einem Hofball waren wir eingeladen, wo mich die edelste Frau für Sr. Königliche Hoheit den Herrn Großherzog zu einem Ehrentänzchen engagirte.

Während einer längeren Reihe von Gastspielen studirte ich zum Geburtsfest von Ihro Königl. Hoheit eine neue Parthie ein, die Mechtildis, Tochter Heinrichs des Löwen, in der interessanten

und originellen Oper: die Obotriten, Text von Christian Dahn, Musik von P. Lappe, einem Mitglied des großherzoglichen Hoforchesters. Nach der Vorstellung wurde mir im Auftrag der allerhöchsten Herrschaften eine Serenade gebracht, worauf ich mit bewegtem Gemüth für alle empfangene Huld und ächte Hoheit fürstlicher Herzen einem Rufe nach Hannover folgte.

Das Verhältniß zwischen Fürst und Volk war in Schwerin freilich ein anderes, als in Hannover; hier wußte man oft nicht, soll man sich die Gunst des Herrschers lieber wünschen oder die des Publikums, was dieser in Schutz nahm, darüber sahen jene nicht selten scheel drein und man hatte daher mitunter vor und hinter den Lampen zugleich eine Comödie. Ein gar heiterer und geistreicher Theaterdirektor war der Dichter Herr von Holbein; er, sowie der geniale und gemüthvolle Kapellmeister Marschner glichen wahren Himmelsleuchten an dem Horizont jenes Musensitzes. Während meiner Anwesenheit hatte der Herr Kapellmeister die Güte, die Jüdin in seiner Oper Templer und Jüdin, die bekanntlich eine der höchsten Gesangparthien ist, für meine Stimmlage einzurichten. Ich freute mich, mein Repertoire durch eine so interessante und dankbare Rolle bereichert zu haben. Leider konnte ich sie außer in Riga und Nürnberg nirgends während meiner Anwesenheit zur Aufführung bringen, ein Beweis, welche Pietät man für unsere deutschen Meisterwerke hegt. Nachdem ich während der Monate März und April in Hannover gastirt hatte, machte ich einen Abstecher nach Bremen und folgte alsdann einem Rufe nach Berlin. In Brandenburg angekommen, erreichte uns die traurige Nachricht von dem Ableben Sr. Majestät des Königs von Preußen. Mit Einemmale in ein Land versetzt zu werden, wo auf jedem Gesicht ungeheuchelte Trauer zu lesen war, ist für einen harmlosen Zugvogel niederbeugend. Wir erwarteten die nächste Post, um zu hören, auf wie lange das Hofoperntheater in der Residenz geschlossen bleiben wird. Da hieß es, sechszehn

Tage, die Hoftrauer aber solle drei volle Monate währen. Es ist das eben kein glückliches Ereigniß für einen Künstler, der unter eine solche Katastrophe geräth. Dennoch wurde die Zahl meiner Rollen erhöht. Bei diesem meinem zweiten Künstlerausflug haben die Intendanzen der größeren Hoftheater, jede meiner Rollen durch das Doppelte als ich früher erhielt, honorirt; und ich empfing nun für den Abend 20 bis 25 Louisd'or. Die Direktionen zu Frankfurt und Hamburg, die gegenwärtig umsonst mit mir unterhandelten, da meine Zeit auf lange hinein versagt war, fügten für jede Rolle noch die Einnahme einer Benefice-Vorstellung bei. Diese Propositionen wiederholten sie später noch einmal vor dem Schlusse meiner künstlerischen Thätigkeit.

Während dieser Zeit wurde auf dem Schlosse von Sansouci zur Gedächtnißfeier der hochseligen Königin Louise Mozarts Requiem aufgeführt. Am Abend vorher trat Graf von Redern, Intendant des Königl. Hoftheaters, bei mir ein; er kam im Allerhöchsten Auftrage, mich zu veranlassen, daß ich einige beliebige Gesangstücke darin übernehmen möge. Mich dauerten die armen Sängerinnen, die sich wochenlang abgemüht hatten, und nun mir ihre besten Gesangstücke überlassen sollten; doch erfüllte ich den ehrenvollen Auftrag allerdings mit größter Freude. Dann besuchte mich der General-Musik-Direktor Ritter von Spontini und wir wählten miteinander die Stücke aus, welche ich im Requiem übernehmen sollte. Er zeigte sich immer so wohlwollend und theilnehmend, daß ich ihm gerne volles Vertrauen in allem was er mir rieth, schenkte. Nun erklärte er mir aber mit Bedauern, daß es gänzlich unmöglich sei, irgend eine Probe mit dem Orchester und den Sängern vor der Aufführung zusammenzubringen. Man wird sich meinen Schreck leicht vorstellen können.

Ich hatte das Requiem seit meinem Aufenthalt in Pesth, wo ich es für unsern hochseligen Kaiser Franz gesungen, nicht wieder zu executiren Gelegenheit gehabt. Und nun sollte ich unter

einem fremden, so gewaltigen Dirigenten ohne irgend ein Ineinanderüben mit dem Orchester eine solche Aufgabe würdig lösen, und mich nicht der Sünde und Schande fürchten. Ich hätte weinen mögen vor Wehmuth. Nach einer ruhelosen Nacht, holte mich am folgenden Morgen Herr v. Spontini mit seiner Frau nach Potsdam ab, denn das Requiem wurde, so viel ich mich erinnere, Nachmittags 3 Uhr aufgeführt. Wir traten in den Saal, es war noch keine Seele darin, alle Glieder zitterten mir vor Mozart's Geist, denn, daß ich seinem Werk unter solchen Umständen nur die größte Schande machen könne, das stand fest in mir. Und was werden die hohen Herrschaften von deinem stümperhaften Gesinge halten! rief ich mir zu. Bleich und kummervoll stand ich in einer Fensternische, da stellte sich Spontini mit wahrhaft feierlicher Grandezza auf die Tribüne und fing an inmitten des leeren Saales ohne Orchester zu dirigiren, und ich zu singen. Er nahm die Tempi viel langsamer als man sie anderwärts zu nehmen pflegt und schlug gewöhnlich nicht nur das erste, sondern auch das zweite Viertel hinunterwärts, so daß ich bisweilen nicht wußte, in welchem Viertel ich stehe. Bei dem langsamen Zeitmaß aber ist auch die Anwendung des Portomento der Stimme von weit größerer Wichtigkeit, denn es erfordert hiebei nicht nur die genaueste Eintheilung des physischen, sondern auch des rhythmischen Athmens, des physischen, um der Brust die nöthige Luft bei gewissen Tönen und Passagen zuzuführen und sie so wie die Deklamation nicht auf unästhetische Weise unterbrechen und verunglimpfen zu müssen, und des rhythmischen, um, wo es erforderlich ist, den Ausdruck beider zu heben und zu accentuiren. Ach, und meine Brust wurde immer beklommener und der Athem immer kürzer, denn Spontini wuchs vor meinen Augen zu einem riesenhaften Perpetuum mobile, unter dessen weißem Stäbchen ich mein letztes Stündlein herannahen fühlte. Es wäre ja leicht gewesen, hätte ich mir nur eben wie tausend Andere nichts daraus gemacht, wie ich die Stücke

singe, so ein Mozart trägt seine Sänger schon durch. Auch hatte ich ja die Melodien ganz sicher inne, und meine Tonzeichen, Athemzüge u. dergl. die Nacht vorher genau angegeben, allein ungeschickte Leute wollen nicht nur äußerlich die Dinge schnell erfassen, sondern das was sie geben mit ganzem Herzen und Gewissen erst sorgsam gepflegt haben, soll es ihnen wohl darin werden. Es ist nichts beleidigender in religiöser Musik, als jener monotone Ausdruck der Stimme, worin sich der Sänger mit breitem Rücken gleichsam an seinen Text anlehnt und während einer ganzen Cantilene durch Schwerfälligkeit und materielle Selbstgenügsamkeit breit zu machen sucht. Während doch die Demuth des Herzens, sein Leiden wie seine Sehnsucht nur durch ein sanftes Anschwellen und Abnehmen, ein sanftes Hinübertragen und inniges Emporheben der Stimme wahr und innig ausgesprochen werden kann.

Doch um dieses Alles mit Ruhe und physischer Sicherheit ausführen zu können, gehörte doch wenigstens eine Orchesterprobe? — Die Mitglieder desselben kamen allmälig herbei und auch der Königl. Hofstaat. Während sich diese und jene versammelten, hielten wir in einem Winkel der Tribüne auf das Allerheimlichste eine Art Quartettprobe, bei der ich mit leiser Stimme meine Soli durchsummte. Wie es mir nach solcher Spielerei bei der Execution zu Muthe war, will ich nicht beschreiben, obgleich Herr v. Spontini mir nach jedem glücklich überstandenen Musikstück seine vollste Achtung bezeugte, so muß ich denn doch gestehen, daß es mir bei dieser Forcetour ganz unheimlich war. Ich möchte wohl wissen, was der unsterbliche Komponist gesagt hätte, wenn man einer fremden Sängerin zugemuthet, sie solle ohne Probe auch nur eine Scene aus seiner Vestalin singen? Er mußte mich für leichtfertiger gehalten haben als ich bin, oder viel Vertrauen zu mir gehabt haben, um für unsern Mozart weniger in Sorge zu sein? —

Als mich Graf v. Redern wieder besuchte, brachte er mir im

Namen Sr. Majestät ein kostbares, höchst geschmackvoll gearbeitetes Bracelet, welches mit einem großen arabischen Rubin und Brillanten geschmückt ist. Wenn ich mir auch sagen mußte, daß dieses kostbare Geschenk für meine schwache Leistung ein unverdienter Lohn war, so kann ich doch versichern, daß wenn der Königliche Geber und — Vater Mozart — mir bei der Lösung meiner Aufgabe in die Seele geblickt, sie wenigstens erkannt hätten, daß ich mit ganzem Willen das Beste leisten wollte.

Schon früher in Stuttgart wurde ich durch einen der berühmtesten Künstler, der wohl je Deutschlands Bühnen geziert, mit einem Lorbeerkranz überrascht. Da nun das zu den Seltenheiten gehört, wenn Künstler anderen Talenten Lorbeeren brechen, so dürften beifolgende Zeilen, welche auch hier einem duftenden Kranze beigefügt waren, wohl Manchem, der den verewigten Künstler gesehen, Interesse gewähren.

Meine theuerste Freundin!

Ich bin so sehr ein Bauer geworden (in Lützow nämlich), daß ich Berlin nur, wenn ich muß und bei außerordentlichen Veranlassungen besuche. Ich habe Ihren mir unvergeßlichen Künstlerwerth in den Rollen des „Romeo" und der „Norma" auf's neue mit wahrem Herzjubel empfunden und bringe Ihnen dafür, wie sich's gebührt, meinen wärmsten Dank! Es ist der Dank eines Collegen, der sich Ihnen verwandt fühlt und Gottes Segen auf Sie herab erfleht! Reisen Sie neuen Freuden — neuem Glück entgegen und denken Sie ja zuweilen an Ihren

aufrichtigen Verehrer

Seydelmann.

Herzlichen Gruß Ihrer liebenswürdigen Schwester!

Bei den hohen Festlichkeiten in Königsberg, wo der neue Regent von allen Ständen seines Reiches die Huldigungen empfing,

wurde zur Feier eines Abends Händels Messias aufgeführt; wobei mir gleichfalls der ehrenvolle Auftrag geworden, mehrere Soli zu übernehmen. Es war ein imposantes Fest. Durch alle Straßen waren Bogengänge von Blumenguirlanden gezogen. Großartige Pforten und Triumpfbogen waren daselbst aus frischem Grün erbaut. Das Schönste aber war das alte Schloß; das Innere des Hofes prangte in dichtbedeckten Mooswänden, vor denen sich Bäume und Blumengewinde in und übereinander schlingend erhoben. Die Treppen, Gänge, Corridors, so wie der ungeheuere Saal waren ebenfalls auf das geschmackvollste verziert. Die Herren und Damen strahlten von Glanz; und nun erschien der König mit seiner hohen Gemahlin und wurde durch eine Festcantate feierlichst begrüßt.

Ein hoher Herr, welcher neben mir stand, sagte am Schlusse derselben voll aufwirbelnder Entzückung: Es geht doch nichts über den Händel! Ich entgegnete ihm: Durchlaucht werden entschuldigen, das war nicht von Händel, sondern von einem Königsberger Componisten. So, es war aber auch schön! erwiederte er, indem er sich mit leichter Wendung entfernte und glückwünschend dem Componisten zueilte.

Ob im weiteren Verlauf des Abends der Händel'sche Messias oder Se. Majestät der König eine größere Märtyrerrolle spielen mußte, weiß ich nicht. Ersterer wurde alle Augenblicke durch das donnernde Vivatrufen der das Schloß umwogenden Menge unterbrochen, der König hingegen wurde nach jedem Musikstück von einer neuen Deputation glückwünschend umringt.

Am 9. September wurde mir im Namen Sr. Majestät ein zweites prachtvolles Armband durch Hr. v. Meyerinck überreicht.

Ich sang darauf noch in mehreren Opern und da ich bis zum Beginn meines Gastrollencyclus in Riga noch übrige Zeit hatte, folgte ich noch vorher einer Einladung des freundlichen Herrn von Holtei nach Danzig.

Dort wurde ich leider wieder von meinem alten Uebel heimgesucht, dessen ich schon früher einmal erwähnte. Wie beneidete ich jene roth und blau bemalte Italienerin, die sich wohl nie so gequält durchgeschleppt haben mag.

Auf der Reise zwischen Königsberg und Elbing wurde mir trotz der geladenen Pistolen, die wir im Wagen hatten, der obere Koffer an meinem Wagen abgeschnitten. Was helfen einem Frauenzimmer aber auch solche Mordwaffen? ein Mann muß dabei sein, der so viel Muth hat, wehrlose Mädchen vor Schelmenstreichen zu schützen. Aber du lieber Gott, da weiß man oft nicht, ob ein Beschützer oder ein Kofferabschneider mehr Vertrauen verdient und fährt darum in bitterster Noth schutzlos einem Schelmenstück entgegen. Wir hörten es ganz gut, als man den Koffer ablöste; auch den unteren größeren würde man wohl mitgenommen haben, wär' er nicht angeschraubt gewesen. Wir sahen es auch wie einige vermummte Männer während des langsamen Fahrens zu unsern Wagenfenstern hereinblickten, allein wir schwiegen, aus Furcht und zugleich um sie glauben zu machen, es seien lauter handfeste Bursche darin, mit denen nicht gut anzubinden ist. In Elbing angekommen, ließ ich sofort eine Anzeige an die Polizei ergehen, habe jedoch meine Sachen nicht wieder bekommen. Dagegen fand man den Koffer am nächsten Tag leer an eine Mühle angelehnt. Die Schätze, die sie darin fanden, konnten für sie keinen Werth haben, denn es waren nur Spitzen- und Blondengarnituren und die Leibchen von meinen sämmtlichen Kleidern, die zur Schonung, damit sie nicht so verdrückt werden, stets von den Röcken abgetrennt wurden. Ich aber hatte dadurch immer einen bedeutenden Schaden, denn da ich von den meisten Stoffen nichts Aehnliches bekam, so mußte ich mir lauter neue Kleider anschaffen. —

Nachdem nun Hr. v. Holtei alles gethan hatte, um meine Gastspiele mit aller Güte und Freundlichkeit nach Kräften zu

unterstützen, reiste ich im November 1840 nach Riga, wo ich während eines dreimonatlichen Aufenthaltes eine lange Reihe Vorstellungen gab. Dem Gouverneur der Stadt und der Banquierfamilie Wehrmann empfohlen, war ich in geselliger Hinsicht hinlänglich geborgen. Als ich mich nun gründlich genug überzeugt hatte, daß das Reisen im Norden für meine Stimme nicht nachtheilig war, frug ich in Petersburg an, ob ihnen mein Besuch jetzt erwünscht käme. Da lud man mich für spätere Monate ein.

Meine Schwester, welche nicht nur das nordische Klima fürchtete, sondern auch nach einigen kleinen Versuchen in der Oper die traurige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie ihrer Gesundheit wegen nie mehr an's Singen denken dürfe, war schon von Elbing aus nach Nürnberg zurückgekehrt, um sich daselbst dem Fache der bildenden Kunst, für welche sie von jeher Talent und Liebe hatte, zu widmen. Ich reiste nun mit Karolina allein.

Welches Vergnügen uns aber dabei geworden, schildert nachstehender Brief.

Tauroggen vor der preußischen Gränze,
den 15. Febr. 1841.

Nun hab' ich die barbarischen Kunstreisen satt, herzlich satt, und wenn hunderttausend Rubel in den nächsten Monaten zu erholen wären (auf die Lorbeeren in Rußland thut man sich ohnedem nicht viel zu gut), so reise ich diesen Winter doch nicht weiter als bis Warschau, denn ich liebe meine Gesundheit und Stimme immer noch mehr als Gold und Silber.

Gerne glaube ich, daß die Sänger auf den Reisen im hiesigen Lande und auf russische Weise ausgeführt ihre Stimme verlieren können. Hier fährt man nur in Kibitken, kleinen offenen Schlitten, die innen mit Stroh und außen mit Leinwand bedeckt sind, aber vornen immer hübsch offen bleiben, daß man sich die Nase erfrieren kann. In einem solchen Fuhrwerk soll ich die

Reise nach Warschau, Moskau und Petersburg machen, um mir einige Tausend Rubel am Leibe zu erfrieren? — O nein, das lassen wir bleiben. Herr v. Helmersen, der zweite Direktor in Petersburg, lud mich im Namen des Hrn. v. Guèdeonoff ein, erst nach Ostern zu kommen, weil in den nächsten vierzehn Tagen die Bühne der Fastenzeit wegen geschlossen bleibt und meine frühere Reise dahin zwecklos wäre. Ich nahm mir also vor, die lange Zeit der Fasten auf die beste Weise zu benützen, wollte über Wilna nach Warschau, von dort über Minsk nach Moskau und dann nach Petersburg. Ja schön! In Riga ließ ich mir einen Paß nach Wilna ausstellen — man bekömmt hier nur von einer Stadt zur andern einen solchen, den man alsdann immer theuer genug bezahlen muß. Mein ehrlicher deutscher Paß wurde mir schon in Mitau auf der Reise nach Riga abgenommen, den sehe ich aber nie mehr wieder. Von Mitau nach Schawl blieben wir nur zweimal stecken. Von Schawl aber nahm ich deßhalb anstatt drei — vier Pferde, weil wir hörten, der Weg würde schlechter bis nach Radziwil. Nicht eine halbe Stunde waren wir gefahren, so blieben wir so total stecken, daß die vier Pferde uns nicht heraus zu ziehen im Stande waren. Der Postillon ritt nach der Station und holte sechs frische Pferde nebst vier Mann mit Schaufeln und Stangen, um den Wagen heraus zu heben, zu schaufeln und zu ziehen; unterdessen hatten wir übrige Zeit, der frischen Winterluft zu genießen, wobei ich auch trotz meines russischen Pelzes durch und durch gefroren habe, denn es waren 28 bis 30 Grad Kälte.

Nun ging es weiter, aber alle Augenblicke waren wir in der Situation, daß man hätte mit Schiller sagen können: „Und Roß und Reiter sah man niemals wieder!" denn über eine Station von einer Meile und einige Werst, also eine und eine viertel Meile, sind wir einen ganzen Tag von früh sieben bis Abends acht Uhr gefahren, immer in Begleitung der vier Männer,

sammt den Stangen, welche helfen konnten, wenn der Wagen stecken blieb.

Ihr könnt euch denken, was das für Unkosten macht, und euch meine Angst vorstellen, wenn der Wagen auf eine Seite sich neigte. Er paßt nicht auf russische Reisen; er ist viel zu groß und schwer, auch waren ihm zu breite Schlitten untergelegt, so daß er mit leichter Wendung auf der einen Seite, wo der Weg nicht befahren war, sogleich hinabhing und im Schnee fast versank.

Als wir nun nach dieser sehr abwechslungsvollen Reise Abends in Radziwil glücklich angelangt waren, fanden wir wohl ein Posthaus, aber keinen Menschen, der ein Wort deutsch sprach. Endlich wurde ein Jude herbei gerufen, der unsre sehr bescheidenen Wünsche dem Wirth verdeutlichte, aber da war auch die bescheidenste Forderung zu viel. Der Wirth hatte wohl Pferde, Heu, Stroh, schlechtes Wasser, noch schlechteres Bier, einige fette Schweine auf dem Hofe herum laufen, aber weder Kaffee noch Zucker, weder Milch noch Wein, nichts als nur ein freundliches Gesicht, das aber so wenig unsre erfrorenen Glieder, wie unsre hungrigen Mägen zu stärken vermochte. Der Jude, der auch Kunstreisen macht mit Tabak und Leder in die Umgegenden, sagte, daß wir auf dem Wege nach Wilna mit dem schweren und breiten Wagen nicht vom Flecke kommen würden, wir möchten lieber eine Kibitke kaufen und den Wagen dort lassen oder nach Schawl zurück senden. Aber da ich nicht Lust habe, meine Sachen und meinen theuern Wagen in einem solchen Nest stehen zu lassen, um vielleicht nie wieder etwas davon zu Gesichte zu bekommen, so fuhren wir den andern Morgen nach Schawl zurück, um dann den Weg nach Tilsit weiter fortzusetzen; dort sollte mein Wagen bei Bekannten stehen bleiben, um ihn mir im Frühjahr nachkommen zu lassen. Nun wäre das Alles recht gut, aber wir dürfen ja nicht über die Gränze, bis unser Paß von Riga

hier ist. Ob dieser mich alsdann nach Deutschland zurück führen, oder von dort aus nach Warschau bringen wird, weiß ich noch nicht; darüber werde ich mich erst in Tilsit entscheiden, wo ich mir bei unterrichteten Leuten Rath erholen will. In keinem Fall aber reise ich diesen Winter noch nach Petersburg, sondern von Warschau nach Deutschland zurück, und gefällt es mir im nächsten Herbst, die Reise nach Petersburg zu machen, so werde ich wie jeder vernünftige Mensch von Lübeck aus mit dem Dampfschiff bei noch guter Zeit dahin fahren, denn die Landparthie durch den Schnee kenne ich nun aus dem FF und sehne mich nicht nach gründlicherer Erfahrung. Was helfen euch auch die armseligen Rubel, wenn ich auf einer Reise von 300 deutschen Meilen in dieser furchtbaren Kälte zu Grunde gehen sollte.

Nun wißt ihr meine Leidensgeschichte; was noch weiter geschah, werdet ihr von Warschau aus erfahren. Die Reise über die Lüneburger Heide nach Schwerin war eine wahre Lustfahrt gegen diese Parthie. O, man wird gar bescheiden in seinen Landstraßen-Anforderungen. Dazu gibt es in den polackischen Gasthäusern weder ein Bett noch einen Stuhl, noch einen Tisch, nichts als leere Zimmer; warum? damit man ihnen nichts stehlen kann, denn es ist hier gebräuchlich, daß man einsteckt, was da steht, liegt, kreucht und fleucht. Man muß also sogleich einen Juden herbeibringen und sich von ihm das Allernothwendigste besorgen lassen; dieser steht dann am andern Morgen, bevor es noch graut, schon an der Thüre, damit man ihm nicht etwa mit seinen sieben Sachen durchgeht. Ja, es ist viel angenehmer, in Nürnberg, hinter dem warmen Ofen, von russischen Reisen sich etwas erzählen lassen, als sie selbst durchmachen. Wenn wir aber einmal so viel beisammen haben werden, daß wir in einem kleinen Landhäuschen, fern von allen Plagen und all' dem Flitter, sorgenfrei mit einander leben können, dann will ich mich meines Lebens recht im innersten Herzen freuen.

Lebt wohl! Thut euch Gutes und laßt mir meine liebe Alte nicht sterben.

Eure **Agnes** mit erfrorenem Gesicht.

Von Tilsit wurde nun ein anderer Weg gemacht und Anfangs März war ich in dem an Palästen reichen Warschau.

Ich konnte dort nur einzelne Scenen geben, weil daselbst polnische Oper ist. Jedoch war es in pekuniärer Hinsicht schon der Mühe werth, in Warschau zu singen; für das, was man sich hier durch einige Scenen erwerben kann, muß man anderwärts Monate lang sich abplagen. Allein die Unkosten sind auch sehr bedeutend, bis man dahin gelangt, besonders wenn man es so unpraktisch anfängt, wie ich es that. Je nun, ich sollte auch einmal Lehrgeld geben; alles das würde vielleicht gar nicht vorgekommen sein, wenn mein kleiner Reisemarschall, meine Schwester, mir noch zur Seite gewesen wäre.

In Warschau herrschte allenthalben große Eleganz, und auch die Intendanz des Theaters hatte nichts von jener krämerhaften Mäklerei, mit der man sich im geliebten Vaterlande bisweilen abkämpfen muß.

In den geselligen Kreisen sind besonders die französischen Sitten eingeführt, doch ist der nationale Zug sentimentaler Schwärmerei und leicht erregbare Begeisterung vorherrschend.

Eines Tages wurde ich zu einer Soirée des Fürsten Statthalter eingeladen, die jedoch eingetretener Krankheit halber verschoben blieb. Es war mir hinterher leid, diesen merkwürdigen Mann nicht gesehen zu haben, denn in Lemberg erfuhr ich durch unsern Cousin Franz Ulrich, dessen Vater ein Bruder meiner Mutter und als Straßenbaumeister in Teschen angestellt war, daß die Mutter des Fürsten eine Cousine der Frau unseres Onkels war und somit meine durchlauchtigste Frau Base gewesen wäre. Der Fürst habe sich von unten hinauf zum Generalissimus empor

gearbeitet und ist dann zum Statthalter von Warschau ernannt worden. Hätte ich das gewußt, so würde ich meinen durchlauchtigsten Herrn Vetter vor Allem gebeten haben, daß er über die Landstraßen und Posthäuser-Einrichtungen einen Machtspruch ergehen lasse, damit in Zukunft arme Sängerinnen sammt ihrem Schäferhaus sich nicht unter so herben Drangsalen durch diese Wüstenei hindurch winden müssen.

In Warschau traf ich den ehrenwerthen Musikdirektor Mosewius, der durch seine wissenschaftliche Bildung wie durch seine Talente viele Ehre genoß. Wenn sich auch die Kunst allenthalben die Herzen öffnet, und somit der Künstler nie vor der Thüre zu stehen braucht, so dankt man doch seinem Schöpfer, wenn man im fremden Lande einem deutschen Ehrenmanne begegnet.

Während meines dortigen Aufenthaltes kam auch Thalberg dahin, der sich jedoch weit mehr als ich bemühte, nach Moskau zu kommen.

Auf der Reise nach Lemberg kam ich über die tragische Polenstadt Krakau mit ihrem imposanten Schloß, das in seinem verwitterten Zustande von hohen Felsen trauernd herabsieht. Die darin enthaltene Kirche birgt die Särge und Reliquien der Polenkönige und Helden. Betrübend war dieser Anblick. Die Fenster der Kirche und Paläste sind oft nur mit Papier oder Lappen zugeklebt, die schönsten Anlagen waren von Unkraut überwuchert und verwildert, selten erblickte man einen anständig gekleideten Menschen, nichts als arme, zerlumpte Leute.

Die Reise nach Lemberg machte ich mehr um meiner Verwandten willen, als um meine künstlerischen Erfahrungen zu bereichern. Indessen glaube man ja nicht, daß dort alle tieferen Interessen für die Kunst aufhören. Die Lemberger Dilettanten spielten die alte klassische Musik mindestens mit demselben Eifer, wie es bei uns in den ersten Städten der Fall ist und mein Cousin Franz, der seinen Bach, Händel, Beethoven u. s. f. gründlich

studirt hatte, fing förmlich mit mir zu hadern an, weil ich mich zu dem „Lumpenzeug" italienischer Musik, wie er sie zu tituliren beliebte, herum ziehen lasse. Ja, hab' ich etwa nicht hinlängliche Erfahrungen gemacht, wie schwer selbst die Intendanzen unserer vorzüglichsten Theater dahin zu bringen waren, mir Gelegenheit zu verschaffen, klassische Musik singen zu dürfen? Wär' ich aber darauf bestanden, einzig und allein nur diese zu wählen, so würde ich mit den Meinen Hungers gestorben sein. Zudem hatte ich auch immer den Grundsatz, daß, sowie dem ächten Künstler nichts in der Natur, weder der Grashalm, noch die Heuschrecke, weder das Glockenblümchen noch der Käfer zu klein ist, um ein menschliches Kunstwerk daraus zu schaffen, so dürfe auch dem Sänger keine Musik zu gering sein, um ihr nicht auch eine höhere Bedeutung, oder dem ihr eigenthümlichen Charakter volle Geltung zu verschaffen. Mir schien darin jedenfalls ein ernsteres Streben zu liegen, als wenn — wie man das oft genug sieht — halbgebildete Talente sich mit kühnem Muth auf den höchsten Wipfeln wiegen, nur um sich vor Andern ein Bischen groß zu machen — vor einigen Wenigen aber ob der Dreistigkeit, mit der sie das Edelste zu sich herabziehen oder sich davon tragen lassen, nur um so kläglichere Blößen zeigen. Während des Monats Mai und Juni sang ich in Lemberg und reiste alsdann über Posen, wo ich ebenfalls gastirte, in die Heimath nach Nürnberg.

Ich hatte mir nun allen Ernstes vorgenommen, mir einmal bei den Meinen ein wenig gütlich zu thun, und versprach einzig und allein nur in den heiteren Mittwochskränzchen bei der geliebten und allgemein verehrten Frau Fürstin, welche selbst sehr musikalisch war, mein Scherflein beizutragen. Herr v. F., der unser Haupt-Musikdirektor war, stöberte alle Musik-Handlungen durch, um das seltenste, noch kaum gehörte, von alten und neueren Musiken herbeizuschaffen. Es waren freundliche Stunden und edle Genüsse in den traulichen Kreisen dieser ehrwürdigen Dame.

Mein dolce far niente dauerte indessen nicht gar zu lange, denn eines Tages trat der bekümmerte Theaterdirektor B. mit emporgezogenen Augenbrauen bei mir ein — ein Banquerott stand ihm bevor und er hatte alle seine Hoffnungen auf mich gesetzt. Er lud mich für zwanzig Vorstellungen ein, garantirte mir jede derselben mit einem Honorar, wie es vor Jahren nur die Hoftheater-Intendanzen zu bieten vermochten, und da ich bei dieser Gelegenheit um so länger bei den Meinen sein konnte, so erklärte ich mich zur Annahme gerne bereit.

Die letzte Parthie, womit ich hier mein Repertoire zu vergrößern mich bemühte, war die Rose in Adlers Horst von Gläser. Nachdem nun die kunstliebenden Nürnberger auch bei diesem langen Cyclus zum Segen der Theaterkasse bewiesen hatten, daß ihre Begeisterung für mein Streben kein Flackerfeuer war, schied ich unter Dankesthränen des Direktors, sowie unter einem unermeßlichen Blumenregen und Ehrenbezeugungen aller Art von den biedersinnigen Kunstfreunden der ehrwürdigen Stadt.

Ich machte nun einen neuen Ausflug und sang in Regensburg, Stuttgart und Würzburg. Oft schon hatten die Direktionen von Hamburg und Frankfurt vergebens mit mir unterhandelt, weil sie gerade dann bei mir anklopften, wenn ich anderwärts versagt war. Nun kam der Kapellmeister und Mitdirektor C. Guhr von Frankfurt, um mich nach der Aufführung des Titus, der er beigewohnt hatte, für eine Reihe Gastspiele persönlich einzufangen, was jedoch abermals nicht geschehen konnte, da ich mich bereits für das Leben anderweitig gebunden hatte, und mein Abschied von den Brettern der Bühne bevorstand.

Ich erfüllte daher nur noch meine nächsten Verbindlichkeiten, welche ich mit den Direktionen in Aachen und Karlsruhe abgeschlossen, und endigte in letztgenannter Stadt meine künstlerische Thätigkeit.

Würde man mich fragen, weßhalb ich dieses mühevolle Wanderleben einem soliden Engagement an einer Hofbühne vorgezogen habe, so müßte ich antworten: daß es mir bei äußerer Solidität und innerer Unsolidität, bei äußerem Glanz und innerer Armuth auf die Dauer nie wohl geworden wäre.

Zu meiner Künstlerexistenz hatte ich zwar enorme Ausgaben nöthig, und von den Reiseunkosten per Extrapost, Gasthausrechnungen, Krankheitskosten, den fortwährenden Trinkgeldern und der Erhaltung einer kostspieligen Theater- und Civilgarderobe, so wie den sonstigen Erfordernissen, kann man sich beim ruhigen Fortgang eines alltäglichen Privatlebens gar keinen Begriff machen. Hier kann man einen ganzen Monat schon recht anständig mit dem leben, was ich dort oft in einem Tage verbrauchte, ohne eben absichtlich verschwendet oder einen sonderlichen Genuß davon gehabt zu haben. Indessen lebte ich abgeschlossen mit den Meinen ganz vergnügt in meinem Wagen, brauchte die Theaterwirthschaften nur im Vorübergehen flüchtig anzublicken, mußte nicht diesem oder jenem den Pantoffel küssen, um vor Intriguen und Chicanen Schutz zu finden, durfte mir vielmehr unter unbestochener Protektion des allgemeinen Urtheils auf ehrliche Weise und geradem Wege mein Brod verdienen. Schon früher bemerkte ich einmal, welchen Widerwillen ich vor einer gewissen Klasse Theaterautoritäten hatte. Dieser Widerwille steigerte sich immer mehr. Nun könnte man mir zwar entgegnen, daß vielleicht an kleinen Bühnen, wo die Mittel zur höheren Begründung socialer und ästhetischer Verhältnisse zu gering sind, der Mensch wie der Künstler leichter zurück geschreckt werden mag. Darauf müßte ich entgegnen, daß es gerade Hofbühnen waren, wo es bisweilen am schlimmsten aussah. An jenen Provinztheatern ist man doch wenigstens bescheiden und sucht sich eben so gut es gehen will durchzubringen. Hier aber machte sich Ignoranz, Dünkel und Grobsinnlichkeit oft weit ungenirter geltend. Finden

sich hie und da vielleicht auch ein Intendant, ein Kapellmeister, ein Regisseur oder ein paar andere Künstler, die das Ganze durch energische Thätigkeit und strenge Haltung zu heben und herauszuputzen bemüht sind, wie geht es aber beim Uebrigen in- und durcheinander her? —

Es ist nicht meine Sache, zu erwägen, ob jene Herren hinter den Lampen oder jene vor den Lampen mehr zur Demoralisirung beitragen; ich will auch darüber meine Beobachtungen unterdrücken, ob es mehr Frauenzimmer auf der Bühne oder außer derselben gibt, die sich aus Noth oder Verirrung förmlich darnach abmühen, zu Ehren oder zu Falle zu kommen. Jedenfalls wär' das aber weit mehr eines redlichen Mannes Sache, sie zu Ehren zu bringen, anstatt sie zum Gegentheil herab zu ziehen.

Es ist empörend, wenn man weiblichen Mitgliedern den Ehestand kontraktlich zu erschweren sucht, und ihnen droht, denselben umzustoßen, oder ihre Gage zu vermindern, wenn sie sich dergleichen einfallen lassen. Solche Zumuthungen passen für gemüthlose, überspannte oder solche Frauenzimmer, an denen nichts mehr zu verderben ist, nicht aber für körperlich gesunde und gemüthreiche Geschöpfe.

Ist das nicht schon traurig genug, wenn vornehme Männer zu stolz sind, ihre Frauen im Dienste der Kunst fortwirken zu lassen, sie ihrer gewohnten Thätigkeit entziehen, und alsdann oft aus Noth dennoch zu diesem Rettungsanker wieder zurückdrängen? Es muß auch das schmerzlich sein, wenn eine ihrer sicheren Existenz beraubte Frau bei den Anstrengungen und Mühen ihres Mannes sich sagen muß: All' diese Sorgen und Lasten sind durch dich ihm geworden! Es ist aber bekannt, daß alle unsere größten Sängerinnen, welche verheirathet waren — und das sind: die Catalani, die Milder-Hauptmann, die Pasta, die Malibran, Sonntag, Schröder-Devrient und noch viele andere, — bei diesem naturgemäßen Verhältniß nichts von ihren Kunstfähigkeiten verloren

haben; im Gegentheil! einige davon sind nicht nur nach wie vor die ausgezeichnetsten Sängerinnen geblieben, sondern auch glückliche Mütter, zärtliche Gattinnen und brave Hausfrauen geworden.

Wenn die Leute zur Hebung ihrer Begeisterung insbesondere einer Jungfrau bedürfen, und verlangen können, daß sie, weil sie eine Künstlerin ist, aufhören müsse, ein Weib zu sein, so zeigen sie hinlänglich, auf welcher Stufe ihr Kunstsinn steht. — Was nun aber das Weitere und zwar das Allererste betrifft, so habe ich in den verschiedenen großen Städten des In- und Auslandes leider zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß es allenthalben an der Hauptsache, nämlich an dramatischen Schulen fehlt. Man verläßt sich denn doch gar zu sehr darauf, daß die Talente bemüht sind, ihren eignen Weg sich zu bahnen, deßhalb es auch weit mehr interessante Talente als Künstler giebt. Sollte das nun nicht eine weit solidere Aufgabe sein, anstatt nur durch schöne Tempel, Decorationen, Garderobe und dergleichen Aeußerlichkeiten der Kunst zu dienen, insbesondere dafür zu sorgen, daß der Rock den Geist nicht überstrahle? — Wie leicht es aber einzelne Hoftheaterintendanten damit halten, die denn doch von ihren Fürsten dafür besoldet werden, um die Hauptsache zu fördern, könnte folgendes Histörchen ein Beispiel geben.

Einem jungen Mädchen, das aus innerem Drang für die Schauspielkunst sich bei einem solchen Herrn Rath erholte, wie sie es denn anfangen, wohin sie sich wenden müsse, um durch pekuniäre Opfer sich als Schauspielerin auszubilden, wurde Folgendes erwiedert: „Schule haben wir keine, Sie sind ja ein gebildetes Fräulein und werden sich leicht in Ihrer Aufgabe zurecht finden, nehmen Sie nur gleich eine recht große Rolle, worin Sie vom Stoff getragen werden, etwa die Jungfrau von Orleans oder sonst eine imposante Parthie, wodurch das Publikum sogleich einen rechten Eindruck bekommt.“

So spricht der Vorsteher einer solchen Anstalt. Ja, ich

habe sogar das schon sehr schön finden hören, wenn ein junges hübsches Mädchen dergestalt in den Tag hinein deklamirte:

Die Waff'm ruh'n, des Grieches Stürme schweich'n,
Auf plud'che Schlacht'n folcht Gesang und Danz.
Durch alle Straß'n dönt der mundre Reich'n,
Aldar und Kirche brangt in Festes-Klanz,
Und Pford'n bau'n sich aus grünen Zweich'n,
Und um die Säule windet sich der Geranz.

Auch findet man das bezaubernd, wenn eine vom Stoff getragene Jungfrau die Emphasis oder den Nachdruck des Tones, welcher sich auf die vorherrschende Idee des Sprechenden mehr als Anderer bezieht, in folgender Weise anwendet:

Kümmert mich das Loos der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'.
Doch du rissest mich in's Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl.

Ist nun schon im Allgemeinen in der Recitation und Deklamation keine Spur von den allernothwendigsten Vorstudien merkbar, so fällt die das Wort oft geradezu höhnende Aktion wo möglich noch beleidigender auf. Daß Mozart und Schiller auch den Ungeschicktesten glücklich über die See tragen, weiß man; der Zuhörer hält sich dann eben an den Inhalt der Musik oder des Gedichtes und beachtet nicht den ungebildeten Vortrag. Was läßt sich aber machen, wenn nebenher auch noch ein paar Hände und Arme des Sprechenden in monotoner Weise einmal um das andere sich nach dem Publikum hin ausbreiten, alsdann wieder

nach ihrer eigenen Brust zurückkehren, sich da kreuzen und winden, inzwischen aber immer wieder ohne alle Bedeutung nach dem Publikum hinausfahren? —

Wär' es nicht in der Ordnung, unsre jungen Talente vorerst von der blos richtigen Artikulation die anderweitigen zwanzig Stufen hinauf bis zum epischen und dramatischen Lesen auszubilden? Wär' es nicht am Platze, Anfänger vor Allem über die Stellung des Körpers: der untern Gliedmaßen, die Haltung des Leibes, des Kopfes, die Bewegung der Arme und Hände, sowie den mimischen Ausdruck zu unterrichten und ihnen vor Allem einen Begriff von dem Wesen und der Beschaffenheit der Aktion beizubringen, — auf welche die sinnigen Griechen einen so hohen Werth legten; anstatt die armen Geschöpfe mit bunten Lappen zur Augenlust herauszuputzen? Möchten doch unsre Herren Intendanten die hohe Wichtigkeit einer mimisch-deklamatorischen Ausbildung erwägen! denn in der Mimik und Deklamation kommen alle Kunsterscheinungen zur Darstellung, die des gegliederten Körpers in der mimischen Stellung und Bewegung, der Ausdruck des denkenden und fühlenden Geistes in der deklamatorischen Betonung. Wie schön und ehrenvoll wär' es, wenn sie mit aufrichtigen Gesinnungen dahin zu wirken suchten, daß im Menschen wie im Künstler das Licht der Seele reiner und geläuterter sich entfalten und uns erwärmen dürfte, als es die vergänglichen Reize zu thun vermögen ihrer „vom Stoff getragenen" Jungfrauen.

Es war ein weiter, mühevoller Weg, den ich machte, und dennoch hab' ich mein Ziel verfehlt. Das gemüthliche, sorgenlose Zusammenleben mit den Meinen, nach dessen stillem Frieden ich mein ganzes Leben hindurch mich sehnte, für dessen Begrün-

dung ich von Kindheit an gestrebt und gerungen, ist uns nicht geworden; ein Erdhügel deckt die treuen Herzen meiner geliebten, gottergebenen Mutter und Schwester.

Auch mein verehrtester Freund und Wohlthäter, der edle Vater Miksch, dessen Seele schon auf Erden himmlische Harmonieen verklärten, wurde einem höheren Leben zugeführt.

Die Kerzen von dem Weihnachtsbaum meiner Jugenderinnerungen sind abgeschmolzen — und die frohen Kinderträume zu.

Ende.